
Das bunte Buch.
Humoresken
aus
Zeit u. Leben,
Litteratur
und
Kunst
von
Ludwig Hevesi.
STUTTGART
C. Liebich fec.
Verlag von ADOLF BONZ & COMP.

Ludwig Hevesi.

Das bunte Buch.

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind von demselben Verfasser ferner erschienen:

Die Althofleute. Ein Sommerroman. Mit Illustr. von Wilhelm Schulz. Oktav. Geh. ℳ 3.—, hocheleg. geb. ℳ 4.20.

Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch. Oktav. Geh. ℳ 4.50, eleg. geb. ℳ 5.60.

Auf der Schneide. Geschichtenbuch. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Buch der Laune. Neue Geschichten. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Neues Geschichtenbuch. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Regenbogen. Sieben heitere Geschichten. Mit Illustrationen von W. Schulz. Oktav. Geh. ℳ 3.—, hocheleg. geb. ℳ 4.20.

Glückliche Reisen. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Ein englischer September. Heitere Fahrten jenseits des Kanals. Oktav. Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.80.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemütliches Kreuz und Quer. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—.

Almanaccando. Bilder aus Italien. Oktav. Geh. ℳ 4.50, eleg. geb. ℳ 5.60.

Blaue Fernen. Neue Reisebilder. Oktav. Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.80.

Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben. Mit 18 Illustrationen von Helene Bettelheim-Gabillon und 2 Bildnissen. Oktav. Geheftet ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.80.

Das bunte Buch.

Humoresken

aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst

von

Ludwig Hevesi.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1898.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorbemerkung.

Die meisten dieser Aufsätze sind seinerzeit durch viele Zeitungen gegangen und einige sind dabei etwas zu ernst genommen worden. Seefahrer und Handelsherren schrieben einer großen Zeitung in einer Hansestadt, sie hätten in meinem Tagebuch aus Tientsin „einige Unrichtigkeiten" gefunden. Es besteht natürlich aus lauter „Unrichtigkeiten". Die Untersuchung über Rembrandts Judentum, die allerdings mit dem Apparat der neuesten Rembrandtforschung arbeitet, ging selbst in Fachblätter über, und ein Amerikaner erweiterte sie ernsthaft zu einer ganzen Broschüre, natürlich ohne mich zu nennen. Die Bilderkritik über die Allerfreiesten regte die Künstler auf, doch habe ich die Genugthuung, daß die von mir erfundenen Gehirnlandschaften seither in „reinen Gehirndramen" eines skandinavischen Dichters eine Bewahrheitung gefunden haben. Meine Bekenntnisse als Bücherkritiker veranlaßten einen der berühmtesten deutschen Roman-

schriftsteller zu dem Ausspruch, daß ich mich durch sie unmöglich gemacht hätte. Der Scherz über „Müller und sein Kind“ zog meinem Blatte verdutzte oder besserwisserische Postkarten, sogar aus den Provinzen, zu. Um nun weiteres Unheil zu verhüten, sei hier bemerkt, daß einiges von dem Inhalt dieses Bandes, z. B. „Haupttreffergeschichten“, „Ein Original“, „Kyselak“ und „Charles A. Kesselmeyer“ buchstäblich wahr ist. Das meiste Übrige aber ist buchstäblich unwahr.

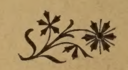
L. H.

Inhalt.

Näheres und Ferneres.

Wiener Sachen.

Menschen aus dem Leben.



Näheres und Ferneres.





Tagebuch aus Tientsin.

(1895.)

Also glücklich in dem berühmten Tientsin. Wie ich gefürchtet, waren allerdings mancherlei Förmlichkeiten zu überstehen. Kaum hatte ich das Land betreten, als mir ein Organ meine schwarze Brille entriß, da die Regierung alle Schwarzseherei verboten hatte. Dann mußte ich durch Zeugen beweisen, daß ich kein „Wo“, d. h. Japaner sei; mit Hilfe unseres Konsuls gelang dies so ziemlich. Auf dem Konsulat wurde ich kriegsmäßig bekleidet, d. h. in einen Anzug gesteckt, der aus unserer Nationalflagge geschneidert war. Alle Europäer decken sich jetzt so durch ihre Flaggen, um nicht vom Pöbel erschlagen zu werden. Die Amerikaner sehen aber dabei am elegantesten aus, da ihre Jacken gesternt, die Hosen aber gestreift herauskommen. Zu fernerem Schutz mußte ich, wie jeder Chinese thut, in eine Gilde eintreten, und zwar nahm mich, da ich in China kein Gewerbe ausüben will, die hiezu geschaffene Gilde der Gildenlosen auf. Der Vizekönig, dem meine Ankunft vor=

her gemeldet worden, schickte mir sogleich eine Einladung zum morgigen Diner. Sie war auf haigrauem Tschi-Papier (Beamtenpapier) geschrieben und die Adresse lautete: „Sr. Exzellenz dem Dreihundertjährigen (wo nicht mehr) He-Ve-Si, rothaarigem Teufel aus der westlichen Barbarei, derzeit am Hinterthürlein des Paradieses, genannt Tientsin." Die Vierteilung meines Namens in drei Hälften — um mich chinesischer Arithmetik zu bedienen — gefiel mir als sehr politisch. Offenbar das antike „divide et impera". Indes ist die Stimmung in der That keine behagliche. Unter meinen Fenstern wird soeben ein geschlagener General „schief enthauptet"; das ist eine Verschärfung gegen den geraden Schwerthieb. Glücklicherweise war er in der Schlacht verwundet worden, sonst wäre die Enthauptung mittelst des gefürchteten hölzernen Schwertes der Hochverräter erster Klasse erfolgt. Nachmittags wurde ich in eine Fabrik japanischer Köpfe geführt, die, um die Siegeszuversicht der Bevölkerung zu heben, an den Thoren aller Städte aufgepflanzt werden; sie sind sehr täuschend gearbeitet. Abends gingen wir in den sogenannten Tempel des heiligen Instanzenzugs, eines der Hauptheiligen des Reiches, da an seinem Thore ein neuerfundener Apparat, ein Bestechungs-Automat, aufgestellt werden sollte. Er erwies sich als ungemein praktisch; durch einfachen Einwurf des regelrecht beschwerten Gesuchs ist jede Bestechung vollzogen. Ich gestand mir, daß China sich auf der Bahn des Fortschritts zu bewegen scheine.

*

Heute ist der erste April, bei den Chinesen „Tag des Ernstes“ genannt. Ich war natürlich sehr gespannt auf das Diner bei Li-Hung-Tschang. In Begleitung von drei „nassen Soldaten“ (Seesoldaten) und einem „trockenen“ Offizier (Infanterieoffizier) machte ich mich mittags auf den Weg. Ich saß im Konsulats-Palankin und hatte die seit vier Wochen vorgeschriebene rosenrote Brille aufgesetzt. Im vizeköniglichen Viertel ging alles Volk barfuß; ein Dekret hatte dies zur Besänftigung der zürnenden Götter anbefohlen. Wir kamen am Richtplatz vorbei, wo eben ein Mann wegen Majestätsbeleidigung die gefürchteten „500 Berührungen“ erhielt, mit dem Bambus nämlich. Er hatte sich unterstanden, die Gelbsucht zu bekommen, und gelb ist die Farbe des kaiserlichen Hauses. Man nimmt es jetzt mit solchen Dingen sehr streng. Am Thore des Palastes gab ich meine chinesische Visitkarte ab, deren Länge mit einem Zollstock gemessen wurde, um das Maß der mir gebührenden Ehrenbezeigungen zu bestimmen. Da der Konsul mich als eine Persönlichkeit angemeldet hatte, die viel attisches Salz führe, wurden mir Verbeugungen im Winkel von 63 Grad gemacht, die den Salzkaufleuten zukommen. Wir gingen durch mehrere Höfe und in der Mitte eines jeden legte mein Begleiter, der Konsul, eine Schnur mit Käsch (durchlochter Scheidemünze) nieder. Bei unserer Rückkehr sollten wir sie sämtlich wieder mitnehmen, nachdem die ganze Zeit über ein Hofdiener dabei gestanden und das Geld mit einem Fächer in den Farben des Vizekönigs gefächelt hatte. Diese Panto-

mime meinte: „Dein Geld würde mir die Handfläche verbrennen.“

Im dritten Hofe stand ein Pavillon, der statt aus Backsteinen aus lauter russischem Ziegelthee gebaut war; ein unerhörter Luxus. Darin empfing mich der große Li, umgeben von zehn sogenannten Netto-Chinesen; in den zwei ersten Höfen hatte ich nur Brutto-Chinesen, d. h. ungewaschene, gesehen. Er trug bereits wieder die zurückerhaltene gelbe Reitjacke, im übrigen war er sehr einfach und hatte sogar statt des Kristallknopfes nur einen gewöhnlichen beinernen Hosenknopf an die Mütze genäht. Die Begrüßung war streng chinesisch. Er legte die Hand auf die Magengrube und sagte: „Wahrlich, du bist mein Ahnengrab.“ (Der verehrteste Gegenstand des Chinesen.) Ich aber markierte eine zärtliche Kußhand und sagte, wie mir empfohlen worden: „Ich küsse das Maß des Fußes der Kaiserin-Mutter.“ Dann plauderten wir ganz europäisch weiter, der Konsul diente als Dolmetsch. Li-Hang-Tschang ist ein über sechs „Männerfuß“ langer Chinese mit 5—6 Barthaaren am Kinn und vorschriftsmäßigen Schlitzaugen, hinter deren runden Gläsern „viel Verstand kauert.“ Er trug den amtlichen Schlafrock mit dem Damenfußstapfenmuster, an dem die chinesischen Staatsgroßen alter Schule auszählen, ob sie auf eine wichtige Frage Ja oder Nein sagen sollen. „Wir bekommen senkrechtes Wetter“ (d. h. Regen), sagte er freundlich. — „Wenn Exzellenz es gestatten, gewiß,“ antwortete ich höflich. Mittlerweile hatte ein Fremdling, der eben Audienz gehabt, das Gemach verlassen. „Ein

Amerikaner, der mir eine neuerfundene Amputationsmaschine für meine Feldlazarethe anbot," sagte Li achselzuckend.

Der Speisesaal war ganz „rothaarig" (d. h. englisch) eingerichtet. Sogar ein Thermometer hing an der Wand und wurde von einem eigenen Diener, dem vizeköniglichen Hofthermometerwärmer, unablässig gewärmt, da Li 25 Grad im Zimmer haben muß, um sich nicht zu erkälten. Es waren zwanzig Personen zu Tische, darunter der Chef des Schablonierungsamtes, ein Mann von Ideen, und drei noch nicht enthauptete Generale. Einer von diesen führte den besonderen Titel „Torpedomajor". Ein anderer war der General Ping, der wegen seines angeblichen Sieges bei Ni-Thao zum General Ring avanciert war. Das Avancement erfolgt nämlich im Alphabet; er begann als General Bing und hofft als General Zing zu sterben. Der dritte war bereits zum Sieger in der nächsten Schlacht ernannt und galt als sehr vorurteilsfrei; er trug sogar einen „westlichen" Korkhelm, weshalb ihn Li scherzend mit einer Champagnerflasche verglich, die auch Kork auf dem Kopfe habe. Er besaß auch schon Taschentücher, und zwar mit fünf rot eingefaßten Löchern für die Finger. Gespeist wurde ganz chinesisch, aber nicht übel. Die berühmte Haifischflossensuppe übertraf sich selbst. „Es sind Haifische aus Wai-Hai-Wai," flüsterte mir der Vizekönig zu, und der Konsul ergänzte bedeutsam: „Dort ist der Menschenhai heuer besonders fett." Neu war mir der Teifunbraten. So nennt man ein Schaf, das der chinesische Wirbelsturm Teifun ein paar Meilen weit über Stock und Stein vor

sich her gewirbelt hat, so daß es in einen außerordentlich mürben Fleischballen verwandelt ist. Mit schwarzem Eiweiß gespickt, schmeckt es köstlich. Eine Omelette aus Ameiseneiern wurde nicht minder gerühmt, doch konnte ich mir kein Herz zu ihr fassen, obgleich ihr Genuß eine Nachtigallenstimme verleihen soll. Auch daß man unter dem Titel „Geflügel“ alles, was da fleucht, vom fliegenden Fisch bis zur Heuschrecke, auftrug, war nicht nach meinem Geschmack. Dagegen nahm ich von einem Gericht, das sie „gebackene Sommersprossen“ nannten, zweimal; was es war, weiß ich nicht. Mandarinenten dürfen jetzt nicht geschlachtet werden, um den Respekt vor der Obrigkeit nicht zu schädigen.

Der Wein machte den General Ping-Ring sehr gesprächig. Während er etikettemäßig Bissen um Bissen in die Luft warf und mit dem Munde auffing, erzählte er mir von seinen kriegerischen Erfindungen. So hatte er Raketen mit Widerhaken anfertigen lassen, wie sie die Wo-Leute nicht haben. „Mein Günstling,“ kicherte er mir zu, „die werden was staunen!“ Auch hatte er in seinem Bezirke neue Straßen im Zickzack angelegt, was die Bewegungen der feindlichen Artillerie sehr verlangsamen werde. In seinem Lager waren die Papierlampions für Gasbeleuchtung eingerichtet, und seine mongolischen Musketiere mußten ihre 500jährigen Gewehre statt mit unsicheren Lunten, mittelst echter schwedischer Zündhölzchen abfeuern. Er hatte erst vor kurzem einen neuen wichtigen Fortschritt angebahnt und den Ersatz der bisherigen weichhölzernen

Geschützrohre durch harthölzerne beschlossen, ja solche bereits an bester Stelle, bei Krupp bestellt, aber noch keine Antwort erhalten. Seine Forts waren im besten Verteidigungszustand, er hatte sie eben erst neu mit stärkstem Pappendeckel überziehen lassen, und zwar mit gelbem, denn auf Kaisergelb wage niemand zu schießen. Nachmittags wolle er sein Stelzenkorps vor mir exerzieren lassen; er habe es für die Ueberschwemmungssaison eingeführt und die Leute könnten auf ihren Stelzen durch grundlosen Schlamm attakieren. Nur mit der Reiterei habe er sein Kreuz. Zwar sei durch einen seiner Rittmeister soeben eine Aufsehen erregende Erfindung gemacht worden, die sie den Japanern sehr überlegen machen werde, nämlich die der Steigbügel. Der große Fehler der chinesischen Kavallerie bleibe jedoch, daß sie meist nur auf dem Papier stehe. Allerdings habe er wenigstens die Qualität dieses Papiers schon zweimal namhaft verbessert, so daß ein Fortschritt nicht zu verkennen sei. Schlimmsten Falles habe man ja ein untrügliches Mittel, den Wo-Leuten Schreck einzujagen. Der Sohn des Himmels brauche sich nur zu entschließen, dem kaiserlichen Drachen im Reichswappen, der jetzt bloß fünf Klauen habe, noch eine sechste, ja eine siebente Kralle an die Füße malen zu lassen. Freilich greife ein Kaiser nicht so leicht zu einem so radikalen Mittel. „Mit Recht," warf der Torpedomajor ein, „das ganze Japan ist ein Schwindel. Es soll japanische Korps geben, die nur mit eisernen Fliegenklatschen bewaffnet sind. Und ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß sie Schanzen auf einem Fuße hüpfend

stürmen; da können sie freilich nicht leicht kehrt machen, um davon zu laufen. Der dritte General, Yeh II. mit Namen, trug auch einiges bei, um den japanischen Blödsinn zu kennzeichnen. Die Offiziere, sagte er, gingen nur maskiert in den Kampf, und zwar trage der Oberbefehlshaber eine Moltke-Maske, die zu seiner Uniform gehöre, so daß seine Truppen vom leibhaftigen Moltke kommandiert zu sein glauben. Die Korpsführer sollen alle die Bismarck-Maske tragen, um recht zu imponieren. Der japanische Hofkoch serviere sogar täglich eine Pastete aus süß zubereiteten Snider'schen Patronen, deren Kugeln wie Obstkerne auf den Teller gespuckt würden; das sei denn doch der höchste Chauvinismus. Doch was könne man von Leuten erwarten, in deren verrücktem Lande der Vollmond viereckig sei? Selbst darin glauben sie die Europäer nachäffen zu müssen.

Als das Porzellanbier kam — so heißt der Thee, weil er aus Porzellan getrunken wird — und der Duft des Tabaks, der durch Zuckerrohr geraucht wurde, süß in die Nasen stieg, begann der Chef des Schablonierungsamtes „die Opiumflöte zu blasen" und gab dabei einige seiner neuesten Ideen zum Besten. „Was nützen uns alle Panzerdschunken und Nanking-Uniformen?" sagte er. „Die Hauptsache ist doch der innere Friede. Ich habe, um den Schlägereien in meinem Viertel ein Ende zu machen, bei Todesstrafe verboten, andere als Porzellanstöcke zu tragen. Nun schlägt niemand mehr drauf los, weil sein Stock brechen würde." Er ließ sich eine neue Flöte reichen und

träumte laut über das ehrwürdige Gold in Mukden, den halbtausendjährigen Kriegsschatz der Mandschu-Kaiser. „Das Gold ist so alt, daß schon dickes Moos darauf gewachsen ist," rief er; „und die Japaner haben Kupfer und Papier, und die Japaner geben das ihre aus, während wir das unsere liegen lassen; wer wird also länger aushalten?" Er zündete eine dritte Flöte an und stammelte: „Wir müssen die Reiskultur heben, denn die ist unser Reichtum. Wie machen wir das? Indem wir die Schnapspreise auf die Hälfte herabsetzen. Dann zecht sich ganz China rote Nasen an, hi, hi! Dann plötzlich . . . verbieten wir die roten Nasen, hi, hi! Bei Todesstrafe! . . . Jetzt entsteht ein ungeheurer Bedarf an Reismehl, zum Einpudern, hi, hi! . . . Die Reiskultur wächst wahnwitzig und China ist reich . . . hi hi!" Er nickte ein, ehe er am äußersten Ende dieses volkswirtschaftlichen Fortschritts angelangt war. Der Konsul erzählte mir dann, dieser kühne Reformer habe sich eingehend über deutsche Verhältnisse unterrichten lassen und allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Chinesen sollten fortan den Zopf vorne hängen lassen, dann könnten die Deutschen nicht mehr höhnen: „Der Zopf, der hängt ihm hinten." Während noch der Konsul etwas vom wahren Fortschritt phantasierte und den Uebergang vom Kopfabschneiden zum Zopfabschneiden empfahl, stieß der Papagei des Vizekönigs in seinem Käfig, der eine vergoldete Krinoline, angeblich der Exkaiserin Eugenie ist, einen freudigen Mißton aus. Vorhänge rauschten zur Seite und die drei gefeiertsten Tänzerinnen Tientsins traten auf. Die eine

hieß „Tochter der Wolke“ und war in einen fashionablen Regenbogen aus sieben Streifen und ebenso vielen Lücken gekleidet. Die andere hieß „das göttliche Niesen“ und drapierte sich in einen weiß seidenen Sonnenschirm, einen bunten Fächer und noch andere Winterkleider. Die dritte aber war die „chinesische Venus,“ bei deren Erscheinen jeder Mensch geblendet in das göttliche Niesen ausbricht und alle Farben des Regenbogens spielt. Diese symbolische Trias führte uns zu Ehren eine Pantomime aus, die den Fortschritt bedeutete. Sie zogen goldene Telegraphendrähte von Gast zu Gast und sandten Küsse umher; sie wurden heiser, impften sich Blutserum ein und wurden wieder hell- stimmig. Auch trieben sie unsichtbare Japaner gefangen bis vor die Füße des großen Li. Wenn Shakespeare schon ins Pidjin-Englisch übersetzt wäre, hätten sie ein paar Ellen „Sommernachtstraum“ aufgeführt. Li-Hung-Tschang aber schwieg zu alledem, wie zu den weisen Reden seiner hoch- gestellten Gäste, die ihn nicht heiter gestimmt hatten. Als die drei Grazien wieder Luft geworden waren, ließ er uns vorzügliche Cigarren reichen, wie sie nicht einmal die Königin von England raucht, und führte uns in den Garten, an einen gewissen Punkt. Jenseits der Gartenmauer tobte ein seltsames Gerassel und Geklapper. „Ist dort der Uebungs- platz der Trommler Ihrer Armee?“ fragte ich betäubt. Er lächelte schwach und führte mich einige Stufen hinan, so daß wir über die Mauer blicken konnten. Jenseits einer Wiese übten sich zwanzigtausend chinesische Soldaten unisono aus Leibeskräften im Aussprechen des Mitlauters „R“.

Die Chinesen haben bekanntlich kein „R“ und sprechen es als „L“ aus, wie kleine Kinder. General Ping aber ließ seinen Truppen das rollende „R“ beibringen, um sie auf die Höhe der Neuzeit zu heben. „Glauben Sie, daß dieses Korps nun den Japanern gewachsen sein wird?“ fragte mich Li-Hung-Tschang ruhig.

*

Heute ist Li-Hung-Tschang nach Japan abgereist, um Frieden zu schließen. Um jeden Preis! Ich speiste bei General Ping, der darüber ganz aus dem Häuschen war. „Jetzt, wo meine ganze Armee ein „R“ hat, wie Fürst Bismarck! . . . Nie war China so gerüstet. Li muß von den Wo-Leuten bestochen sein.“



Rembrandt ein Jude?

(1895.)

Daß Shakespeare ein litterarischer Betrüger war und seine Werke von Lord Bacon gedichtet sind, leuchtet wohl jedem richtigen fin de siècle-Menschen ein. Auch daß Rembrandts Gemälde eigentlich durch seinen Schüler Ferdinand Bol gemalt wurden, wird seit Lautners famosem Buche schwerlich jemand bezweifeln wollen. Den beiden falschen Größen ist es so übel ergangen, als sie es verdient haben; dem Maler aber neuerdings doch noch schlimmer, denn während der Beweis, daß Shakespeare ein Jude gewesen, noch von keinem Menschen unternommen worden, ist dies seit kurzem hinsichtlich Rembrandts so viel wie erwiesen. Der Friedensrichter Osias U. Morary in Boston ist der ebenso kühne als glückliche Führer dieses Beweises. Das Fragezeichen im Titel seines Buches („Rembrandt a Jew? a critical disquisition. Boston, Hullo and Co. 1894.") bedeutet wohl mehr die Gewissenhaftigkeit des Juristen, als einen kunstkritischen Zweifel, denn Kunstkritiker, die einen neuen Fund gethan zu haben glauben, zweifeln niemals. Und

Richter Morary ist jedenfalls höchst befugt in der Sache, denn er hat, wie sein Vorwort mitteilt, lange Zeit als jüdischer Dolmetsch bei Gericht gedient, obgleich er von Haus aus ein guter Christ und Mitglied der methodistischen Gemeinde von Westhill-Square ist.

Wie die meisten großen Entdeckungen, so ist auch die seine einem ganz winzigen Keime entsprossen. Unter der Photogravure einer Zeichnung, welche Rembrandts Frau Saskia vorstellt, sah er einige Zeilen von des Künstlers Hand und hielt sie im ersten Augenblick für jüdische Kursivschrift. Es waren die Charaktere einer Hand, die in stoßweise hingesetzten Einzelbuchstaben solche Schrift zu schreiben pflegt, und zwar von rechts nach links. „Der Eindruck war ganz frappant,“ schreibt Richter Morary, „und ich staunte, als ich bei näherer Betrachtung dennoch einen christlichen Text von links nach rechts lesen mußte.“ Indes war seine „analytisch-kombinatorische Phantasie“ einmal erregt und er gab ihr nach. Er suchte Abbildungen von allem, was Rembrandt gemalt, radiert und gezeichnet, und seine Verdachtsgründe „wurden immer fetter.“ Selbst für eine ererbte Neigung der Hand, von rechts nach links zu ziehen, fand er merkwürdige Beweise. Er weist z. B. sehr scharfsinnig auf die Wendeltreppen in mehreren Bildern Rembrandts, (so im „grübelnden Philosophen“ des Louvre, im Porträt des Ephraim Bonus u. s. w.) hin, die ihre Schwenkung sämtlich von rechts nach links nehmen, während ein christlich gewöhnter Darsteller seine christlichen Wendeltreppen höchst wahrscheinlich von links nach rechts

gedreht hätte. Er weist auf das radierte Blatt „Dr. Faustus“ hin, wo die mystische Erscheinung als eine licht-umstrahlte kabbalistische Inschrift oder Formel dargestellt ist. Er macht auf das Schwanken in Rembrandts eigener holländischer Unterschrift aufmerksam, wo der Name bald mit „d“, bald mit „t“, bald mit „dt“ endet; ein Beweis, daß der Name erst seit kurzem in der geltenden Landes-sprache geschrieben zu werden pflegte. Das sind ohne Zweifel auffallende Beweisgründe, obgleich man einiges dagegen einwenden kann. Vor allem ist die Schrift kein sicherer Beweis, denn dann war auch der hochkatholische Lionardo da Vinci Jude, der seine großen Foliobände von rechts nach links in Spiegelschrift vollschrieb. Und die Richtung der Schneckenstiege ändert sich schon durch den Abdruck von einer Platte, so daß rechts und links sich vertauschen. Die unsichere Schreibung des Namens endlich hat Rembrandt mit seinen meisten Kollegen gemein; der Delfter Vander-meer ist gar mit Vermeer identisch und trotzdem kein Jude.

Doch betrachten wir den weiteren Forschungsgang Morarys, der sich übrigens weder philo- noch antisemitisch giebt und nur die reine sachliche Wahrheit sucht. Ueberaus lehrreich ist schon der Katalog des Rembrandt'schen Lebens-werkes. Wem muß es nicht auffallen, daß da nicht weniger als 41 Bilder aus dem alten Testament vorkommen? Und es sind ihrer noch weit mehr, allein viele gehen falsch ge-deutet unter unrichtigen Namen, wie die berühmte „Danae“ in der Eremitage, welche früher richtig „Sara“ geheißen hat und diese biblische Dame darstellt, die ihren geliebten

Tobias erwartet. Oder man zähle einmal die vielen berühmten „Rabbiner“ Rembrandts, in deren Gruppe aber noch viele andere bärtige Gestalten gehören, die nur als Gelehrte, Philosophen und Eremiten bezeichnet sind. Der „Rabbiner“ des Herzogs von Devonshire in Chatsworth kann sich am wenigsten verleugnen, denn er sitzt im Tempel und hinter ihm ragt eine Säule, um die sich eine Schlange windet, natürlich wieder von rechts nach links. Man vergesse nicht, daß Rembrandt selbst zur Zeit seiner Blüte in der Amsterdamer Judenstadt wohnte; in der Joden-Breestraat stand sein Haus und der portugiesische Jude Salvador Rodrigue war sein Nachbar. Dort fand er alle die krummnasigen Modelle für seine vielen alten Leute, unter denen die Geldwechsler auffallend häufig sind. Die „Geldwäger“ sind eine seiner Spezialitäten; selbst den holländischen Schatzmeister Uytenbogaerd konterfeite er als Geldwäger zwischen Geldsäcken ab, ja in Dresden giebt es sogar eine „Geldwägerin“ und unter den radierten Landschaften ist eine der schönsten das „Landgut des Geldwägers.“ Es hat gewiß seinen Grund, daß schon zwei seiner ersten Bilder (1627) ein „Geldwechsler“ und „Samson und Delila“ sind. Nach den alten Juden seiner Nachbarschaft malte er auch viele christliche Heilige; so ist der herrliche Apostel Paulus in Wien einer der schönsten sogenannten Rabbiner von ehemals. Diese Rabbinerbilder nehmen auffallenderweise zu, als der Künstler durch den Tod seiner geliebten Gattin tief gebeugt ist. Offenbar sucht er in solchen Zeiten der Prüfung geistlichen Trost und bezahlt ihn durch Porträts.

Aus jener Zeit (1645) stammt der berühmte Rabbi der Berliner Galerie, der auch von seinen Schülern oft gemalt wurde. Auch eines seiner besten Synagogenbilder (1648) ist in solcher Gemütsstimmung gemalt. Damit steht es wohl im Zusammenhange, daß er mit dem vorrückenden Alter sozusagen immer jüdischer wird, als zöge ihn etwas wie Reue aus der Christlichkeit zum verlassenen Ursprung zurück. Merkwürdig genug, daß ein Künstler von so glänzendem Namen, der zu den Berühmtheiten seines Wohnortes gehörte, keinerlei Verkehr mit den christlichen Geistesgrößen des damaligen Amsterdam pflegte. Dagegen waren zwei Juden seine besten Freunde, die er auch wiederholt gemalt und radiert hat. Der eine war der Rabbi Menasseh ben Israel, dessen weißer Bart und schwarzes Barett in der Petersburger Eremitage sich weithin anmelden. Er stand fast in gleichem Alter mit Rembrandt und sie waren als Nachbarn viel bei einander. Es ist gewiß eine höchst auffallende Thatsache, daß das einzige Buch, welches Rembrandt jemals illustriert hat, Rabbi Menassehs „La Piedra gloriosa“ war; er illustrierte es, obgleich er den theosophischen Inhalt gar nicht verstand, so daß er in der That nur verworrene, ja unverständliche Bilder zustande brachte. Der andere jüdische Freund war der portugiesische Arzt Ephraim Bonus (ursprünglich Bueno), der auch sein Hausarzt gewesen zu sein scheint. Und in dieses Kapitel schlagen endlich seine zahlreichen Bilder, die seit jeher unter dem Namen „Die Judenbraut“ gehen. Sie sind sämtlich bewunderungswürdige Meisterwerke, wie nicht

minder die Radierungen der sogenannten großen und kleinen Judenbraut. Noch in seinem spätesten Alter fühlte er das Bedürfnis, eine Judenbraut, die so und so vielte, zu malen. Das wichtigste an den ersten dieser Bilder ist freilich, daß sie Rembrandts eigene Braut Saskia darstellen. Die weltberühmte „Judenbraut“ der Galerie Liechtenstein, im roten goldgestickten Mantel, ist 1632 gemalt und das besterhaltene Saskiabild dieser Zeit. Kann es ein Zufall sein, daß der Künstler, als er seine leidenschaftlich geliebte Braut zum erstenmal und im größten Staat malte, sie als Judenbraut, d. h. als Braut des Juden Rembrandt, hinstellte? Zwei Jahre später entstand die Petersburger Judenbraut, wiederum auf sreichste geschmückt und mit Blumen bekränzt; immer Saskia als Judenbraut! „Wahrlich,“ ruft Richter Morary aus, „diese Bilder sind ein offenes Glaubensbekenntnis!“

Daß Saskia van Uylenburgh eine Jüdin gewesen, scheint dem Verfasser ausgemacht. (Er vergißt dabei hervorzuheben, daß eine ihrer Schwestern Hiskia hieß, wie einer der alten Könige von Juda.) Bei der damaligen Verwirrung der amtlichen Register war jede Unklarheit und Ungenauigkeit möglich. Die Biographen verzeichnen ganz genau, daß Rembrandt und Saskia am 22. Juni 1634 erst auf dem Rathause vereinigt und dann in ihrer Pfarrkirche durch den Pfarrer Rudolf Hermansz Luinga getraut wurden. Es ist schriftlich und amtlich aufbewahrt. „Schade nur, daß es nicht wahr ist!“ ruft Richter Morary aus. Der beste Beweis dagegen ist jene reizende Silberstiftzeich-

nung in Berlin, welche die junge Frau Saskia darstellt und folgende Unterschrift von des Künstlers Hand hat: „Dies ist nach meiner jungen Frau gemacht, da sie 21 Jahre alt war, den dritten Tag als wir getraut waren. Den 8. Junius 1633.“ Kein Mensch hat noch den Schatten eines Verdachts hinsichtlich dieses Bildes und dieser Schrift zu äußern gewagt. Wie reimt sich das nun mit jenem angeblichen 22. Juni 1634? Ein liebender Gatte, der drei Tage nach seiner Trauung Jahr und Tag derselben nicht mehr anzugeben, ja nicht einmal mehr auszurechnen weiß, müßte doch blödsinnig sein. In der That stecken sämtliche Rembrandt-Biographen rettungslos in dieser Klemme fest; keiner weiß das Rätsel zu erklären. Richter Morary kann dies auch nicht, aber er glaubt dem Gatten mehr als dem Kirchenbuche, wo seiner Ansicht nach auch eine Scheineintragung stattgefunden haben kann. Nach Saskias Tode lebte Rembrandt bekanntlich mit seiner braven Wirtschafterin Hendrickje Stoffels, einer Person von seltener Treue, welche die Vorsehung seines späteren Lebens wurde. Diese Ehe wurde als gelinder Skandal betrachtet, und im Jahre 1654 war Hendrickje sogar vor das Konsistorium geladen, das ihr dieserhalb einen strengen Verweis gab und ihr das Recht zur Kommunion nahm. Warum, fragt Richter Morary, diese strengen Maßregeln? Solche Verhältnisse waren ja nicht selten in Amsterdam. Offenbar nur, weil Hendrickje mit einem Juden lebte. Und dies sei jedenfalls auch die natürlichste Erklärung, warum er denn Hendrickje, die er so hoch schätzte, die auch so brav, treu, wirtschaftlich

und ihm unentbehrlich war, trotz alledem nicht heiratete. Als Jude konnte er dies nicht. „Ich fordere alle Rembrandtkenner auf, mir einen anderen, nur irgendwie möglichen Grund zu sagen!“ ruft Morary aus.

Richter Morary untersucht nun aufs Genaueste den Typus Rembrandts und seiner von ihm so oft gemalten Eltern. Die Selbstporträts Rembrandts zeigen außerordentliche Abweichungen. Man darf wohl sagen, daß keines ihn giebt, wie er war. Die frühesten (um 1629) darf man wohl geradezu Verchristlichungsversuche nennen. Er versuchte es auf jede Weise, den orientalischen Typus los zu werden. 1628 zieht er es vor, breit und viereckig auszusehen (Kassel); 1629 sucht er das Gegenteil und zieht sein Gesicht unglaublich in die Länge (Haag); 1630 versucht er es mit Häßlichkeit, er zeichnet sich mit offenem Munde u. dergl. Die Nase giebt ihm besondere Mühe. Vater und Mutter hatten gebogene Nasen, was in den Profilbildnissen deutlich genug wird; sich selbst malte der Sohn mit Vorliebe Stülpnasen, Stumpfnasen, ja Zwiebelnasen. Wer kennt sie nicht? Er macht eigene Vorstudien dazu, zum Beispiel in Radierungen wie „Rembrandt mit der flachen Mütze“ u. s. f. Meist ist er auffallend schlecht rasiert, da damals noch viele Amsterdamer Juden statt des Scheermessers das sogenannte „Aurum“ benützten, um sich den Bart wegzuätzen. In zahlreichen Radierungen und älteren Ölbildern ist dies leicht zu erkennen. Charakteristisch ist es, daß er die Arme oft zu kurz macht, z. B. auch beim Ephraim Bonus, und dies wird von manchen

dem jüdischen Typus zugeschrieben; er übertrug aber diese Eigenheit selbst auf Porträts von Christen, z. B. auf den alten Haaring, den „großen Coppenol," den Jan Lutma und andere. Ebenso muß man sich wundern, daß ein Meister wie Rembrandt, der alles wie kein zweiter machen konnte, erst gegen Ende seines Lebens dahin gelangte, ein leidliches Pferd zusammen zu bringen. Noch im Porträt Turennes ist es elend. Er war also kein Pferdekenner, jedenfalls kein Reiter, wie alle seine Stammesgenossen. Auch dem Schweine stand er fremd gegenüber. Er, der alles, was er sah, in dämonischem Drange malen und zeichnen mußte, hat nur drei oder vier Blätter mit Darstellungen von Schweinen hinterlassen. Dieses Tier lag, wie das Pferd, nicht in seiner Tradition. Erst im Jahre 1643 kommt ein radiertes Blatt mit einem Schweine vor. Augenscheinlich hatte er in seiner Judenstadt keine Gelegenheit, das Tier zu studieren. Dies muß sich auch auf seinem Tische bemerklich gemacht haben. Der alte Houbraken schreibt über ihn: „Er lebte sehr einfach und wenn er an der Arbeit war, begnügte er sich mit einem Stück Käse oder einem Hering und Brod." Also nicht etwa mit Schinken, Speck oder Wurst, obgleich doch die Schweinemetzgerei in Holland, wie die Bilder von Brouwer, Teniers 2c. zeigen, in floribus stand. Kein Wunder, daß im Louvre ein geöffnetes Rind von Rembrandt hängt, aber kein geöffnetes Schwein, wie es seine Landsleute mit Vorliebe gemalt haben. Auf dem berühmten Dresdener Bilde, wo Rembrandt, seine festlich gekleidete Saskia auf dem Schoße, mit ihr trinkt und lacht,

ist das Hauptstück des wohlgedeckten Tisches nicht etwa ein schön dressierter Schweinskopf, sondern ein Pfau im vollen Gefieder. Aber, wie die damaligen Satiriker rügten, in diesen hoffärtigen Pfauen steckten gar oft nur gemeine gebratene Gänse, und diese waren ja gerade auf einer jüdischen Tafel zu Hause. Warum sollte auch Rembrandt keine Gans in einen Pfau verkleiden? Verkleidete er doch sich, seine Familienmitglieder, Freunde und Modelle fortwährend in ganz abenteuerlicher Weise, zu intimen Zwecken morgenländisch, zu öffentlichen abendländisch. Sein ganzes Haus war eine Trödelbude voll solchen Krams. Auch dies hat seine guten Gründe. Rembrandt lebte in der Zeit der neuen Toleranz; Arminius in Leyden hatte erst vor kurzem, seit 1614 etwa, die Hexenprozesse und Judenverfolgungen abgeschafft. Die Juden waren nun auch in ihrer Tracht nicht mehr beschränkt und gaben sich dieser neuesten Freiheit mit Wonne hin. Sie gingen einher wie niederländische Edelleute; Rembrandt malte sich sogar mit einer gewissen Vorliebe geharnischt und bis an die Zähne bewaffnet, bald als Ritter, bald als Falkonier, Fahnenträger, ja als ungarischen Magnaten und leibhaftigen „Sobieski". Auch seinen Vater, der auf dem Bilde von 1630 mit dem im Profil gesehenen Kahlkopf und Nasenhöcker so recht alttestamentlich aussieht, malte er dann gelegentlich als Ritter mit glänzendem Halsberg. Seine Zeitgenossen wurden daran nicht irre und auch die alten Kataloge nicht. Ist es nicht sehr bezeichnend, daß ein Porträt dieses braven Alten (1630) lange Zeit als „der jüdische Philosoph Philo" durch die

Verzeichnisse ging? Und Roland Savery stach sein Porträt in orientalisierender Fassung, unter dem Titel „Mahomed“.

Im Alter von kaum 20 Jahren, nach Art der orientalischen Frühheiraten, hatte dieser höchst ehrenwerte Mann bereits eine ebenso wackere Frau genommen. Rembrandt hat seine Mutter immerfort gemalt, meist mit der Bibel vor sich, oft orientalisch gekleidet, sogar mit dem Turban um den Kopf, aber auch geradezu jüdisch, z. B. als früher sogenannte „Prophetin Anna“ (Oldenburg), deren Haare, nach der Beschreibung eines berufenen Schilderers, „wie bei einer Jüdin, unter einer weißen Haube verborgen sind.“ Die Untersuchungen Richter Morarys über Rembrandts Vater ergeben, um kurz zu sein, eine höchst merkwürdige Thatsache. Bisher galt er als Müller und man kennt auch alles dazu Gehörige genau. Allein Gerard Dous Bild: „Der Zahnreißer“ im Louvre steckt ein neues Licht auf. Gerard Dou war ein Schüler Rembrandts und hat den Vater seines Lehrers als Zahnreißer dargestellt. Die Porträtmäßigkeit ist unbestreitbar und anerkannt. Was läge da näher, als zu mutmaßen, daß der alte Rembrandt einer der jüdischen Ärzte in Amsterdam gewesen sei? Eine Bemerkung in Arent van Buchels „Res pictoriae“ kann vielleicht dieses Licht verstärken. Van Buchel äußert sich unter anderem über den aufstrebenden Rembrandt: „Molitoris etiam Leidensis filius magni fit“ (auch der Sohn eines Leydener Müllers wird ansehnlich). Molitor (= der Mahlende) bedeutet nun freilich für gewöhnlich Müller. Allein in dem willkürlichen Latein jener Zeit war es ganz

gut auch für molaris (Mahlzahn, Backenzahn) zu verwenden. In der philologisierenden Humoristik von damals könnte der Satz dann bedeuten: „Der Sohn eines Meister Backenzahn aus Leyden," d. h. eines Zahnarztes. (Richter Morary kennt leider den deutschen Familiennamen „v. Maltzan" nicht, der ihm ein unschätzbares Analogon geben könnte.) Ist diese Voraussetzung richtig, dann erklärt sich auch so manches in Rembrandts Werk. Ohne Zweifel wird er seinem Vater als chirurgischer Gehilfe gedient, wohl auch selbständig operiert haben. Jedenfalls beschäftigte er sich viel mit Anatomie; die berühmten „Anatomien", Seziersaalscenen, die er malte, sind klassische Zeugnisse dafür. Kann es Wunder nehmen, daß Dr. Tulp sein Anatomiebild bei keinem anderen, als bei ihm bestellte? Oder daß Rembrandt die Freundschaft jüdischer Aerzte und kabbalistisch kurierender Rabbis suchte? Durchmustert man seine Studienblätter, so erstaunt man über die Menge elender Krüppel, die er mit Stift und Nadel dargestellt hat. Wo in aller Welt nahm er diese Sammlung von Bresthaften jeder Art her? Seine Patienten müssen sie gewesen sein. Unter seinen weiblichen Aktstudien giebt es welche, die nur unter dieser Voraussetzung denkbar sind, da einerseits weibliche Modelle schwer zu haben waren und andererseits so abnorm häßliche Modelle von einem Künstler schwerlich gewählt worden wären. Stelzfüßige, wassersüchtige, einarmige, bucklige, gichtbrüchige Leute tummeln sich in buntem Gewirr auch auf dem berühmten „Hundertguldenblatt," das den Kranken heilenden Christus darstellt; es sind

augenscheinlich lauter arme jüdische Patienten aus der Amsterdamer Judenstadt, die den ärztlichen Rat durch Modellstehen vergalten.

Das wäre so in großen Zügen der Gedankengang Richter Morarys. Vor seinem Richterstuhle kann, wie man zugeben wird, der bisherige Rembrandt ganz und gar nicht bestehen. Er begnügt sich aber nicht mit der Kombination wohlkritisierter Thatsachen, sondern faßt die Frage auch vom Standpunkte des „ethnographischen Kunstpsychologen" ins Auge. Er widmet z. B. ein eigenes Kapitel dem Helldunkel des Meisters und weist dessen national-jüdischen Ursprung ausführlich nach. „Dieses Helldunkel," sagt er, „ist nichts anderes, als der höchste ästhetische Ausdruck, die Idealisierung jenes Dunkels, in dem die Vorfahren des unvergleichlichen Meisters fünfzig Generationen hindurch manipuliert, oder um eine bekannte Redensart zu gebrauchen: jenes Trüben, in dem sie gefischt haben." Rembrandt hat dieses „Trübe" geläutert, veredelt, verklärt, aber noch immer fischt er darin, wie alle seine Altvordern, und was er herausholt, ist eitel Gold und Edelgestein. Dies kann ebenso gut wörtlich gelten. Rembrandt war der größte Schmuckmaler aller Zeiten, er hatte die altererbte Passion des Geschmeides. Er kaufte es überall her zusammen und überhäufte damit seine kleine, üppige, in Samt und Brokat erstickende Saskia, wie alle Orientalen es thun. Ein genialer Trödlergeist hat sich hier in höchste Kunst umgesetzt. Und nun sehe man dazu den merkwürdigen Gegensatz, der allerdings im Judenviertel zu begreifen sein wird:

das Inventar seines Nachlasses führt ganz auffallend wenig Leib- und Tischwäsche auf. Bei den echten christlichen Holländern war gerade diese bekanntlich die Hauptsache, ja der Stolz ihrer Frauen; im Hause Rembrandt trug man reiche Oberkleider und ärmliches Unterzeug. (Der Herr Friedensrichter übersieht hiebei, daß Rembrandt zu Saskias Lebzeiten sehr wohlhabend, bei seinem Tode aber ein vollkommener Habenichts war, dessen Ober- und Unterkleider sich in gleich jämmerlichem Zustande befanden.) Den Wert des Geldes habe Rembrandt gar wohl gekannt und es sei gewiß tief begründet, daß er die Scene malte, wo der reuige Judas dem Hohenpriester das Geld zurückbringt; diese Scene müsse ihm als die besondere Tragik in Judas Ischarioths Leben erschienen sein. An den oft erwähnten Geiz Rembrandts glaubt er nicht, allein ebenso wenig an dessen Verschwendungssucht. Er war einfach ein unsolider Geschäftsmann, der schließlich Bankerott machen mußte. Daß er den Vorstand der Bankerottkammer, den alten Haaring, und auch noch den jungen Haaring, und den Sekretär der Kammer obendrein porträtierte, um sie sich günstig zu stimmen, oder daß er dem widerstrebenden Sekretär des Prinzen von Oranien, wegen der prinzlichen Bestellungen, durchaus ein 10 Fuß hohes und 8 Fuß breites Bild verehren wollte, liegt ganz in der Natur solcher Leute. Das sind, wenn man will, verschämte Bestechungsversuche. „Die Juden“, sagt Richter Morary, „sind vorzügliche Geschäftsleute; wenn aber einmal einer ein schlechter Geschäftsmann ist, dann ist er es auch so sehr, daß ihn darin kein

Christ und kein Türke erreicht.“ Und einer dieser unglaublich schlechten Geschäftsleute sei Rembrandt gewesen. „Ungeschickt bis zum Schein der Unehrlichkeit.“

Die allzu scharfsinnige und darum etwas schartige Studie des Richters Morary in Boston ist ein Auswuchs jener modernen Kritik, die durch Skepsis bis aufs Messer und eine mikroskopierende Silbenstecherei aus dem gegebenen Stoffe alles herauszudividieren vermag. Ist der Stoff reichhaltig, so läßt sich aus ihm durch Gruppierung und Beleuchtung der passenden Züge, bei Unterdrückung oder Beschattung der unpassenden, einfach jede These beweisen. Oder sollte Richter Morary nur eine Parodie dieser kritischen Richtung haben liefern wollen? Möglich ist ja auch das. Möglich ist sogar, daß irgend ein Bezweiflungskünstler ihm den Beweis führen wird, sein Buch sei eigentlich gar nicht von ihm geschrieben und er selber existiere vielleicht nur im Gehirn eines sensationssüchtigen Zeitungsschreibers, z. B. in dem meinigen. Armer Richter Morary!



Jener Engländer.

Ein Kapitel zur Reisezeit.

(1891.)

Ich weiß nicht, ob er Mr. White oder Mr. Black heißt, Mr. Smith oder Mr. Long, Mr. Soundso oder Mr. Dingsda. Ich weiß nicht, ob er in London oder Londonderry, in York oder Cork geboren ist. Ich weiß nicht, ob er lang und dürr ist, oder kurz und dick, oder gar beides zugleich. Ob er einen roten Backenbart und blaue Augen hat oder umgekehrt. Ich weiß nicht, ob er elektrische Schuhnägel fabriziert oder Direktor einer Seewasserversüßungs-Aktiengesellschaft in Melbourne ist, oder Prediger einer mormonogamischen Sekte in Wellington, oder Schweineschlächter in Gladstone. Ich weiß nicht einmal, ob er jung oder alt ist, ja ob er überhaupt existiert.

Und kein Mensch auf Erden weiß das. Ebenso wenig wie ich wissen es tausend andere Schriftsteller, die gleich mir im Sommer ihre Reisen beschreiben und überall jenem Engländer begegnen und ihn mit beschreiben, in aller Aus-

führlichkeit. Wir zählen seine Zähne und machen Ausfälle auf seine Haare. Wir sind geistreich auf Kosten seiner Sommersprossen und untersuchen tiefsinnig, warum sein Anzug gewürfelt und nicht gestreift, oder gestreift und nicht gewürfelt sei. Wir übergießen seinen rotleinenen Bradshaw und seine gelbledernen Schuhe mit der ätzenden Lauge unserer Satire. Wir übersetzen sein gutes königlich großbritannisches Englisch ins Kauderwelsche und führen in dieser angeblichen Mundart Aussprüche von ihm an, die er gar nicht verstehen würde. Was in aller Welt würden wir nur anfangen, wenn wir jenen Engländer nicht hätten, ... den wir thatsächlich nicht haben?

Allerdings, nur ein Mensch, der nicht vorhanden ist, kann das leisten, was jener Engländer leistet. Tausend Feuilletonisten erblicken ihn gleichzeitig an tausend Punkten des Erdballs und seine Anwesenheit ist überall gleich unleugbar. Er ist der Mann, der die Sixtinische Madonna in Dresden für die Sixtinische Kapelle in Rom hält. Er radebrecht in Krakau spanisch, weil er in der spanischen Provinz Galicia zu sein glaubt, und in Wien französisch, weil er es für Vienne in Frankreich hält. Brauchen wir einen Mann, der mit einem Kahne durch die Welt reist, um alle Wasserfälle zu befahren, so ist jener Engländer zur Hand. Hat ein Ungeheuerlicher gewettet, den Mont Blanc mit spitzen Schnabelschuhen zu besteigen und kommt dann richtig auf den Händen herunter, so war es jener Engländer. Spielt jemand im Nachbarzimmer neben uns die ganze Nacht auf dem Schnarchophon, so ist es wieder kein

anderer und wir sind selbstverständlich froh, daß er uns, als wir dagegen protestieren, nicht durch das Schlüsselloch der Zwischenthür niederboxt. Er ist der Mann, der gewettet hat, auf einem Steckenpferde von Paris nach Moskau zu reiten und vielleicht gar unterwegs kein einzigesmal zu futtern und zu tränken. Er ist der Alpenfex, der sich aus dem Eise des Glacier des Bossons einen Briefbeschwerer schnitzen läßt, um ihn daheim auf seinen Schreibtisch zu legen; hinterher bemerkt er erst, daß das elegant durchgeführte Schnitzwerk schmilzt, so daß er den Briefbeschwerer in einer Flasche mitnehmen muß. Einer meiner Kollegen sah ihn, als er eben das vierhundertstemal (nacheinander!) die Ueberfahrt bei Calais machte, um sich für eine Reise um die Welt die Seekrankheit abzugewöhnen. Ein anderer Herr Kollege begegnete ihm auf einer Rheinreise, die er bloß zu dem Zwecke unternommen, um die Pappeln zu zählen, deren lange Reihen jenen Strom begleiten. Ein dritter sah ihn auf seiner Hochzeitsreise über das Stilfserjoch wandern und dabei seine junge Frau (folgt ihr nicht sehr geschmeicheltes Bildnis) in einem englischen Patentschubkarren fünf Tage lang vor sich her schieben, wobei sie genau so viel an Gewicht zunahm als er verlor. Ein vierter sah ihn verhaften, als er den Versuch machte, die berühmte große Zehe der Sankt Petersstatue in Rom, so weit sie nicht hinweggeküßt ist, abzubrechen. Ein fünfter sah einen, der ungemein zerstreut war, so daß er einen schwarzledernen und einen grauleinenen Schuh trug und an ein blau-weiß gestreiftes Hemd einen rot-blau gestreiften Hemdkragen, eine

schwarz-weiß getüpfelte und eine schottisch gevierecкte Manschette angeknöpft hatte.

Und alle diese Engländer sind ohne Widerrede geglaubt worden. Warum nicht? Ein Engländer ist alles fähig. Er genießt seit unvordenklicher Zeit den Ruf eines Sonderlings und wird gewiß alles mögliche thun, um ihn nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Ich selbst glaube ohne weiteres jeden gedruckten Engländer, auch einen, den ich selbst erfunden habe. Nun ja; warum soll ich nicht vor vierzehn Tagen in Interlaken einen Gentleman, namens Mr. Brown gesehen haben, der ein schwarzes Monokel trug? Ueber eine schwarze Brille würde sich kein Mensch aufhalten, die würde jedermann als etwas ganz gewöhnliches erscheinen. Und ein schwarzes Monokel ist ja nur die Hälfte einer schwarzen Brille, also gerade doppelt so wahrscheinlich wie diese. Ich glaube sogar eine Brille mit einer schwarzen und einer grünen Scheibe, denn die Augen können ja verschiedene Leiden haben; wie manches Glas hat zwei verschieden geschliffene Linsen, warum also nicht zwei Farben? Allerdings muß das Erfinden sich innerhalb des Wahrscheinlichen bewegen. Denn wenn mir heute ein Münchhausen einen Engländer einreden wollte, den er in einer Wildnis der sächsischen Schweiz, wo es im Wirtshause nicht einmal Eßzeug gab, die Suppe habe mit der Höhlung seiner schwarzen Brille löffeln sehen, so würde ich ohne Zaudern rufen: „Oho, Herr Kollege, lügen Sie gefälligst etwas besser! Einem Engländer dürfen Sie alles in die Schuhe schieben, aber nur beileibe nichts Nichteng-

lisches. Beim Essen aber versteht der Engländer keinen Spaß, das Tischzeremoniell wird er nie und nimmer verletzen; hat er zur Suppe keinen Löffel, so wird er eben keine essen, nicht aber sie aus einem Gerät schlürfen, das augenscheinlich kein Suppenlöffel ist."

Die von mir erdichteten Engländer erfreuen sich denn auch durch die Bank einer unglaublichen Glaubwürdigkeit. Zuweilen ist die Versuchung allerdings stark, sich ins Unwahrscheinliche zu verirren, aber ich weiß mich immer so weit zu beherrschen, daß ich wenigstens innerhalb des Zweifelhaften bleibe. Lieber unterdrücke ich sogar etwas mit eigenen Augen Gesehenes, z. B. jenes englische Ehepaar, das ich voriges Jahr auf einem „zweischläfrigen" Veloziped den Schwarzwald befahren sah. Der Gatte, der zugleich als bewegendes Prinzip des Dreirads fungierte, saß vorne und hatte einen soliden Tornister auf den Rücken geschnallt. Dieser Tornister ließ sich aufklappen, wie ein Damenschreibtisch von Anno dazumal, und dann erschien auf seiner Platte eine Theemaschine. Die den Rücksitz einnehmende Gattin entzündete den Weingeist und kochte im Fahren den Thee, als säße sie zu Hause am Fünf-Uhr-Tische. Ich habe diese Episode nirgends erwähnt, aus Besorgnis, daß man sie nicht glauben würde. Und doch ist sie buchstäblich wahr. Ich besitze noch die Geschäftskarte jenes Herrn, der der Erfinder jenes Thee-Tornisters ist und ein Patent darauf genommen hat und mit seiner Frau zu gar keinem anderen Zwecke reist, als um in Gegenden, wo es viel englische Touristen giebt, für seinen neuen Artikel Reklame zu machen.

Ja, ich gehe in meiner Vorsicht entschieden zu weit. Wie viele Jahre ist es her, daß ich jenen Engländer in Genf beobachtete, wie er aus dem Bassin auf der Rousseau-Insel mit einem Schmetterlingsnetz die Goldfische herausfing, um sich sein Leibgericht, gebackene Goldfische, machen zu lassen. Die Genfer Blätter brachten tags darauf diese Tagesneuigkeit und gaben die Schadenersatzsumme an, die der Gentleman zahlen mußte. Und ich wollte nicht der erste sein, der diesen Fall in der Zeitung erwähnte, um nicht das Kopfschütteln des Lesers herauszufordern. Telegraphieren hätte ich die Geschichte sollen! Ich werde das auch sicher thun, wenn ich wieder etwas derartiges sehe, z. B. daß jener Engländer bei Tische zum Braten eingemachte Johanniswürmchen bestellt, die ja gewiß viel besser schmecken als eingemachte Johannisbeeren, . . . die er vielleicht gemeint hat. Auch werde ich jenen „freigeborenen" Engländer nicht mehr unterdrücken, dem auf einer Reise zum Nordkap eine Cigarrenschachtel als Reisekoffer genügte. Und ebenso wenig den alten Lord Houghton, den man mir in einer Loge der Pariser Oper zeigte, und zwar in einem eleganten Schlafrock, da er ja nur zum Schlafen hinging. Und ebenso wenig jenen Engländer in Florenz, der nur Konzerte, Theatervorstellungen und sonstige Unterhaltungen besuchte, welche blaue Anschlagzettel hatten, da er für seine schwachen Augen diese als die heilsamsten betrachtete. (Was übrigens in der That nur dem Anscheine nach sonderbar ist, da jener Engländer die Anschlagzettel erst las, rote und weiße aber nicht, weil ihr Papier seine Augen blendete.) Ueberhaupt

ist jener Engländer sehr besorgt um seine Gesundheit. Ich sah ihn einst in Dresden von Gasthof zu Gasthof fahren, immer mit der Frage: „Haben Sie ein Telephon?“ Und wenn man ihm dann mit einer auf der Höhe moderner Technik stehenden Miene die Fernsprechvorrichtung zeigte, fuhr er schleunigst wieder weiter. Im Hotel Bellevue kannte man ihn schon, samt seiner Marotte. Er hält nämlich das Telephon für einen der gefährlichsten Verbreiter von Krankheiten. Er behauptet, daß, wie Schall und Licht, auch Ansteckungsstoffe sich elektrisch fortleiten lassen. Als Beweis führt er seinen chronischen Ohrenkatarrh an, den er sich dadurch zugezogen habe, daß er sich mit jemandem telephonisch unterhielt, der an chronischem Rachenkatarrh litt.

Ja wohl, ich bin fest entschlossen, von jetzt an jedem Engländer freien Lauf zu lassen, in welcher Gestalt er mir auch begegne oder nicht begegne. Und allen meinen Kollegen von der touristischen Feder rate ich neidlos das nämliche zu thun. Sie werden sehen, daß dies unseren Reiseberichten zum Vorteile gereichen wird. Wir werden nicht mehr in Verlegenheit sein, wie wir einer abgedroschenen Gegend, etwa Neapel oder dem Rigi, eine neue Seite abgewinnen sollen. Wir werden dort einfach jenem Engländer begegnen, wie er sich gerade an einem Bindfaden, oder noch besser an einer Maccaroninudel, in den Krater des Vesuvs hinabläßt, oder vierzehn Tage in der Blauen Grotte zubringt, weil er die Gelbsucht hat (gelb ist die Komplementärfarbe zu blau, der Farbeneffekt wird also dadurch doppelt prächtig), oder wie er den bekannten Sonnenauf-

gang durch einen Operngucker bewundert, den er vergessen hat, aus dem Futteral herauszunehmen, und hinterher über die Unsolidität dieser Sonnenaufgangs-Aktiengesellschaft loszieht. Ich glaube, ich werde mir dazu eigens gedörrte und keimfrei eingemachte Engländer aus entfernten Kolonien kommen lassen, weil diese noch größere Schuhe tragen, in die sich noch mehr hineinschieben läßt. Aus Neuseeland etwa, mit dort erworbenen Neigungen zur Menschenfresserei, so daß sie statt des Roastbeefs den Kellner auf den Teller legen; oder aus Britisch-Guyana, mit der Klapper einer Klapperschlange als Berloque; oder aus irgend etwas, was mit „Van“ anfängt und mit „Land“ aufhört. Denn jener gewöhnliche englische Engländer nützt sich nachgerade auch schon ab, wir haben ihn zu viel in der Welt herum gehetzt. Er ist im stande, sich schließlich noch zu einem wirklichen Englishman aus Fleisch und Bein zu verdichten — und dann ist er für uns zu nichts rechtem mehr zu gebrauchen.



Die Allerfreiesten.

Aus dem Pariser Kunstleben.

(1895.)

„Les librissimes“ nennt sich, höchst unakademisch, ein Klub hochbegabter, aber etwas unwahrscheinlicher Neumaler. Er besteht seit einem Jahre und ist aus einer Verbindung oder richtiger Verschwörung hervorgegangen, welche „Sainte Cymaise“ hieß. Die Erklärung dieses Namens kann nicht kurz sein. La cymaise bedeutet nämlich eine Hohlkehle, und im Pariser „Salon“ insbesondere jenen Winkel, den die untere Holzvertäfelung der Wände mit den Wandflächen selbst bildet, oder bilden könnte. In dieser Art von Hohlkehle, die sich in Brusthöhe des Beschauers befindet, sieht man die Bilder am besten. Dorthin gehängt zu werden, ist also ein großer Vorteil. Jüngere Künstler kämpfen Jahre lang um die „Ehre der Cymaise“, ältere haben ihren Platz an der Cymaise oft mit Aufwand aller ihrer gesellschaftlichen Verbindungen zu verteidigen. Die Cymaise verlieren, heißt aus der Mode kommen, bankerott

sein. Darum haben jene Jungen sich eine eigene Schutz-heilige geschaffen, die heilige Cymaise. Diese soll ihnen helfen, den republikanischen Grundsatz der Gleichheit der-gestalt durchzuführen, daß jedermann an die Cymaise ge-hängt werde. „Die Cymaise für alle!“ lautet das Feld-geschrei. Und um die Durchführbarkeit ihrer Forderung zu beweisen, veranstalten sie eine Ausstellung, in der über-haupt nur einreihig gehängt wird, an der Cymaise näm-lich. Giebt es etwas einfacheres? Es ist rein das Ei des Entdeckers von Amerika.

Die Ausstellungen der „Sainte Cymaise“ finden im Passage des mille et une colonnes statt, werden aber wohl erst von der heurigen Weihnachtsausstellung an Aufsehen erregen, da sich aus dem Plenum der Verbindung der Geheimklub der librissimes herauskristallisiert hat. Es war mir vergönnt, schon jetzt einen Blick in die zehn Salons zu werfen, und ich kann versichern, daß die Aller-freiesten auch das Allerneueste an Malerei bieten. Eine Schablone giebt es bei ihnen nicht, wohl aber Einfälle persönlicher Art, denen allen gleiches Recht zuteil wird. Ihre Hängekommission ist die Unparteilichkeit selbst und trachtet jedes Werk unter den günstigsten Bedingungen vor-zuführen. Es ist ein Idealzustand, wie er im „Salon“ des Paradieses vor dem Sündenfall geherrscht haben muß.

Gleich im ersten Saale fällt manches Glückliche auf. An einer Wand hängen bloß blaue Bilder, d. h. solche, in denen die blaue Note vorherrscht. Diese Künstler nennen sich „bleuistes“, die Blaumaler. Man denke aber

nicht etwa an abgedroschene italienische Himmel und mittelländische Meere. Sie spüren im Gegenteil dem versteckten Blau in allen Dingen nach und kitzeln es schlau aus seinen Schlupfwinkeln heraus. Gainsboroughs berühmter „blue boy“ und Max Klingers vielumstrittene „l'heure bleue“ sind überwunden. Lahayes „Pathin“ beweist, daß Pathinnen in der Regel einen Stich ins Blaue haben; aus Thénardiers „Erster Liebe“ geht handgreiflich hervor, daß das Erröten eigentlich ein entschiedenes Erblauen ist; Sax' Winterlandschaft: „Blauschnee“ erklärt sich selbst; Léon de Dreux aber schießt den Vogel ab, indem sein großes Bild: „Mohnblumen“ förmlich kornblumenblau wirkt. Diese Mohnblumen sind denn auch der große Erfolg der Bleuisten. In der Mitte ihrer Wand hängt übrigens ein strohgelbes Bild, das bloß die Aufgabe hat, all das Blau ringsum zu heben. Es stellt ein mit Immortellenkränzen bedecktes Grab vor und ist von Lejean. Die Bleuisten haben sich diesen geschickten jungen Mann eigens als ihren „jauniste“, ihren Gelbmaler beigebogen. Es giebt aber auch Jaunisten von Fach, die wieder einen tüchtigen Bleuisten, Escarpigny, als ständigen „metteur-en-vigueur“ (Inkraftsetzer) besolden. In der „gelben Ecke“ des Saales steht auf einer Staffelei sein großes Arbeiterbild: „Die Indigofabrik“, das schon für blau-in-blau gelten darf. Die gelben Bilder ringsum sehen durch den Gegensatz wie vergoldet aus. Ebenso haben die „rougistes“, d. h. Rotmaler im nächsten Kabinett einen eigenen „verdurier“ unter sich, der ihnen das kontrastierende Grün liefert. Er heißt

Maurice Penn und ist ein Grünmaler erster Stärke. Wenn bei den Rougisten jede Figur aus neuer Bronze gegossen scheint, so serviert Maurice Penn dazu die grüne Patina, aber abgesondert, wie die Sauce zu einem Braten. Das Hauptbild der Rougisten ist übrigens Boucherons große Landschaft: „Schloß zu Amboise.“ Sie ist durchaus in Himbeerfarbe gehalten, so daß sie bereits den Spitznamen: „château de framboise“ erhalten hat. Sie gehört dem Amerikaner Mr. Sinclair. Unter den Rougisten befindet sich auch das einzige bedeutende Geschichtsbild der Ausstellung. Es ist Evariste Morues: „Le Brenn roi“. Le Brenn soll der gallische Name des Königs Brennus sein, dessen Schwert noch jetzt in manche Wagschale fällt. Brennus sitzt neugewählt auf dem Königsthron und blickt über eine weite, rot durcheinander wogende Ebene hin. Man fragt sich, ob hier eine Tomatenernte stattfinden soll? Doch nein, bei näherer Betrachtung erkennt man, daß all dies Rot aus dem roten Haar der Unterthanen besteht, welche dicht gedrängt die Ebene bedecken. Ein echt koloristischer Einfall.

Die Stimmungslandschaft spielt überhaupt ihre große Rolle fort und wird immer musikalischer, wie man das nennt. Manche Rahmen weisen eine Phrase Richard Wagners oder Chopins in Noten auf, und die Landschaft ist danach gestimmt, so daß man sie „mit den Augen singt“, wie der Lieblingsausdruck der Allerfreiesten lautet. In der Zeit der Geschichtemalerei schrieb man ein Zitat aus Tacitus oder Thiers auf den Rahmen. Hie und da

taucht ein Kunststück auf, z B. der perspektivische Trick in Lhuilliers Bild: „Der Luftballon." Da schwebt mitten in der Luft ein Ballon, der in der entgegengesetzten Richtung, als in der man vorübergeht, fortzufliegen scheint. Manche finden indessen dieses Wunder nicht wunderbar genug. Delarues „Das große Schweigen", ganz in Taubengrau, der, wie der Maler behauptet, schweigendsten aller Farben, und Saumurs „Die weiße Nacht", in der wohlgemerkt weder Schnee, noch Mondschein vorkommt, sind von bizarrster Wirkung. Das größte Aufsehen aber erwartet man von einer landschaftlichen Zimmerdekoration des jungen, feurigen Théo (Graf Mirepoix-Rochechouan). Er hat sie für sein eigenes Schloß zu Rochechouan entworfen. Die Wände sind durch breite Pilaster gegliedert und jedes Wandfeld enthält eine wagerechte, jede Pilasterfüllung eine senkrechte Landschaft. Die Horizontalität und Vertikalität dieser Darstellungen spottet in der That aller Begriffe; der Künstler unterdrückt einfach jede Linie, die nicht in die gewünschte Richtung fällt. Schließlich ist es eine Stilisierung wie jede andere, aber sie drückt die Begriffe des Breithingelagerten und Hochaufstrebenden unübertrefflich aus.

Sollte man es glauben, daß selbst auf dem stillen Gebiete des Stilllebens eine originelle Neuerung zu verzeichnen ist? Dem genialen Napoleon de Brie dankt man die fruchtbare Idee, an die Stelle der nature morte — so nennen die Franzosen das Stillleben — die nature vivante zu setzen. De Brie malt „natures vivantes".

Da ist z. B. eine große Zusammenstellung von geschliffenen Kristallgefäßen, deren jedes einen Homunkulus einzuschließen scheint. Jede Flasche, Vase, Terrine erzeugt durch das Ineinanderfunkeln ihrer Schliffflächen eine menschliche Fratze von zauberhafter Bizarrerie und Farbenpracht. Ein Lichtstrahl schafft und vernichtet diese Homunkelwelt. Ebenso belebt er seine Landschaften; in jedem Felsbrocken oder Baumknorren, in jeder kreisenden Welle regen sich wieder die alten Dryaden und Nymphen. Ein persischer Teppich, dessen geometrische Figuren sich sämtlich in dieser Weise organisieren, findet besonderen Anklang; schade, daß er nicht auf dem Fußboden ausgebreitet ist und betreten werden kann. Die Flaschenkünste Napoleon de Vries sind übrigens nicht die einzigen, zu denen jetzt das spukhafte Element im Glase die mystisch spekulierenden Maler veranlaßt. Lasargue, der sich im Katalog einen Real-Mystiker nennt, arbeitet ganz in Glas. Ein großes Bild: „Hyalopolis“ zeigt thatsächlich eine gläserne Stadt, in der alles durchsichtig ist. Man sieht durch zehn Wände hintereinander, deren verschiedene Farben sich seltsam mischen. In seinem „Sommernachtstraum“ umarmen sich Oberon und Titania, zwei durchsichtige Wesen, eines rosa, das andere himmelblau; eine etwas bunte Umarmung, bei der die beiden Herrschaften durch einander hindurchzuschweben scheinen. Etwas komisch ist eine „Herodias“ mit dem Kopfe des Täufers. Sie ist nämlich durch das farbige Scheibenmuster einer Thür gesehen. Dadurch erscheint die eine Wange granatrot, die andere goldgelb, das Haar ist silber-

weiß und das Kinn schwarz, der Busen blau und rot geteilt, die eine Hand blau mit gelbem Daumen, die andere gelb mit blauem Daumen. Lafargue glaubt, daß seine „Herodias“ die Löwin der Ausstellung sein wird. Unter den übrigen mystischen Bildern ist noch eins: „Die Kerzen des Todes“, von Manège, zu erwähnen. Es ist das Märchen von jener Halle mit den Lebenslichtlein aller Menschen, unter denen der Tod umhergeht und bald dieses, bald jenes verlöscht. Die Flammen der Kerzen wehen stürmisch im Todeshauch, Flammen von allen Farben, Größen und Formen, und in jeder steckt ein Gesicht, mit einem charakteristischen Ausdruck. Der Tod selbst ist als „modernes Gerippe“ dargestellt; jeder Knochen aus blankem Stahl gearbeitet, die Verbindungen sind Kugelgelenke und Scharniere aus fein ziselierter Goldbronze, der Schädel enthält vermutlich einen Akkumulator. Der Künstler sollte sich auf diesen Tod, der eine Zukunft hat, ein Patent nehmen.

Doch was ist Manèges modernes Skelett gegen die physiologische Malerei René Corbillards! Dieser originelle Künstler ist Gehirn- und Nervenanatom ersten Ranges. Sein merkwürdiges Bild: „Das Ganglion“ gleicht einer Seegegend mit zusammenlaufenden Bächen, bei einschlagendem Gewitter. In einer Reihe kleiner Gehirnlandschaften, welche gewisse Teile des Gehirns mit ihren Wänden, Höhlen und Brücken ganz landschaftlich auffassen, sind der dritte Ventrikel und die Varolsbrücke, diese bei „kongestivem Abendrot“, besonders effektvoll. Da giebt es weiße Wolfs-

schluchten und schwindlige Teufelsbrücken, und nichts Herrlicheres als ein Alpenglühen auf den Vierhügeln. Kein Mensch würde glauben, daß diese malerischen Gegenden in seinem eigenen Hirnschädel stecken. Ähnliche Pfade, wie Corbillard sie wandelt, haben Lysimaque Moufle zu noch viel feineren Geheimnissen geführt. Dieses hellseherische Talent nennt sich einen Sinnenmaler. Sein Bild: „Ball der Sinne" zeigt eine große Ballgesellschaft, aus deren nebelhaften Gestalten bloß die Sinnesorgane in hellem Feuer von allen Farben hervorglühen. Es ist das zarteste Feuerwerk, das man sich denken kann, zusammengestellt aus rosigen Ohren, blauflimmernden Augen, goldduftigen Nasenlöchern und phosphoreszierenden Fingerspitzen. Wie Meeresleuchten wogt das Ballgewühl durcheinander. Immerhin ist Lysimaque Moufle, der Nervenmaler, kein Spiritist, wie die sogenannte Astralmalerin Marie Sophonisbe Knobloch, eine junge Elsäßerin. Diese will nur den Astralleib malen, der die Verbindung zwischen Leib und Seele bilden soll. Nach ihren Bildern zu urteilen, ist der Astralleib stark goldhaltig, scheint aber auch Eidotter und gelbe Chartreuse zu führen. Diese Zusammensetzung erinnert einigermaßen an Knickebein, — doch kann ich mich irren.

Die allerfreieste Bildnismalerei hat nur einen Meister von bleibendem Verdienst aufzuweisen. Es ist Pantagruel L'Echelle, in welchen echt französischen Namen sich freilich der wackere Schwarzwälder Peter Löchle verkleidet hat. Seine Idee ist glänzend und wird jedenfalls Mode machen. Er konterfeit seine Leutchen als Heilige, und zwar als ihre

eigenen Namensheiligen. Am liebsten sind ihm und ihnen natürlich die Märtyrer. Das ist z. B. ein „Porträt des Herrn Vicomte André de F.“ Der junge spitzbärtige Kavalier mit den lebenslustigen Augen ist regelrecht an das Xförmige Andreaskreuz geschlagen und hat einen Heiligenschein um die kecke Frisur. Der Katalog, dessen Manuskript ich einsehe, fügt hinzu: „Eigentum der Mlle Claire V.“, die nur die bekannte Voisin vom Odéon sein kann. Schade, daß der Vicomte nicht Abraham heißt, er hätte sich dann als Abraham a Santa Clara können malen lassen. Ein anderer Weltmann ist als heiliger Sebastian an einen Baum gebunden und von Pfeilen durchbohrt; er trägt dazu das Kostüm der Canotiers. Ein heiliger Hieronymus mit Kreuz, Totenkopf und dem Löwen soll ein Börseaner sein, der heuer viel gewonnen hat. Er trägt das rote Bändchen an seinem Mantel. Besonders niedlich ist ein Doppelbildnis zweier Geschwister, die in einem Kessel verbrannt werden; das Mädchen, etwa zwölf Jahre alt, kühlt dabei mit einem Fächer das Brüderchen, was nicht ganz historisch sein dürfte. L'Echelle hat auch seinen Freund, den obenerwähnten Grünmaler Maurice Penn so gemalt, und zwar als geharnischten Mohren. Der geänderte Teint schadet der Ähnlichkeit keineswegs. Auch ein Zuavenkapitän macht sich als römischer Hauptmann Viktor von Marseille, in seiner Uniform, aber mit Schild und Lanze, sehr gut; an den Heiligenschein um das Képi wird man sich gewöhnen. Herr L'Echelle sagte mir, er hätte jetzt vier Damen aus der elegantesten Welt in der Arbeit: eine Katharina am Rade,

eine Eugenie im Mönchsgewand, das sie über der Brust öffnet, eine Genovefa, die unter Schafen sitzend, ein hell=gelbes Buch (wahrscheinlich „Lettres de femmes“) liest, und eine heilige Valeria, die ihren abgeschlagenen Kopf wie einen Muff vor sich hält. Ich muß gestehen, daß diese Auffassungen sehr vorteilhaft von dem Leder der bis=herigen Bildnisschablone abstechen und daß ich nur schwer der Versuchung widerstehe, mich von M. Pantagruel L'Echelle als heiligen Ludwig im königlichen Ornate Aussätzige be=dienend malen zu lassen.

Nachschrift: Ehe ich es vergesse, möchte ich nur noch den Leser warnen, auch nur ein Wort von diesem Berichte zu glauben. Nein, heuer ist das alles noch nicht wahr; aber nächstes Jahr wird es sicher kommen.



Die Enthüllungen des Storches.

Ein Neujahrsscherz.

(1881.)

In diesen letzten Tagen haben auf unserem zeitungs-fresserischen Planeten ein paar tausend Journale eine trüb-selige, schwarzgeränderte Bilanz gezogen, über der die Auf-schrift stand: „Die Toten des Jahres 1880.“ Alle Gottesäcker der Welt sind durchstöbert worden und lange Namenslisten waren das Resultat, über dem die gutherzige Feder schwarze Tintentropfen weinte. Ich begreife diese altererbte Leidenschaft meiner Kollegen nicht. Wozu uns über die Passiva der Welt kränken, wenn wir uns über ihre Aktiva freuen können? Warum der schwarze Trauer-flor, wenn uns die grünsten Hoffnungen lachen? Nieder mit der Vergangenheit und ihren Verlusten! Hoch die Zu-kunft und ihre Gewinne!

Ich überlasse es also anderen, „die Toten des Jahres 1880“ zusammenzustellen; ich registriere „die Geborenen des Jahres 1881“. Noch liegt sie in unruhigem Schlummer,

ihres Zustandes kaum bewußt, vor uns, die große Wöchnerin, genannt „1881“. Ihr elegantes Negligee ist zugeknöpft mit dreihundert und fünfundsechzig Knöpfen; ein diplomatischer Anblick. Wer kann wissen, was sie in ihrem Schoße trägt? Die Erlösung oder die Verdammnis der Menschheit? Sonnenfinsternisse oder Nordlichter des Geistes? Den Messias oder den Antichrist? Jene schneeblanken Windeln, werden sie dereinst eingestampft werden zu dem Papiere, auf dem die Heilige Schrift des dritten Jahrtausends gedruckt werden wird?

Große Fragen, die mir der alte Storch nicht ganz zu lösen wußte, für deren Lösung aber seine Mitteilungen doch einiges schätzbare Material bieten. Die geneigte Leserin kennt ja den alten Storch? Den zweibeinigen Einfüßler mit dem klappernden, roten Schnabel, in dem man bald ein dem Tod geweihtes Fröschlein, bald ein dem Leben geweihtes Kindlein zappeln sieht? Dieser selbige alte Storch hat mir einiges von seinem nächstjährigen Programme ausgeplaudert und so sind mir schon jetzt viele bekannt, die im Laufe des eben anhebenden Jahres das Licht der Welt erblicken werden.

Unter den gekrönten oder nicht gekrönten Regierenden finden sich einige sehr merkwürdige Persönlichkeiten. Am 1. April wird geboren Louis Napoleon Eugenius, Herzog von Orleans, von 1917 weiter unter dem Namen Napoleon V. König von Frankreich. Am 16. Mai Prinz Patrick Viktor Fenianus von Großbritannien, Graf von Dublin, von 1925 an gekrönter König von Irland. Am

25. August Alexandra Sassulitsch, Mutter der Wjera Alexandrowna Sassulitsch, nachmaliger Präsidentin der ural-kaukasischen Republik (vormals russisches Reich). Am 4. September Prinz Selim, nachmals zweiter Khalif von Bagdad und Suzerän der christlichen Regentschaft Stambul. Am 16. Oktober Abdurrahman II., Emir von Afghanistan, Eroberer von Indien, seit 1934 Großmogul von Hindostan. Am 1. November Mirza Abbas Khan, Prinz von Persien, später Schah von Sibirien. Am 15. Dezember Ketschwayo III., von 1945 ab König des Kaplandes.

Als bedeutende militärische Neugeborene sind zu nennen: Am 19. Januar Graf Skobeleff der jüngste, russischer General, der Besiegte von Peking. Am 1. Februar Florian Sanft, Freiherr v. Ewigenfried, k. k. Feldzeugmeister, der große Vorkämpfer für den Friedensstand von 50,000 Mann und die halbjährige Dienstzeit. Am 14. März General v. Lebentod, russischer Generalstabschef, der große Festungsschleifer, dessen mathematischer Beweis, daß der Besitz einer Festung immer gleich sei dem Erleiden von zwei Niederlagen, das Auflassen der Festungen in allen Ländern zur Folge haben wird. Am 29. April Mapsich Rabunku, königlich patagonischer Kriegsminister, Erfinder der Reiterei zu Fuß. Am 8. Mai der preußische Oberfeuerwerker Fritz Krupp, ein Enkel des jetzigen Kanonenkönigs Alfred Krupp, der Abfeuerer des letzten Kanonenschusses, worauf unser Artilleriewesen dem französischen „Sturmbesensystem“ und die Ballistik der „Balayistik“ Platz macht. Am 30. Juli Wenzel Naprstek, Ritter von Torpedo, k. k. Kontreadmiral,

der glorreiche Verteidiger Polas mittels unterseeischer Raketenzigarren aus der Fiumaner Tabak- und Torpedofabrik. Am 2. September der serbische Generalstabschef, Wachtmeister Spiridion Slibovic, Verfasser des grundlegenden Werkes „über den Luftkrieg der Gegenwart und dessen Betreibung mit Hilfe der kosmischen Bewegungen," namentlich auch die Lenkbarkeit der Meteorsteine und Blitzschläge als Grundprinzip einer kosmischen Geschütztechnik. Am 1. Oktober Dr. Mars Hauptmann, der erste Friedensminister des Deutschen Reichs, statt der nach früherem System gebräuchlichen Kriegsminister.

Die politisch-diplomatisch-hierarchisch-bureaukratische Welt wird in diesem Jahre folgende Zelebritäten ersten Ranges geboren werden sehen: Am 23. Januar den nachmaligen königlich sibirischen Staatsminister Hassan Osmanowitsch Muleyoff, den Vater der Idee des Pansklavismus als natürlichsten Surrogats für den Panslavismus. Am 19. Februar den Präsidenten des chinesischen Herrenhauses, Se. Exzellenz Hi-Hi-Hi, Begründer des chinesischen Zweikammersystems mit einem Herrenhause und einem Frauenhause. Am 30. März Se. Hochwürden P. Christian Fleckeles, Presbyterial-Rabbiner zu Rzeszow, den ersten jüdisch-katholischen Pfarrer. Am 28. April Marbod Grafen Nova-Semlitsch von Spitzbergen, k. k. Oberst-Erblandmarschall von Franz-Josefsland. Am 15. Mai Mathieu Grafen von Sacré-Nom de Dieu, den letzten Klerikalen Belgiens. Am 20. Mai Sir Danton Dilke, von seinem Vater „der englische Robespierre" vorbenannt, leider schon im zarten

Alter von fünf Jahren wieder verstorben. Am 2. Juni Mbutu Nzige, „Minister für rote Haare“ in Abessynien, um die Verbreitung englischer Haarfarbe daselbst hoch verdient. Am 31. Juli Othello Marquis de Ventre-Saint-Gris, den letzten französischen „Unversöhnlichen,“ unter König Napoleon V. zum erblichen Senator ernannt. Am 22. August Nugli Rbimbo Brbr, Erzneger von Bum, Präsidenten der innerafrikanischen Kongo-Schifffahrtgesellschaft „Stanley,“ um den Export von Wasserfällen zu Luxuszwecken sehr verdient. Am 9. September den Prediger Magnus Parvus Stöcker, Obmann des Allgemeinen Deutschen Anti-Antisemitenbundes, Vorort Berlin. Am 17. Oktober Salomon David Freiherrn (seit 1931 Fürsten zu) Rothschild, Präsidenten der „Ersten Irdischen Anlehenfabriks-Aktiengesellschaft“ zu Grinzing bei Wien. Am 25. November Balthasar von Tißa, im Jahre 1948 Begründer der definitiven Fusion der ungarischen Parteien, erwählten Erb-Banus von Kroatien.

Eine große Anzahl zu hoher Berühmtheit prädestinierter Neugeburten steht dem Gelehrten- und Beamtenstande bevor. Einstweilen seien signalisiert: Für den 4. Januar Dr. Longinus Ohr, Professor der Physik an der Universität zu Arolsen, Erfinder der viereckigen Luftkugel und der Sauerstoffdrehbank. Für den 12. Februar Professor Max Darmstadt, Sektionschef (neuer Titel für „Professor der Anatomie“) an der kaiserlich deutschen Kolonialuniversität zu Nicaragua, Zentralamerika. Für den 10. März Sir Edward Lytton Pulver, Leibarzt des Königs von England

(mit Ausschluß Irlands), Entdecker des „Atmens durch den Magen,“ nämlich durch das Essen komprimierter Luft, untrügliches Heilmittel aller Lungenkrankheiten. Für den 3. April Dr. Johannes v. Adelung, herzoglich Schleswig-Holstein'scher Hofarzt zu Schleswig, Erfinder der Adelungsmethode durch Transfusion blauen Blutes. Für den 5. März Dimitri Trepanoff, Ingenieur, Unternehmer und Bohrer des transatlantischen Eisenbahntunnels zwischen Havre und New York (erschießt sich 1939, weil in dem Moment, wo sein Eisenbahntunnel fertig ist, das lenkbare Luftschiff erfunden wird und sein Werk überflüssig macht). Für den 10. Juni M. Gambetta Grévy, Präsidialgefangenwärter der französisch-kanakischen Deportiertenkammer auf Numea (Neu-Kaledonien). Für den 18. Juli Dr. Tuhutum Bendeguz de Bende und Guz, Stuhlrichter von Nagy-Kistelek, nachmals „Generaladvokat von E. A. A. A. A.“, d. h. Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, auch „Rechtspapst“ genannt, als alleroberste internationale Rechtsinstanz aus der Advokatennation par excellence durch eine gesamtirdische Terrikolardeputation gewählt. Für den 24. August H. B. M. R. W. Gix, Direktor der nationalökonomischen Oper zu Berlin. Für den 6. September Mr. Rocksdrops, Professor des neuen „Menschheitsrechts“ zu Oxford, welches er selbst nach dem Satze: „Ich bin ich“ auf dem Grundsatze: „Mensch ist Mensch“ aufbauen wird. Für den 17. Oktober Dr. Paul Todessprung, Lehrer der Zungenturnkunst auf der parlamentarischen Hochschule zu Reichstadt. Für den 2. November Mlle. Filoumène Empoche,

Präsidentin der Pariser Pickpocketskammer. Für den 31. Dezember Mr. James Nobody, der bloß nach dem Ruhme der Unberühmtheit streben wird und, weil er es durch rastlose Energie zuwege bringt, unberühmt zu sterben, dafür in der Westminister-Abtei ein Grabdenkmal bekommt.

Die Schriftsteller- und Künstlerwelt wird 1881 manchen glänzenden Zuwachs erhalten. Gleich am 1. Januar erblickt das Licht der Welt Purzo Purzin, geschätzter tungusischer Dialektdichter. Am 15. Januar folgt Dr. Eulalius Leiermann, der Dichter der letzten Idylle (diese poetische Gattung überlebt nämlich das nächste Jahrhundert nicht). Am 31. Januar kommt Julius Verne Sohn zur Welt, in Deutschland nur „Julius der Vernste“ genannt als Erfinder der elektrischen Romane, welche im Leser elektrische Spannung erregen. Am 10. Februar ersteht Makartius Purpurschneck, der große koloristische Reformator, der sämtliche Farben lediglich durch die Nebeneinanderstellung der verschiedenen Nüancen von Rot hervorbringt. Am 1. März stellt sich Pater Cyrillus Liebeleben ein, der Ovid des zwanzigsten Jahrhunderts, einer der feurigsten Liebesdichter aller Zeiten. Am 29. März wird geboren der Musikdramatiker Isaak Richard Wagner aus Tarnopol, der ein allgemeines deutsches Endreimverbot zu Gunsten des Stabreims durchsetzt, welches aber nach einem kolossalen lyrischen Krawall in Berlin wieder zurückgezogen wird. Ferner werden geboren: am 30. April Professor Dr. Roderich Alarich Genserich Lavendel, der berühmte Ästhetiker, der einen Strafkodex für schlechte Dichter ausarbeitet und die

Errichtung eines Reichsrezensieramtes beantragt. Am 20. Mai Hermann Cherusker, der berühmte Bildhauer, der das Gebirgsprofil des Riesengebirges in das Profil des Kaisers Wilhelm ummeißelt. Am 13. Juni Rafael Holbein, Direktor der photographischen Akademie zu München, der den selbstthätigen photopoetischen Spiegeldichtapparat konstruiert, durch welchen jedes Gedicht gleich im Entstehen sich selbst lithographisch illustriert. Am 11. Juli der scharfsinnige dänische Publizist Paul Saulus, der auf Grundlage der Malthus'schen Ideen über die Bevölkerungslehre eine staatliche Beschränkung des Erfindungsrechts befürwortet, da die Menschheit sich sonst unfehlbar zugrunde erfinden müsse. Seltsamerweise wird an demselben Tage in Chicago John Edison Mayer geboren, der im Gegensatz zu Saulus das Prinzip der allgemeinen Erfindungspflicht ausspricht und vom Staate im Interesse des Kulturfortschrittes den Erfindungszwang fordert, wodurch jedermann verpflichtet sei, etwas zu erfinden. Am 26. August Johann Wolfgang v. Schiller, der Dichter eines sechsten Teiles zu Goethes „Faust"; dieses Poem wird zum deutschen Nationalgedicht ernannt. Am 20. September der portugiesische Dichter Dante Camoens, Erfinder des sogenannten arithmetischen Gedichtes, das besonders in England viele Nachahmer findet. Am 23. Oktober Irredento Guerilla, der berühmteste Tenorist seiner Zeit, der besonders durch seine melodischen Schmerzensschreie Furore erregt. Am 14. November Sir Humanus Shakehands, der neue Shakespeare, dessen Dramen „Gorilla", „Disraeli", „The Bank of England" und „Mr.

Nihil“ glücklich den dramatischen Ausdruck für die Ideen der modernen Zeit finden. Am 1. Dezember endlich der berühmte österreichisch-ungarische Komponist Arpád Wiener, dessen unglaubliche Kantate: „Der letzte Steuerzahler“ eine neue Aera musikalischen Wohllautes für alle vaterländischen Ohren einleitet.

Bis hierher reichen die Enthüllungen meines Freundes Storch. Sie sind jedenfalls von hohem Werte für alle Mitlebenden, denn sie eröffnen uns eine tröstliche Aussicht nicht nur ins bevorstehende Jahr, sondern noch viel weiter hinaus in die Zukunft, eine Zukunft des Fortschritts und allgemeinen Menschenheils, zu der ich mir und meinen Lesern nur gratulieren kann.



Ein Häßlichkeitspreis.

(1888.)

Eine Zeitungsnotiz berichtet, sichtlich erstaunt, daß sie irgendwo in Amerika eine Wettbewerbung um den Preis der Häßlichkeit ausgeschrieben haben. Ich teile dieses Erstaunen nicht, denn einmal ist heutzutage, wo jede zehnmillionste Frau bereits einen Schönheitspreis errungen hat, echter Frauenruhm wirklich nur noch durch einen Häßlichkeitspreis zu erwerben, zum anderen aber ist die Sache nicht einmal mehr neu. Eine sehr schöne Häßlichkeits-Konkurrenz hat thatsächlich schon im Jahre 1881 zu Uglinton im Staate Nebraska (Vereinigte Staaten) stattgefunden, nicht ohne die herrschenden Begriffe über Frauenschönheit für den Augenblick vorteilhaft zu beeinflussen. Leider folgte in den nächsten Jahren kein weiterer Wettkampf dieser Art, so daß die Errungenschaften des ersten bald wieder verloren gingen. Hätte man die Wettbewerbung von Jahr zu Jahr immer wieder ausgeschrieben, so wären heute in Nebraska die meisten Damen schön. Denn der Begriff der Schönheit beruht auf Übereinkunft; „schön ist häßlich,

häßlich ist schön," je nachdem die Mehrheit der Menschheit es annimmt. Nun ist die Mehrheit der Damen, wenigstens in Nebraska, nicht schön, es lag also nur bei ihr, durch fleißige Prämiierung von ihresgleichen die angeblich schöne Minderheit ihrer Schwestern nach und nach um die frühere Preiswürdigkeit zu bringen. Die Mehrheit konnte auf diese Art die Wertschätzung, folglich auch die Nachfrage für sich gewinnen und schließlich dieselben Liebhaberpreise erzielen, welche bisher, wenigstens in Nebraska, nur der Minderheit zu teil geworden sind.

Unwiderleglich klar geht dies aus etlichen Nummern des „Uglinton Observer“ hervor, die ich mir damals zu verschaffen gewußt. Schon einige Punkte der Preisausschreibung, welche die Nummer vom 15. April enthält, dürften den meisten Leserinnen zu denken geben. Nur die folgenden seien daraus angeführt:

„Punkt 2. — Zur Bewerbung zugelassen sind gesunde Mädchen und Frauen von 15 bis zu 30 Jahren, da nur beabsichtigt wird, Typen festzustellen, die von Krankheit und Alter unbenagt, sich selbständig abseits der konventionellen Schablone entwickelt haben.

„Punkt 4. — Die Bewerberinnen erscheinen in Balltoilette, nach ihrem eigenen Geschmack, da dieser einen ihrer stärksten und persönlichsten Reize bildet.

„Punkt 5. — Sie finden sich zwölf Stunden vor dem Termin im Lokale des Komitees ein, und enthalten sich von da an des Essens und Trinkens, damit ihre Erscheinung durch keinerlei Hinzuthun beeinträchtigt werde.

„Punkt 6. — Verstümmelungen und Entstellungen, zu künstlicher Erhöhung der natürlichen Vorzüge, ziehen die Ausschließung von der Bewerbung nach sich.

„Punkt 7. — Desgleichen ist das Gesichterschneiden während der Beurteilung, um die Wirkung der Gesichtszüge zu steigern, ausdrücklich untersagt.

„Punkt 8. — Farbige, Halb- und Viertel-Farbige sind ausgeschlossen.

„Punkt 9. — Natürliche Kahlheit und Zahnlosigkeit sind zugelassen, dagegen ist es verboten, sich zu Mitbewerbungszwecken eigens die Haare oder Zähne ausreißen zu lassen.

„Punkt 15. — Es werden fünf Preise ausgesetzt: je zwei für blonde und brünette, einer für rote Damen. (Folgt die genaue Angabe der Preise.)“

Die Nummer vom 1. Mai enthält bereits einen Artikel, aus welchem folgende charakteristische Stelle zu erwähnen ist: „Bei Mr. Judge Plowers sind bisher 4523 Photographien aus allen Staaten der Union eingelaufen; die meisten (623) aus Kentucky, 517 aus Nebraska, 304 aus New York, 257 aus Colorado u. s. f. Das große Komitee von 100 Mitgliedern arbeitet täglich mehrere Stunden an der Sichtung dieses Materials, um dem Subkomitee von 10 Mitgliedern die vollkommensten Häßlichkeiten zur endgiltigen Begutachtung vorzulegen, worauf den Gutgeheißenen das badge of admission (Zulassungs-Abzeichen eingeschickt wird. Bisher sind 217 Abzeichen expediert worden.“

In der Nummer vom 7. Mai findet sich folgende Anzeige: „Privatwohnungen für Bewerberinnen der Häßlichkeits-Konkurrenz. Polizeiaufsicht bei Tag und Nacht, um galante Anschläge von Lebemännern, welche ernstlich befürchtet werden, wirksam zu verhindern. Pensionspreise, jede Bequemlichkeit. Shanklins Family Hotel and Boarding House.“

Die Nummer vom 2. Juni enthält endlich einen Bericht über den Verlauf dieses negativen Schönheitsfestes, das am 1. Juni mittags seinen Anfang nahm. Der Schauplatz war der Saal des Uglinton New Alcazar; über fünftausend Zuschauer füllten Galerien und Parket. Die Aufregung war ungeheuer, unter den Damen hatte sich sogar eine Partei von Abgewiesenen gebildet, welche aus Rache die Preisträgerinnen auszuzischen beabsichtigten. Den Hauptmoment des Festes schildert der Berichterstatter des „Uglinton Observer“ folgendermaßen: „Punkt zwölf Uhr gab der Vorsitzende, Mr. Judge Plowers, das Zeichen, worauf vier Trompeter, die an den vier Ecken der großen Komitee-Estrade standen, in ihr Blech stießen. Die Thüre links sprang weit auf, und herein wandelten in langem, endlosem Gänsemarsch die 333 Nichtschönheiten, welche unter immer strengerer Selbstbeschränkung des Sichtungskomitees aus nicht weniger als 17354 Bewerberinnen erwählt worden waren. Und nun, Göttin Anti-Venus, oder wie du geheißen haben magst, schiele aus deinem gelben Auge gnädig auf den Reporter herab, dem das Los gefallen, mit schwacher Feder die starken Dinge, die da geboten wurden,

zu schildern. Wahrlich, der Anblick war überwältigend. Man fühlte sich vernichtet angesichts dieser Prachtexemplare von Häßlichkeiten. Niemand hatte geahnt, daß weithin durch das schöne Geschlecht ein solches Genie der Häßlichkeit verbreitet sei. Diese Damen waren nicht etwa abstoßend, sondern im höchsten Grade anziehend. Man fühlte die Begierde, jede einzelne zu studieren, im Detail zu genießen. Manche waren geradezu bewunderungswürdig in den Seitensprüngen und Purzelbäumen, die sie weit weg von der Hogarthschen Schönheitslinie machten. Viele stolzierten in ausgesprochenem Siegesbewußtsein daher und warfen triumphierende Blicke in den Zuschauerraum. Und dabei war keine einzige häßlich, . . . d. h. nur häßlich. Denn dieses nichtssagende Wort erscheint als farblose Allgemeinheit, wenn man es auf die Auserlesenen anwenden will, die vor zehntausend weitaufgerissenen Augen Revue passierten. Das war eine Reihe von 333 Ausnahmezuständen. Jede einzelne dieser Damen war eine Ungesetzlichkeit, die man ohne weiters hätte verhaften, verurteilen und deportieren können. Es gab sogar, wir wagen es zu behaupten, geradezu hinrichtungswürdige Exemplare. Aber — auch das muß gesagt werden — die Bewerberinnen lagen ihrem Zustande mit einem Eifer ob, mit einer Hingebung an die Sache, wie sie bei sogenannten Schönheiten gewiß nicht vorkommt. Man sah, daß hier einem Ideal zugestrebt wurde, dem ehrwürdigen, ewigen, bisher nirgends erkannten, aber in dieser Versammlung zu Fleisch und Bein gewordenen Anti-Ideal. Man sah alle diese Damen in-

stinktiv den negativen Pol der Erdendinge suchen, der durch seine Existenz erst den anderen Pol zum positiven macht. Denn, wo gäbe es eine Schönheit, wenn keine Häßlichkeit wäre, an der wir sie messen?" Nach diesen gewiß tiefen und bedeutungsvollen Sätzen giebt der Bericht die vollständige, sieben Druckspalten lange Liste der 333 Bewerberinnen, wobei die Vorzüge jeder einzelnen genau ausgewiesen werden. Wegen Mangels an Raum seien hier nur einige der auffallendsten Erscheinungen hervorgehoben, und zwar in den Worten des Berichterstatters selbst.

„An der Spitze des Zuges," sagt der Bericht, „schritt die längste Nase der Gesellschaft. Sie gehörte der Miß Sarah Noseby, 21 Jahre alt, aus Snuffledon, Virginia. Sie war 13 Zoll 8 Linien lang und nach einem ganz ungewöhnlichen System gesattelt. Als sie erschien, blieb das Publikum einen Augenblick wie versteinert, dann aber brach es in begeisterte Hurrahs aus. Diese legten sich erst, als Mrs. Georgina Macdick erschien, eine 17jährige Blondine aus Love Harbour, Jowa, welche trotz ihrer großen Jugend bereits eine Höhe von 3 Fuß 4 Zoll bei einem Umfange von 8 Fuß 11 Zoll 3 Linien erreicht hatte. Der Gatte dieser Dame, der sich im Saale befand, wurde von allen Seiten beglückwünscht. Einen großen Erfolg hatte ferner Miß Arabella Long, 19 Jahre alt, aus Long Island, 6 Fuß 9 Zoll hoch, Umfang der Taille 1 Fuß 3 Zoll, Länge des Halses 11 Zoll, Länge des kleinen Fingers 7 Zoll 2 Linien, Länge der oberen Vorder=

zähne 1 Zoll 2 Linien, bei einer Neigung von 45 Grad nach auswärts. Miß Arabella ist gegenwärtig Braut und ihr Bräutigam hat sich, um sie küssen zu können, die entsprechenden Vorderzähne nehmen lassen, so daß die ihrigen in diese Lücke passen und eine Berührung der Lippen ermöglicht wird. Miß Arabella war selbstverständlich die höchstgewachsene unter allen. Laute Cheers begrüßten die Erscheinung Miß Ellen Sharps, aus Bones Edge, Maryland, welche als die eckigste anerkannt wurde. Ihr wunderbarer Knochenbau, in lauter spitzen Winkeln angelegt, trat durch die Balltoilette prächtig zu tage. Wie wir hören, ist ihr Skelett bereits für das osteologische Museum von Maryland erworben worden. Der Preis der Unsymmetrie wurde mit Akklamation der hochinteressanten Miß Helen Blockhead von Witches Farm, Indiana zuerkannt. Diese 20jährige Dame ist ein Phänomen, bei dem die rechte Hand nicht weiß, was die Linke thut. Alle paarigen Organe bei ihr sind nämlich ungleich; das eine Ohr zweimal so groß wie das andere, das eine Auge blau, das andere gelb u. s. f. Was ihrem Gesichte den größten Reiz giebt, ist aber eine merkwürdige Anlage des Nasenknorpels, infolge deren beide Nasenlöcher rechts von der Nasenaxe zu liegen scheinen. Natürlich sind alle diese Feinheiten nur aus der Nähe zu würdigen; ein Galeriepublikum könnte sie leicht übersehen." Man stelle sich die Leistungsfähigkeit eines Berichterstatters vor, der in dieser Weise 333 Damen entziffert.

Den ganzen Nachmittag dauerte die Prüfung. Die Richter machten sich in ihren gedruckten Listen fortwährend

Notizen. Sie widmeten der Sache offenbar den vollen Ernst, den sie verdiente.

Ihre Beratung währte dann noch bis zwei Uhr nach Mitternacht. Um diese Zeit wurde folgendes Resultat verkündigt:

Preise der Blonden: I. Miß Helen Blockhead. (Siehe oben.) — II. Miß Margaret Yellowstone, 22 Jahre alt, aus Sulphur Lake, Illinois. Sie siegte als Ideal einer Blondine, mit strohgelbem Haar, Brauen, Wimpern und citronengelbem Teint, was, gehoben durch eine schwefelgelbe Toilette mit Bernsteinperlen, den vornehmsten Farbeneffekt machte.

Preise der Brünetten: I. Miß Sarah Noseby. (Siehe oben.) Sie wurde öffentlich als „die Nase des Jahrhunderts“ anerkannt, wobei ihr Mangel an Kinn und Stirn als weitere Vollkommenheit vermerkt wurde; der Bericht rühmt dies als „höchst systematische Anlage, welche mit strenger Konsequenz alles der Hauptsache unterordnet und die monumentale Gesamtwirkung in *einem* Punkte zusammenfaßt.“ — II. Mrs. Flora Allbeard, 16 Jahre alt, aus Charleston, Südcarolina, das Non plus ultra des Haarwuchses. Der Bericht sagt über sie: „Sie kämmt sich das ganze Gesicht und braucht eigene Drahtbürsten für ihre Wimpern; ihr härenes Wesen ist eigentümlich erwärmend und wohlig.“

Preis der Roten: Miß Rosalia Burnside, 19 Jahre alt, aus San Francisco, California. Zu ihrer Kennzeichnung sei blos die Thatsache vermerkt, daß bei ihrer Ankunft

mit der Eisenbahn der Feuerwächter auf seinem Thurm sofort ein Schadenfeuer im Bahnhofe signalisierte, und ein Löschtrain ausfuhr, der aber nur die Flammenlocken Miß Rosalias vorfand. Auch wurde einer der Preisrichter, Mr. Mark Anthony Pipps, der seit seiner Geburt farbenblind war, durch ihren Anblick plötzlich geheilt.

Der Bericht schildert dann noch eingehend, auf welch mannigfaltige Weise die fünf Siegerinnen gefeiert wurden. Der berühmte Gipsgießer Signor Gessi, der in seiner Kunst unübertroffen ist, fertigte sofort einen Gipsabguß der „Nase des Jahrhunderts“ an, welcher in drei Größen in den Handel kam und ihn sicher reich machen wird, obgleich sein Vertrag mit dem Original diesem den halben Gewinn sichert. Die Bestellungen auf Photographien der Preisträgerinnen erreichten gleich am ersten Tage die Gesamtsumme von 140 000 Dollars. Hunderte von Anträgen der verschiedensten Art wurden den „fünf Grazien von Uglinton“ gestellt. Mr. Barnum, der persönlich erschienen war, bot jeder eine Million Dollars für eine dreijährige Gesamt-Kunstreise durch die ganze Welt, doch konnte eine Einigung vorderhand nicht erzielt werden, da jede der Damen sogleich auch ein paar hundert Heiratsanträge erhalten hat. Leider lief die Sache nicht ohne Verlust von Menschenleben ab, denn ein Farmer aus Colorado, der sich erkühnt hatte, der Mrs. Flora Allbeard ein Engagement als Vogelscheuche auf seiner Farm anzutragen, wurde von der wütenden Menge gelyncht. Eine große Plage für die Damen waren die Hunderte von Interviewern aus allen Teilen der Union,

die sich herandrängten. Ihre Berichte flogen auf zwölf neu gespannten Spezialdrähten noch in der Nacht nach allen Hauptstädten des Landes. Auch eine Monstre-Petition an den Präsidenten der Vereinigten Staaten wurde aufgelegt, um ihn zu bestimmen, daß er sich von seiner jetzigen Frau scheiden lasse und eine der Siegerinnen heirate ....

In der Nummer vom 10. Juni endlich findet sich ein Bericht unter dem Titel: „Professor John H. Monkey über die Häßlichkeits-Konkurrenz.“ Der gelehrte Professor hatte nämlich tags vorher im „Uglinton Whist and Poker Club“ einen Vortrag über „Häßlichkeit und Darwinismus“ gehalten. Darin unterschrieb er das wissenschaftliche Resultat des Häßlichkeitsturniers von Uglinton mit dem Satze: „Wenn Darwin für die Entwicklung vom Affen zum Menschen einen Zwischentypus annahm, der aber bisher von der Forschung nicht aufgefunden worden, so ist dieses Zwischenglied nunmehr in Uglinton unwiderleglich nachgewiesen, und zwar als noch immer lebend und wirkend und sich vom Affen zum Menschen hinan entwickelnd.“ Ob nicht Professor Monkey mit diesem Satze denn doch zu weit geht, muß ich als Nichtzoologe dahin gestellt sein lassen; auf alle Fälle ist sein anregender Gedanke nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen.



Die Litteratur der Randbemerkungen.

(1881.)

Seit die Gesundheitspolizei glücklich herausgebracht hat, daß die Leihbibliotheken eigentlich konzessionierte Verschleiße von ansteckenden Krankheiten sind, gehört kein gewöhnlicher moralischer Mut dazu, sich in einen zehnbändigen Alexander Dumas zu stürzen, der vielleicht eben erst einem Typhuskranken die Rekonvaleszenz gekürzt hat, oder Zola's sämtliche Werke zu verschlingen, nachdem sich möglicherweise die Pflegerin einer Pockenkranken etliche Wochen lang nachtsüber mit ihnen wach erhalten. Lesespuren in einem Buche mögen seither Manche mit einer ähnlichen Empfindung erfüllen, wie der plötzliche Anblick von indianischen Mocassin-Spuren im Sande die Heldin eines Cooper'schen Urwaldromans. Wie viele Naturselbstdrucke unbekannter Finger, in gelblichen, bräunlichen, gräulichen, schwärzlichen Tönen — denn ein Buch durchwandert man nicht auf den Zehen, sondern auf den Fingerspitzen — illustrieren aber auch die Blätter eines Leihbibliotheksbuches. Ein Roman mit Fingersatz! Nach ihren Farbenspuren müßten diese Finger vier

verschiedenen Racen angehört haben, obgleich wir mitten in Europa leben. Und was bedeuten wohl diese verschiedenen Flecke? Da sind Fettflecke, welche das abgenutzte Velinpapier wie mit Wasserdruck zeichnen; ist es auch sicher, daß sie nur vom reinsten Glycerin herrühren? Da sind Millykerzentropfen, so hoch, als wäre das Papier mit Pfefferminzplätzchen aufgeputzt. In diesem sentimentalen Winkel scheint eine gerührte Petroleumlampe duftige Thränen vergossen zu haben. Jetzt kommt ein interessantes Kapitel, an dem eine allzu mitteilsame Kaffeetasse nicht spurlos vorübergegangen ist. Jetzt verrät eine rosenfarbene Kreislinie, welche zwei Blätter zusammengeklebt hält, daß das Buch zeitweilig auch als Deckel für einen Marmeladetopf gedient hat. Und jetzt gar, gerade wo die Katastrophe über den Helden hereinbricht, muß die aufgeregte Leserin vor Spannung ihrer Kapillargefäße Nasenbluten bekommen haben. Hier, bei dieser bewegsamen Liebeserklärung, hat ein mitpochendes Herz einen Strauß Vergißmeinnicht und brennende Liebe eingelegt und gepreßt, was am zweckmäßigsten geschieht, wenn man sich auf den eben ausgelesenen Band setzt und während der Lektüre des folgenden Bandes darauf sitzen bleibt. Zwei Bogen weiter hat eine lästige Fliege durchaus mitzulesen getrachtet; zehnmal verscheucht, kehrte sie zehnmal wieder, da . . . klapps! schlug der ungeduldige Leser das Buch zu und „plattgewalzt wie Kuchen sind“ klebt die Fliege noch jetzt an jenem Blatte, die Mumie oder Trockenkonserve einer Litteraturfreundin . . .

Und trotz alledem kann litterarischer Forscherdrang

selbst zur Durchschürfung einer Leihbibliothek treiben und gerade in den abgegriffensten, zerlesensten Bänden finden sich die reichsten Schätze. Handschriftliche nämlich. Denn gründlich irrt der naive Verfasser, wenn er glaubt, ein verehrungswürdiges Publikum stehe ihm wehrlos gegenüber und er dürfe auf dessen Nervensystem nur so ganz unverantwortlich herumphantasieren, wie die Muse oder sonst eine schlimme Hexe es ihm eingebe. Keineswegs. Auch das Publikum krümmt sich, wenn es getreten wird, ja es sticht den Peiniger sogar empfindlich in die Ferse. Da die meisten Leser bis zu einem gewissen Grade auch schreiben können, so bewaffnen sie nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Hand, wenn sie ein Buch aufschlagen. Mit gezücktem Bleistift, ja mit eingelegter Stahlfeder traben sie durch den Zeilenwald, wie auf Abenteuer, und wehe dem Verfasser, wenn er ihnen darin zu böser Stunde begegnet. Ein Buch, das von Vielen gelesen worden, birgt mancherlei kritische Hieroglyphen, und wenn die pompejanischen Wandkritzeleien ihre Litteraturgeschichte haben, warum sollte man nicht einen Blick werfen dürfen auf die Randbemerkungen des lesenden Publikums?

Die unschuldigsten Schreibleser — man darf sie wohl so nennen — sind jene Kyselake, welche auf der Tafel jedes gelesenen Buches ihren Namen verzeichnen müssen, künftigen Kässtechergeschlechtern zum ehrwürdigen Gedächtnis. Da aber die Geschichte der Weltlitteratur hiedurch nur Namen (‚sind Schall und Rauch‘, sagt Faust) und keine Thaten überliefert erhält, so machen Klügere auf dem Titelblatt

eine kurze Notiz: „Zu lesen angefangen den 25. Dezember 1873“ und am Schlusse: „Ausgelesen den 12. März 1874“. Gewöhnlich ist zwischen diesen beiden Daten ein nicht unbedeutender Zeitraum wahrzunehmen und verrät, daß es dem Betreffenden ziemlich sauer geworden ist, so viele Buchstaben zu schlucken; ein solcher mühseliger Buchstabierer hat also nicht minder recht, seine That chronologisch für alle Zukunft festzustellen, als jener Schriftsteller, der bei jedem Buche anmerkt, wo und wann er es begonnen und beendigt. Aber die meisten Schreibleser begnügen sich nicht mit der sicheren Verankerung solcher litteraturgeschichtlicher Epochalpunkte; das ist ihnen viel zu objektiv, sie wollen der Subjektivität des Verfassers ihre eigene kritisch gegenüberstellen. Auf wie manchem Buchdeckel findet man eine Bemerkung, wie: „Dieses Buch ist sehr schön“, oder „Dieses Buch ist sehr dumm“. Der kritische Instinkt äußert sich hier in den allgemeinsten Formeln, generalisierend, offenbar ohne sich selbst über das Warum seines „So und nicht So“ klar zu werden. Die erste Formel zeigt meist weibliche, die zweite kaufmännische Schriftzüge; das natürliche Wohlwollen der guten Seele von Sonntagsleserin und das souverän absprechende Selbstgefühl des Kurzwaren-Schöngeistes verraten sich da sofort. Manchmal ist wenigstens die Form, in der solche unklare Empfindung ausgedrückt wird, etwas individueller; auf Hackländers „Neuem Don Quixote“ z. B. fand ich das Bekenntnis: „Der alte ist mir lieber!“ Von anderer Hand stand freilich dicht darunter geschrieben: „Den haben Sie ja gar nicht gelesen,

Sie Dings, Sie!“ Denn derartige Kritik ist zweischneidig und ruft oft eine Antikritik hervor, die sich der Kritikus schwerlich an den Spiegel stecken würde.

Leser, die den allgemeinen Eindruck schon in seine Elemente aufzulösen wissen, streben die in ihnen erregten Empfindungen auf die betreffenden Einzelheiten zurück zu projizieren, und die Spuren ihres Scharfsinnes sind es, denen man meistens durch die ganze Dicke der Bände verstreut begegnet. Der unermüdlichste unter ihnen ist der Stellenjäger, d. h. derjenige, der immerfort Jagd auf „schöne Stellen“ macht. Es ist freilich sehr verschieden, was die verschiedenen Leser als schöne Stellen ansehen. Der Eine pürscht auf feiste rhetorische Hasen, und wie nur einer die Löffel über dem Grase zeigt, gleich hat er ihn beim Felle. Ein anderer hascht mit dem Schmetterlingsnetz philosophisch schillernde Phrasen, die er als Maximen auf seinen Bleistift spießt. Man blättere einmal in einem ehemals vielgelesenen Bulwer'schen Roman, 25 Prozent des Textes sind unterstrichen. Der Tiefsinn solcher Sätze braucht freilich nicht groß zu sein; ich fand auch folgende Sätze herausgestrichen: „Ach, der Winter kommt nur zu bald!“ .... „Lust und Leid sind Tag und Nacht des Herzens“ ... „Es giebt nichts Seligeres, als den Frieden eines guten Gewissens“ und was derlei Banalitäten mehr sind. Häufiger noch als die Unterstreicher mit ihrer wagerechten Kunst sind aber jene Anstreichergenies, die ihren Beifall durch senkrechte Striche am Blattrande ausdrücken und ein halbes Buch anzustreichen im stande sind. Ihnen scheint alles an=

streichenswert, und wenn eine Bemerkung des Autors recht unwahr oder ledern ist, dann streichen sie sie wohl gar doppelt an. Manche Anstreicher arbeiten farbig, mit grünen, blauen, roten Stiften. Ich sah ein Exemplar des „Werther", in dem irgend ein großer Anstreicher vor dem Herrn alle auf Liebe bezüglichen Stellen mit Rotstift angestrichen hatte. Schade, daß der betreffende Kolorist nicht auch einen grünen Strich machte, so oft von Hoffnung, Gras oder Laubfröschen, und einen blauen, wenn von Treue, Vergißmeinnicht, Pflaumen oder dem Himmel die Rede war. Solche Striche können übrigens nur als unartikulierte Empfindungslaute gelten und stehen als Meinungsäußerungen noch lange nicht so hoch, wie die zahlreichen Fragezeichen, Ausrufungszeichen und „sic", welche den Text verbrämen. Ein gewisser Witz kann aber zuweilen auch durch eine einfache Interpunktion angebracht werden; so las ich einen Roman von X. Y., in dem jede der allzu langen und häufigen Schilderungen dieses Erzählers mit sauberen Parenthesen eingeklammert war.

Besonders häufig scheinen im Lesepublikum die Korrektorengenies zu sein, die es schlechterdings nicht über sich bringen, einen Druckfehler (auch einen vermeintlichen) zu korrigieren. Ihnen verwandt sind die Sprachverbesserer, die aber in der Regel gewissen Privatpassionen fröhnen; z. B. statt „fragte" regelmäßig „frug" hinsetzen und umgekehrt, oder selber nicht recht fest in der Sprache sind und den Text willkürlich verschlimmbessern. In einem Bauernfeld'schen Roman fand ich einmal einen Austriacismus ver-

hochdeutscht. Aber ein Urwiener schrieb entrüstet darunter: „Lassen Sie unsern Bauernfeld unverbessert!“ In dieselbe Sippschaft gehören die Übersetzer, die allem Fremdsprachigen grimmig an den Leib gehen, sogar wenn sie es selbst nicht verstehen. Den Titel des bekannten pseudonymen Romans „Eritis sicut deus“ sah ich einmal interlinear übersetzt mit: „Ihr seid Götter gewesen“, worauf freilich ein anderer Quidam von reicherer Gymnasialerfahrung, offenbar ironisch, das „eritis“ in „eratis“ veränderte, damit es der Übersetzung besser entspreche. Ein merkwürdiges statistisches Talent entdeckte ich in einem Exemplar von Jean Pauls „Quintus Fixlein“; der Mann hatte berechnet, daß in dem Buche 1495 „s“ fehlen, diejenigen nämlich, welche Jean Paul in seinen zusammengesetzten Wörtern (Rechtanwalt, Himmelkörper u. dgl.) halsstarrig wegläßt; und dabei stand noch die Bemerkung: „Er schreibt aber doch Hausbuch und nicht Haubuch.“ Eine eigentümliche Existenz ist auch die des Ergänzers. Er sticht die halben Zitate heraus und setzt die fehlende Hälfte seitlich an. Der Verfasser hat z. B. eine psychologische Exkursion mit den klassischen Worten geschlossen: „Der Wahn ist kurz“; unser Ergänzer schreibt an den Rand dazu: „Die Reu' ist lang“. Sah ich doch selbst in Goethe's „Faust“ einmal bei der Stelle: „Wer sie nicht kennte, die Elemente“ beigeschrieben: „innig gesellt“; Goethe, mit Schiller geflickt, das muß doch halten! Noch andere Schreibleser haben den Sport, auf die Fragen des Verfassers zu antworten. Er schreibt z. B.: „Ist es möglich,

daß ein gebildeter Mensch so tief sinke?“ Einer, der alles weiß, schreibt dazu: „O ja!“ Ein andermal wird die alte Frage aufgeworfen: „Wie lange wird der arme, blinde Menschenwurm sich noch unter der Sonne quälen?“ Einer, der nichts zu wissen scheint, fügt die Antwort bei: „Ich weiß es wahrhaftig nicht.“ Besonders verletzend ist dies für den Verfasser, wenn er sich mit seiner Frage direkt an den Leser gewendet hat, z. B.: „Du möchtest wohl wissen, lieber Leser, ob . . .“ u. s. w. Ein unangenehmer Mensch schreibt dazu: „Bin gar nicht neugierig.“ In „Jane Eyre“ schreibt die Verfasserin einmal: „Wir überspringen nun zehn Jahre;“ ich sah von zarter Damenhand dabei die Worte stehen: „Springen Sie nur allein, ich will nicht im Handumdrehen so alt werden.“

Überhaupt ist es merkwürdig, wie leicht die Leserinnen sich von der Lektüre beleidigt fühlen. „Die geneigte Leserin“, dieser Ausdruck kommt in einem Karoline Pichler'schen Romane öfters vor; er war in dem Exemplare, das ich durchblätterte, jedesmal kritisiert. Das erste Mal stand dabei: „Sie halten mich wohl für bucklig?“ Das zweite Mal war „geneigte“ gestrichen und statt dessen „schöne“ beigeschrieben. In einem Romane von Clauren, wo der Leser fortwährend mit „Du“ angeredet wird, fand ich jedes „Du“ in „Sie“ verwandelt; die weibliche Hand war unverkennbar. Vollends, wenn es sich um Toilettesachen handelt! In Dingelstedt's „Amazone“ heißt es von der Heldin, sie habe Handschuhe Nummer 6³/₄ gebraucht. Eine Dame schrieb mit zornigen Schriftzügen darunter: „5³/₄,

Sie Tr . . . . l.“ Sie machte aber keine Punkte, sondern schrieb das Wort deutlich aus.

Die Ironie und Bosheit, mit der sich das Publikum für das Leid, das ihm die Autores zufügen, zu rächen weiß, sie ist unversieglich. Auf Georges Eliot's achtbändigem „Middlemarch“ las ich den guten Rat: „Jeden Eliot'schen Roman soll man erst mit dem siebenten Bande zu lesen anfangen, auch die einbändigen.“ Was ohne Zweifel um ein paar Bände zu weit geht. In einem Bret Harte'schen Buche heißt es einmal: „Sand in die Augen streuen“; jemand ersetzte den Sand durch „roten Staub“, der ja in den kalifornischen Novellen dieses Autors auf jeder Seite vorkommt. In Daudet's „Jack“ träumt der kleine Mohrenprinz aus Afrika von den Känguruhs seines Vaterlandes; ein Gelehrter schrieb dazu: „Nachprüfung aus Naturgeschichte und Geographie, denn das Känguruh kommt nur in Australien vor.“ Auf einem Belot'schen Roman, der bereits über 60 Auflagen erlebt hat, fand ich als Motto: „Honorar zehn Jahre Zuchthaus!“ In den „Bismarckbriefen“ findet man statt der Eigennamen meist zwei Sterne gesetzt; jemand, den diese Diskretion intriguiert haben mag, schrieb einmal ärgerlich hin: „Ist Alles nicht wahr, ich habe mich nie so geäußert: Dr. Sterne.“ In Felix Dahns Roman: „Odhins Trost“, wo stark mit Allitterationen gearbeitet wird, kommt einmal die Stelle vor: „Schluckest du mich, schuppiger Schlinger.“ Ein offenbarer Anti-Wagnerianer fand sich bemüssigt, die Stelle also zu variieren: „Schlingest du mich, schuppiger Schlucker.“ Dadurch ermuntert, schrieb ein zweiter

darunter: „Schuppest du mich, schluckriger Schlingel.“ In demselben Buche endet das zwölfte Kapitel mit den Worten: „Er schritt in die Öffnung. Lang weilte er in dem Hügel.“ Jemand fügte nach „lang weilte er“ hinzu: „sich“. In Moltkes Briefen aus der Türkei wird erzählt, in Brussa habe „der Abendstern so stark geleuchtet, daß er die Gegenstände Schatten werfen ließ.“ Dabei war mit Bleistift eine Reihe Noten eingezeichnet, die Melodie zum Tanhäuserlied: „O du mein lieber Abendstern!“

Die antike Fabel kannte Ungetüme mit hundert Händen; die moderne Wirklichkeit kennt eins mit Millionen von Bleistiften. Es heißt Publikum. Ein Schriftsteller in seiner Verblendung meint wohl, er sei zum Schreiben auf der Welt, der Leser aber zum Lesen. Weit gefehlt! Der Leser schlägt ihn mit seinen eigenen Waffen, auf seinem eigenen Gebiete und übt blutige Rache für alles, was ihm schwarz auf weiß angethan worden. Und die Leihbibliothek ist die große Strafkolonie, wo die Bücherschreiber ihre Strafe durchleiden müssen.



Emmy.

(1895.)

„Ja,“ sagte ich, „nun thut es mir erst recht leid, liebster Viktor, daß uns das Schicksal volle zwölf Jahre voneinander ferngehalten hat. Wie viele solche herrliche Imperiales hätte ich seitdem bei dir rauchen können . . .“

„Geschenk meiner lieben Emmy,“ warf er ein.

„Ah! Und wie viel solchen vierfach gesternten Cognac dazu trinken . . .“

„Emmy.“

„Hm! In diesem echt amerikanischen Schaukelstuhl gelagert, den Fuß auf diesem wunderbaren Perser . . .“

„Emmy, alles meine liebe Emmy. Sie hat mir mein ganzes Arbeitszimmer eingerichtet. Palisander ist ihr Lieblingsholz, während sie zum Beispiel Mahagoni verabscheut und in einem Zimmer mit Eichenmöbeln Migräne kriegt. Sie ist die feinste Organisation, die ich kenne. Rothschild-Nerven. Denke dir, sie hat ein Hündchen, Charlie heißt es, das nimmt keinen Bissen, und wäre er noch so schmackhaft, von einem Teller, der nicht echtes Meißen ist. Nach-

gemachtes Meißen erkennt Charlie sofort und knurrt es an. Hunde sind unglaublich schlau; Charlie hat augenscheinlich gemerkt, daß Frauchen auch nie anders speist. A propos, du frühstückst doch bei uns? Wart' einmal, was führt doch die Köchin im Schilde?"

Er elektrisierte eine Dame herbei, die ich für die gnädige Frau hielt — ich kannte Emmy noch nicht — aber es war nur eine elegante Zofe. Die übernahm die Anfrage an die Köchin und brachte umgehend die Antwort: „Hummer-Mayonnaise und Lieder ohne Worte."

„Habt ihr denn auch Tafelmusik?" fragte ich.

Er lachte. „Du kennst Lieder ohne Worte nicht? Ach, es sind gottlob nicht die Mendelssohn'schen. Das ist ein bevorzugtes Frühstücksgericht Emmys. Kalbssteaks mit Austernsauce heißen so."

„Donner, das ist fein!" rief ich und fuhr mit den fünf Fingern durch die weiche Pelzdecke meines Schaukelstuhls. „Eine reizende Pelzdecke," fügte ich hinzu.

„Emmys Geschmack. Edelmarder."

„Nobelzobel," parodierte ich unwillkürlich.

Er lachte und fuhr sich mit der Hand durch das früh ergraute Haar. Unwillkürlicher Nachahmungstrieb. Eine Narbe kam dabei zum Vorschein.

„Oho, wo hast du denn den schönen Schmiß her?"

„Emmy!" fuhr es ihm so heraus . . . „das heißt . . . sie wußte nichts davon . . . es war, bevor . . ."

„Gut, gut, ich will nichts hören . . . Schau, schau! . . . Dein Weibchen muß ja eine reizende Person sein. Alles,

was an sie erinnert, hat ein besonderes Gepräge. Ist das ihr Bild? Ei, du Racker! Und welche geschmackvolle Toilette! Womit ist denn diese Pelerine besetzt?"

„Mit Eider-Hermelin. Ihre eigene Kombination. Die schwarzen Schwänzchen des Hermelins in Eiderflaum verteilt. Ist durch sie Mode geworden ... Weißt du, es ist rein zum Staunen. Wo sie das nur alles her hat! ... Denn du mußt wissen, sie war ein armes Mädchen. Die Eltern, doch du mußt ja Merkels kennen ... hinter dem botanischen Garten."

„Ach, diese Nagetiere?"

„Wieso?"

„Sie nagten ja ewig am Hungertuch ... Und Emmy, ach, das ist ja dann wohl jenes reizende Kind mit den schwarzen Locken ... Aber nein, auf diesem Bildnis hat sie ja hellgoldblonde ..."

„Gefärbt, ... entfärbt; man will es jetzt so. Und Emmy behauptet, mir gefiele Goldblond besser. Ich seh' dir das an, sagt sie ... Ja, sie versteht's kolossal."

„Schöne Sache, so ein Weibchen ... Wenn man das Geld dazu hat. Nun, du hast ja tüchtig geerbt, so viel ich weiß. Als Regierungsrat und sonst nichts könntest du's wohl nicht bestreiten."

„Na, daß ich es dir nur gestehe, die Erbschaft hat enttäuscht. Es war nicht so arg mit Onkel Pfundheller. Emmy hat ihm seitdem diesen Spitznamen gegeben. Sie ist auch sehr geistreich, mußt du wissen ... Und das Bißchen hat natürlich nicht ewig gewährt."

Das schrille Prrr des Telephons unterbrach ihn. Er eilte an den Apparat und horchte.

„Was? Siebzehnhundert?“ rief er in das Mundstück hinein. „Auf heute hat meine Frau das Geld versprochen?“ Er stieß etwas wie eine leise Verwünschung aus. „Irren Sie sich auch nicht? Meine Frau sagte mir nur von zwölfhundert . . . So! Also siebzehn sagen Sie? Es hat ja wohl bis nächste Woche Zeit? . . . Wie, sagen Sie? . . . So, so! Schwarz ist die große Perle, hm! . . . Na, ich komme Nachmittags bei Ihnen vor. Schluß!“ Er drehte die Kurbel und kehrte zu mir zurück. Er rieb sich etwas mißmutig die Stirne und starrte einem der Nobelzobel in die glänzenden schwarzen Äuglein.

„Was hast Du, Viktor?“

„Nichts Besonderes. Aber weißt Du . . . Perlen sollte es doch lieber keine auf der Welt geben!“

„Ach, das alte Lied von der Juwelierrechnung!“

„Bitte, bitte,“ fuhr er auf, „mißverstehe mich nur nicht. Emmy ist die Sparsamkeit selbst. So sparen können, wie sie, das hat es überhaupt noch nie gegeben. Parcimonia, die Göttin der Sparsamkeit! Mir scheint, Du siehst mich spöttisch an?“

„Ich? Wie fällt Dir das ein, lieber Viktor?“

„Du hast unrecht, Freund. Ich habe ja Emmy bloß wegen ihres Sparenkönnens geheiratet.“

„Wär’s möglich!“

„Lieber Freund, ich sehe, daß man dir alles erst mit

dem Einmaleins beweisen muß. Gut, damit kann ich glück=
licherweise dienen."

Er öffnete ein Schiebfach seines Palisander=Schreib=
tisches und ließ darin einen geheimen Verschlag aufspringen.
Aus diesem holte er ein rotes Sammetkästchen, das ein
goldenes „E" auf dem Deckel hatte. Er stellte es vor sich
hin und sagte:

„Ich muß dir nur eben erzählen, wie es eigentlich
mit meiner Heirat gekommen. Ich bin, wie du weißt
oder nicht weißt, im Ausschuß des volkswirtschaftlichen
Vereines ‚Sparpfennig'. Vor drei Jahren hatten wir die
glückliche Idee, einen Damenpreis auszuschreiben, für jene
Dame nämlich, welche die beste Lösung der Frage ein=
senden würde: ‚Wie kann ein kinderloses Ehepaar mit einem
festen Einkommen von 1200 Gulden in Wien gut und an=
ständig leben?' Was sagst Du dazu?"

„Schweres Problem! Und habt ihr eine Lösung
erhalten?"

„Eine? Zweihundert und dreiundsiebzig wurden ein=
gesandt. Es ist unglaublich, welche Sparkunst, welches
Spartalent in Wien . . ."

„Verborgen ist!" ergänzte ich lachend.

„Lache nicht! Alle diese kleinen Budgets wurden
von Fachleuten aller Berufszweige streng durchgeprüft und
hellerweise nachgerechnet. Ein Dritteil davon war sogar
praktisch durchführbar. Den Preis aber mußten wir einem
Wirtschaftsplan zuerkennen, in dem der letzte Posten lautete:
‚Einlage in die Sparkasse — 18 Gulden 49 Kreuzer'.

Was sagst du zu diesem Kunststück? . . . Nein, sage noch nichts! Das Preisrichterkollegium war vor Staunen versteinert. Alles wurde genau analysiert, so wie jeder Posten in dem Schriftstück motiviert war, und alles stimmte. Sie bekam den Preis. Sie hieß Fräulein Emmy Merkel.“

Mit einem goldenen Schlüsselchen, das an seiner Uhrkette hing, öffnete er das rotsamtene Kästchen. Er nahm ein blaues Heft heraus, auf dessen Umschlag in zierlicher Damenschrift das Motto stand: „Ein Kreuzer ist ein Gulden.“

„Das ist es,“ sagte er. „Höre. Ich will dir nur einige besonders interessante Ziffern vorlesen. Hier: ‚Toilette 30 Gulden‘.“

„Oho!“ unterbrach ich ihn. „Das möchte ich doch schwarz auf weiß sehen.“ Aber da stand es richtig, mit kalligraphischer Nettigkeit hingesetzt: „Toilette 30 Gulden.“

„Es ist ja auch spezifiziert,“ fuhr Viktor fort. „Da lies. ‚Ein Winterhut 50 Kreuzer‘. Das glaubst du natürlich nicht. Ich habe sie einen solchen Hut eigenhändig machen sehen, und jede Dame schätzte ihn auf 20 Gulden. Weiter! ‚Ein Sommerhut 40 Kreuzer. Zwei paar neue Strümpfe, Wolle dazu 60 Kreuzer‘ . . . Denke dir: wollene Strümpfe, selbstgestrickte! ‚Ein Sommerkleid 3 Gulden. Ein Winterkleid 11 Gulden. Ein Paar Winterschuhe 5 Gulden‘ . . . Eine Dame mit 30 Gulden jährlich für Toilette! Eine Wienerin! Für Kost schreibt sie 34 Gulden monatlich an. Für Wohnung 50 Gulden jährlich, da sie das übrige durch Aftermiete hereinbringt. Doch das sind ja die ganz gemeinen Bedürfnisse. Sieh' mal, da steht: ‚Leih-

bibliothek 10 Gulden, Zeitung 14 Gulden'. Denn sie hat Geist und kann auch den nicht darben lassen. Das muß sein, bei ihr! Dafür schreibt sie: ,Luxus 40 Gulden'. Denke dir, sie treibt von dem Gelde sogar Luxus! Und was ist als Luxus verzeichnet? Da sieh': ,Handschuhe 3 Gulden'. Eine Dame, die Handschuhe in die Rubrik ,Luxus' stellt! Eine junge Dame, die mit 3 Gulden ihren Jahresbedarf an Handschuhen deckt! Lieber Freund, das ist ein weißer Rabe! . . . Merke nur: meine Zeitung hat sie nicht etwa unter ,Luxus' eingestellt, beileibe! O, für mich ist ihr nichts zu teuer! Da guck mal, Freundchen, was da steht. ,Für den Gatten monatliches Taschengeld 15 Gulden'. Das stellt sie nicht unter ,Luxus', o nein, das hält sie für notwendig. Für weit notwendiger hält sie es, als ihre Handschuhe! Nun sage selbst, ist das nicht ein herrliches Weib?"

„Ja."

„Ein selbstloses?"

„O ja."

„Ein aufopferndes?"

„Ganz unleugbar!"

„Und nach alledem zum Schluß: ,Einlage in die Sparkasse 18 Gulden 49 Kreuzer' . . . Von 1200 Gulden Jahreseinkommen! Zwei Personen!! Im teuren Wien!!! Ich sage dir, ein Spargenie!"

„Ein Finanzminister!" versicherte ich ihn.

„Nun denn, das sagte ich mir auch. Gleich nach der Sitzung, in der wir ihr den Preis zuerkannten, eilte ich

zu ihr, spornstreichs. Nur eine Viertelstunde verlor ich, um mir unterwegs ein paar neue Besuchshandschuhe zu kaufen und mir den Cylinder auf den Glanz bügeln zu lassen. Ich sagte ihr kurzweg: ‚Mein Fräulein, wir haben Ihnen den Preis erteilt; ich bewundere Sie; wollen Sie meine Frau werden?‘ — ‚Ihre auch?‘ erwiderte sie. — ‚Auch?‘ wiederholte ich betroffen. — ‚Soeben verließ mich Herr Dr. Jobst, der Obmann Ihres Preisgerichts.‘ — ‚Er war hier?‘ — ‚Ja wohl, er hat mir den nämlichen Antrag gestellt.‘ — Ich schlug mich vor die Stirne. Dr. Jobst war mir mit alten Handschuhen und glanzlosem Cylinder zuvorgekommen. Ich Gigerl! ‚Und was antworteten Sie ihm?‘ rief ich angstvoll. — ‚Ich bat um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit,‘ sagte sie leise. Ich atmete auf . . . Nun, weißt du, daß wir uns geschlagen haben? Ich und Dr. Jobst. Er wollte nicht von ihr lassen, um keinen Preis. Sie sei ein Schatz und er wolle und müsse ihn haben. Ich trug diesen Kopfhieb davon, aber ich siegte. Emmy sagte mir: ‚Sie sind viel netter als Dr. Jobst; er hatte nicht einmal Handschuhe und einen so ruppigen Cylinder!‘ Mein richtiger Instinkt hat mir die Braut gewonnen. Das ist die Geschichte meiner Verheiratung.“

„Merkwürdig,“ sagte ich, mit einem prüfenden Rundblick auf die schöne Einrichtung. „Und kommst du nun mit 1200 Gulden jährlich aus?“

Er biß sich auf den Schnurrbart. „Ich? . . . Verzeih’, aber das ist eine komische Frage. Jedenfalls könnte ich damit auskommen. Selbst mit weniger! Du lachst schon wieder?“

Prrr! ging abermals das Telephon. Viktor ging hin und horchte. „Ha!“ schrie er auf. „Gratuliere! Herzensweibchen! Schatz! Goldkind! Sparengel! Finanzgenie! . . . Eine Brosche, sagst du, ist der Preis? Schon wieder eine Preisbrosche! . . . Und einstimmig! Ich umarme dich telephonisch! Ich küsse dir elektrisch die Hand! . . . Wie? Du kommst nicht zum Frühstück? Ach, wie schade! Es ist ein alter Jugendfreund zu Besuch da! Ein schrecklicher Mensch, aber ich mag ihn leiden. Ein verdammter Skeptiker! Glaubt nicht, daß Wienerinnen sparen können! Na, du wirst ihm was zeigen, gelt, Emmykind? Adieu also! Schluß!“

„Schon wieder ein Preis?“ fragte ich, als er zurückkam.

„Jawohl, für ein Jahresbudget von 1000 Gulden, zwei Personen, in Wien. Sie hat ihn wieder gewonnen. Sie ist eine Goldmacherin!“

„Gratuliere, lieber Viktor. Was wirst du denn nun aber mit allen deinen Ersparnissen anfangen?“

„Ich . . . unter uns gesagt, ich habe soeben Hoffnung, einen einträglichen Nebenerwerb zu erhalten. Man lebt eben doch nicht . . . auf dem Papiere! Aber sag' Emmy nichts davon.“



Bekenntnisse eines Bücherkritikers.

(1882.)

Ich habe gestern meine tausendste Bücherkritik geschrieben. Tausend, sage eintausend Bücher, eine ganze Litteratur, habe ich bereits schriftlich gelobt oder getadelt. Besser sind sie und ihre Verfasser dadurch schwerlich geworden, aber schlechter hoffentlich auch nicht. Heute überschleicht mich eine ausgesprochene Jubiläumsstimmung. Die tausendste Kritik sollte doch rot gedruckt werden und ins Tintenfaß sollte mir heute die zarte Hand einer — wie ich oft schrieb — rühmlichst bekannten Schriftstellerin eine frische Rose stellen, als wäre es das harmlose und natürlich einzige Trinkglas einer Junggesellenwirtschaft.

Ach, es ist ein melancholischer Jubel, den ich jubiliere! Indem ich vor mich hintrete und mir mit einer der Gelegenheit angemessenen feierlichen Verbeugung sage: „Ich gratuliere mir", ändern sich von selbst die Worte des Glückwunsches, so daß er klingt wie „Pater peccavi", und wie ich mir mit gerührtem Danke die Hand reichen will, ballt sie sich unwillkürlich und schlägt mir an die Brust, wie

ar die eines reuigen Sünders. Habe ich nicht sündigen geholfen und dadurch selbst gesündigt? Habe ich nicht Schuldige nichtschuldig befunden, erschwerende Umstände als Milderungsgründe aufgefaßt, bei rückfälligen Verbrechern die litterarische Polizeinote ignoriert und Individuen zur Begnadigung empfohlen, bei denen ein Akt der Lynchjustiz das Richtige gewesen wäre?

Pater peccavi! Ich bin ein arger Sünder! Aber ich will öffentlich beichten, um mein Gewissen zu entlasten. Ich will der Lesewelt den Schlüssel zu meiner kritischen Chiffernschrift an die Hand geben. Denn der kritische Dialekt ist dem Uneingeweihten nicht so ohne weiteres verständlich. Der Sprachbrauch des gemeinen Lebens gilt da nicht, es haben sich seltsame Begriffsverwirrungen oder Sinnverschiebungen festgewurzelt, das Gesetz des Umlauts ist aus der Form der Wörter auf ihren Inhalt übergangen. Da werden Verschweigungen zu Beredsamkeit, Mißverständnis wird Scharfsinn, ein zugedrücktes Auge bekundet den höheren Standpunkt, ein Element des Uneigentlichen verhüllt, verschwemmt, vernebelt alles. Kann ich dafür, daß es so ist? Habe ich dieses Rothwelsch ausgedacht? Als ich vor fünfzehn Jahren zur kritischen Feder griff, war ich voll der besten Vorsätze, des naivsten Gerechtigkeitssinnes. Ich war von einer geradezu grünen Ehrlichkeit. Aber ich sollte es bald erfahren: ehrlich währt am kürzesten. Ein einflußreicher Dichter bedrohte mich in den Wurzeln meiner Existenz, weil ich ihn in einer übrigens sehr lobenden Kritik einen „vaterländischen“ Dichter genannt hatte. Es wäre

ihm allerdings kaum möglich gewesen, sein Alibi zu beweisen, aber er behauptete, ich hätte ihn heimtückisch angegriffen und „vaterländisch“ wäre das Verächtlichste, was sich von einem Dichter überhaupt sagen ließe. Dieser Sturm war kaum über mich hinweggefegt, als ich mir die erbitterte Feindschaft eines meiner Vorgesetzten zuzog, weil ich eine von ihm veröffentlichte Novelle „ausgezeichnet“ genannt hatte. „Ausgezeichnet“ sei kein Ausdruck, meinte er, sondern eine Ausflucht, ein Vorwand, ein ziemlich ungeschickter Versuch, mit einer banalen Allgemeinheit einer eingehenden, den Kern der Sache berührenden Würdigung seines Meisterwerks auszuweichen. Dieses „Ausgezeichnet“ hat mich richtig um meine Stellung gebracht. Ach, ich habe in dieser Weise noch so manches schmerzliche Lehrgeld gezahlt! Was hat mich nur mein blindes Vertrauen auf die deutsche Grammatik gekostet! Ich war z. B. ein Neuling in der Steigerung der Adjektiva. Ich beleidigte jemanden, dem ich wohl wollte, indem ich schrieb, sein Roman gehöre zu seinen „besseren“ Werken. Ich hätte schreiben sollen: zu seinen „guten“ Werken, denn „besser“ sei hier schlechter als „gut“. Von einem Schriftsteller, der hundert Romane geschrieben hat, sagte ich, er habe eine „größere“ Anzahl von Romanen „verfaßt“. Zwei tötliche Hiebe in einem Satze. Eine „größere“ Anzahl lasse sich von zehn oder fünfzehn Romanen sagen, aber hundert Romane seien schon eine „große“ Anzahl, und „größer“ sage man nur von dem, was kleiner ist als „groß“. Heißt das nicht die Sprachlehre auf den Kopf stellen? Und nun

gar jenes „verfaßt!“ Gedichtet, geschrieben, produziert, sogar „gebracht“ in Gottes Namen, aber nur ums Himmelswillen nicht „verfaßt“, welches sozusagen einen handwerksmäßigen Betrieb, ein äußerliches Forttagelöhnern zu soundsoviel den Band bezeichne. Und der Mann, der sich gegen dieses „verfaßt“ so erbittert auflehnte, nannte sich doch selbst auf dem Titelblatte seiner neueren Romane: „Verfasser des Soundso!“ Noch mehr! Wenn ich ein Buch „sehr gut“ nannte, war der Autor meistens zufrieden; „recht gut“ versetzte ihn in Zorn und „ganz gut“ machte ihn rasend. Sonderbar! Etwas Besseres als „ganz gut“, was jeglichen Fehler ausschließt, kann man doch von einem Werke nicht sagen. „Ganz“, das ist das Absolute, während „sehr“ noch ins Bereich des Relativen fällt. Und dennoch gilt „ganz gut“ als das geringste Lob; es habe einen Beigeschmack von aufmunternder Protektion, auch lege man dabei den Ton nicht auf das „ganz“, sondern auf das „gut“. Als bitterster Tadel wird es aber empfunden, wenn man etwas „im Ganzen recht gut“ nennt. Das wolle nur besagen, heißt es, daß das Werk von schlechten Einzelheiten wimmle; und doch, sollte man meinen, wären die Einzelheiten im „Ganzen“ mitgerechnet. Eine ähnliche Begriffsverkehrung lernte ich kennen, als mir einst ein gangbarer Feuilletonsammler einen groben Brief schrieb, weil ich seine Feuilletons nur „geistvoll“ genannt hatte, da sie doch anerkanntermaßen „geistreich“ wären. „Geistvoll“ sei ein Ausdruck des Wohlwollens für Geschreibsel, das nur hie und da Spuren von Geist zeige; „geistreich“ aber

ein sichtlich unparteiisches, sachliches Wort für Arbeiten, die wirklich voll Geist seien. Also was voll Geist ist, ist nicht „geistvoll“, sondern „geistreich“, — und „geistreich“, was noch einen Komparativ und Superlativ zuläßt, ist mehr als „geistvoll“, obgleich doch nichts auf Erden voller als „voll“ sein kann.

Unter solchen Erfahrungen erlernte ich nach und nach jene kritische Terminologie, bei der man ziemlich sicher sein kann, die hervorbringenden Genies nicht zu verletzen. Der Wortschatz, über den diese Mundart verfügt, ist aber auch eigentümlich und wertvoll genug. Ich schreibe hier kein Wörterbuch, darum will ich nur bei einigen auserlesenen Epitheta verweilen, die mir schon die größten Dienste geleistet haben. Wie schwierig wäre z. B. meine Lage, wenn ich das Wort „vornehm“ entbehren müßte! Ist etwas recht steifbeinig, langweilig, einförmig und farblos, so nenne ich es meist vornehm. Dem Autor fehlt alle Anmut; er ist ebenso wenig einer Wendung fähig, als ein Krokodil. Vornehm! Kein Tröpflein Blut pocht in seiner Prosa, kein Nerv zuckt in seinem Verse. Vornehm! Jedes Wort gähnt den Leser aus vollem Halse an. Vornehm! Auf dreihundert Seiten geht der Mann auch nicht ein einziges Mal aus sich heraus. Vornehm! Mit diesem Worte thue ich so, als glaubte ich, er wolle nicht, wo er doch nicht kann. Da ich aber doch nicht auf alles und jedes „vornehm“ sagen darf, so wechsle ich sehr zweckmäßig mit „diskret“ ab. Diskret! Wäre dieses goldene Wort noch nicht vorhanden, man müßte es schleunigst erfinden. Es

giebt kaum einen elastischeren, schmiegsameren Entoutcas in der kritischen Rüstkammer. Diskret! Das schmeckt selbst dem Indiskretesten, denn es liegt darin etwas Künstlerisches, Bildnerisches, weises Maß mitten im Überfluß, die Maske der Selbstbeschränkung für alle Beschränktheit. Ein Schriftsteller kommt über kurze Anläufe nicht hinaus. Diskret! Es fehlt ihm jeder Sinn für Farbe, alle seine Gestalten sind grau wie Fledermäuse. Diskret! Er versteht es nicht zu charakterisieren, und vollends ist er verloren, wenn er ein heißes, überwallendes Wort der Leidenschaft finden soll. Diskret! In seinen Schilderungen ist kein Auge, in seinen Dialogen keine Beredsamkeit, seine ganze Darstellung entbehrt des Zutreffens. Diskret, überaus diskret!

Es giebt aber auch Schriftsteller, die am liebsten im Dunkeln munkeln und bei denen man nie errät, wo sie eigentlich hinaus wollen. Diese Gedankenhehler sagen eine Menge Dinge, die nichts sagen, hinter denen jedoch augenscheinlich erschrecklich viel steckt. Sie schreiben gewissermaßen in lauter Vordersätzen, denen die Nachsätze fehlen. Eine Abhandlung des Herrn Dr. Dunkelmann ist immer voll der interessantesten „Winke“ nach dem Nirgends hin. Auch ist er jener berühmte „Perspektiveneröffner“, und zwar am liebsten nach Richtungen, wo nichts zu sehen ist. Ich war seinen Werken gegenüber eine zeitlang in keiner geringen Verlegenheit. Endlich fand ich das Wort „bedeutend“ — und mir und ihm war geholfen. In der That, ein Ding, dessen Bedeutung man so lange umsonst sucht, muß sehr bedeutend sein. Seitdem habe ich die

Essays des Dr. Gedankenstrich, die „Stunden der Wahrheit“ von Prof. Fallacius, die „bereits in zehnter Auflage vorliegende“ Broschüre: „Akut und chronisch“ von Quidamshausen und noch viele andere unbedeutende Schriften „bedeutend“ genannt, ohne daß es mir irgend einer der Herren Verfasser nachgetragen hätte.

Meine Stellung bringt es mit sich, daß ich viele neuere Romane kritisieren muß, die ich unmöglich lesen kann; sie sind eben nicht zu lesen. Roh empfundenes, brutal geschriebenes Zeug, auf die gemeinste Neugier, den gierigsten Fließpapierhunger berechnet, jedes Kapitel anzusehen wie eine Zeitungsrubrik voll Tagesneuigkeiten. Für diese Sorte habe ich zwei höchst empfehlenswerte Faulenzer, die unter jeden Text passen, nämlich „sensationell“ und „effektvoll“. Verfasser und Verleger finden dabei ihre Rechnung und der Kritiker schließlich auch, denn der gebildete Leser weiß zwischen den Buchstaben dieser Worte zu lesen. Sensationell, das erscheint jedenfalls in Lieferungen und hat auf der letzten Seite eine „Notiz für den Buchbinder“, daß er dieses Werk nicht in Kalbleder, sondern in Gänsehaut zu binden habe. Sensationell, das liest sich gewiß, wie aus dem Französischen übersetzt, und ist doch nur aus dem Englischen gestohlen. Sensationell, das ist jene gewisse Prosa mit kurzen Zeilen, wo jeder Satz eine neue Alinea beginnt. Sensationell, ach ja, das wollen wir doch geschwinde nicht lesen! . . . Und dazu nun noch „effektvoll“. Eine effektvolle Schreibart, ein effektvoller „Styl“ (diese Herren haben ihren Stil immer mit „y“), effektvoll erfunden, effektvoll

komponiert, effektvoll durchgeführt, effektvoll geschmiert. Die handelnden Personen sind eigentlich gar keine Menschen, sondern Puppen, ich nenne sie also „Charaktere“, oder wenn sie irgend eine Absonderlichkeit zur Schau tragen, geradezu „Typen“. Dieses Wort hat in solcher Anwendung große Verbreitung gefunden. Typus, typisch, das kann man heutzutage auf alles sagen, was kein Typus, was nicht typisch ist. Während doch ein Typus aus Zügen besteht, die vielen Dingen gemeinsam sind, gehe ich am sichersten, wenn ich — und mit mir Tausende von Kollegen — dasjenige einen Typus nenne, was ganz apart aussieht, etwas Verrücktes, einen Sonderling, eine Mißgeburt. Während sonst Typus die Regel bedeutet, belegen wir mit diesem Worte am liebsten die Ausnahme. Kommt es dann schließlich zur Katastrophe, so haben wir auch für diese ein sehr gutes Beiwort. Wir nennen sie in Gottes Namen „tragisch“. Je weniger sie motiviert ist, je zufälliger, unerwarteter sie hereinbricht, desto tragischer finden wir sie. Ein Ziegelstein vom Dache, eine unbedeckte Kalkgrube in finsterer Nacht, eine zu spät eintreffende Begnadigung, ein ungeschickterweise losgehender Revolver, — tragisch! Man sieht wohl, daß das Wort sich vom griechischen „Tragos“ (Bock) herleitet, denn wo irgend ein rechter Bock geschossen wird, da heißt es gleich „tragisch“.

Unentbehrlich sind mir ferner einige Ausdrücke, die mir bei allem Lob doch ein Hinterpförtchen offen lassen. Ich kann Bücher, die ich höchst geschmacklos finde, „geschmackvoll“ nennen, denn über den Geschmack läßt sich be=

kanntlich nicht streiten und einem andern mag ja das Zeug ganz gut gefallen. Ich stehe keinen Augenblick an, ein Buchdrama, das mich in hohem Grade langweilt, „interessant“ zu nennen, denn mein Gott, was mich langweilt, kann einen andern unterhalten, ich habe nicht das Recht, die Aufnahmefähigkeit meines Geistes als die durchschnittliche der Menschheit zu betrachten. „Langweilig“, das wäre ein subjektives Urteil, „interessant“ ist ein objektives, weil es allen Standpunkten gerecht zu werden sucht. Sehr wohlklingend und nach jeder Richtung zweckmäßig ist auch das so beliebte Wort „sympathisch“. Sympathien sind eben unmeßbar, unwägbar, sie sind die Imponderabilien der Geschmackswelt. Es giebt schlechterdings nichts, was nicht jemandem sympathisch sein könnte. Ich nenne also mit ruhigem Gewissen alles sympathisch, was meine Antipathie erregt, denn gerade das wird wahrscheinlich bei anders organisierten Leuten Sympathie erwecken, und ich schreibe ja nicht für mich, sondern für andere.

Nur noch einen Kunstausdruck möchte ich hier anführen, der mir im Laufe der Jahre ein wahrer Segen geworden ist, besonders wenn ich sogenannte „Geschenklitteratur“, angebliche Prachtwerke zu kritisieren hatte, bei denen der Einband die Hauptsache war. Wenn ich so ein effektvolles (s. oben) Objekt vor mir habe, mit Zieraten aller Art in Blinddruck, Hochdruck, Buntdruck, Golddruck überladen, nach gotisch-romanisch-byzantinisch-orientalischen Motiven, so nenne ich das ohne Zögern „stilvoll“, denn es ist ja wirklich aller möglichen Stile voll. Dieses Wort

hat seither in den kritischen Rubriken der Zeitungen unerhörten Anklang gefunden und wird nach meinem Vorgange (wie ich wohl rühmen darf) jetzt so ziemlich auf alles angewendet. Die neue Villa des Herrn Bankiers Goldstaub, das Jubiläums-Album, welches dem Herrn Direktor der Stolpe-Danziger elektrischen Eisenbahn überreicht wurde, die Toiletten auf dem Kostümballe der Frau von Müllermayer, das herrliche Blumenkissen für die gefeierte Ballerina Signora Conamore ꝛc., das ist nach der einstimmigen Versicherung der Lokalkorrespondenzen und Reporter im höchsten Grade „stilvoll". Mit diesem Ausdrucke, der auf alles paßt, fordert man die ganze moderne Kunstindustrie in die Schranken.

Doch genug. Ich habe mich gedrungen gefühlt, diese öffentliche Generalbeichte abzulegen. Wenn ich Sünden begangen habe, so that ich dies doch nicht in der Absicht, dadurch einen Tugendpreis zu verdienen. Nein. Verdamme mich, wer will. Verzeihe mir, wer kann. Vor allem aber verstehe mich recht, wer künftighin meine Bücherkritiken liest.



Ein antikes Reise-Feuilleton.

(1880.)

Auch Horaz war einmal in seinem Leben Reise-Feuilletonist. Das fünfte Stück im ersten Buche seiner Satiren ist ein richtiger Reisebrief; er hätte im Feuilleton eines großen altrömischen Tageblattes stehen können, das sich vermutlich an den feinen lateinischen Hexametern, in denen der Aufsatz abgefaßt ist, nicht gestoßen hätte, wie sämtliche mir bekannte Zeitungen von heute, die römischen nicht ausgenommen. Das war eine ziemlich beträchtliche Reise quer über die apenninische Halbinsel, von Rom bis Brindisi; über 320 römische, also über 64 geographische Meilen. Heutigen Tages würde sich ein Tourist, und träte er auch noch so gern in die Spuren des Horaz, wohl hüten, die besagte Satire als Bädeker für diese Tour zu benutzen, denn die Malaria der Pontinischen Sümpfe, die Briganten der Abruzzen, die unmöglichen Unterkünfte wären sein sicheres Verderben; auch ist die Eisenbahn zu verlockend, die ihn in weniger als einem Tage dahin versetzt, wohin Horaz im Frühling des Jahres 37 vor Christus

nicht weniger als fünfzehn Tage lang reiste. Und doch hatte er es noch leidlich bequem, mit Ausnahme der Strecke von Rom bis Terracina, wo er den Mäcenas treffen sollte; denn von Terracina weiter reiste er im Gefolge eines diplomatischen Gesandten, Mäcenas fuhr nämlich nach Brindisi, um im Namen des Oktavianus mit Antonius einen Vertrag abzuschließen. Die Reisegesellschaft war sehr vornehm; sie bestand außer den Genannten noch aus dem gewesenen Konsul M. Coccejus Nerva, dem gewesenen Legaten des Antonius, Fontejus Capito, ferner eine Strecke weit aus den Dichtern Plotius, Varius und Vergil. Gelangweilt zu haben brauchen sich die Herren also nicht. Indes scheint die Reise-Feuilletonistik damals noch in ihrer Wiege gelegen zu haben, wenigstens hat Horaz diese ausgezeichnete Gelegenheit, seinen Lesern interessante Erlebnisse und Personalien mitzuteilen, vom feuilletonistischen Standpunkt aus ganz unbenutzt gelassen. Man denke doch, er erzählt keine einzige politische Pikanterie von einer so eminent politischen Reise, keine einzige Anekdote von dem berühmten Mäcenas, nicht den schlechtesten Witz von dem gefeierten Vergil. Das verstehen unsere jetzigen Spezial-Berichterstatter denn doch besser. Trotzdem ist es interessant genug, zumal wir eben mitten in der Reise-Saison stehen, den Horazischen „Reisebrief" zu durchfliegen. Er ist selbstverständlich längst in alle lebenden Sprachen übersetzt, nur in die moderne reisefeuilletonistische nicht, und diesem Mangel soll durch das folgende einstweilen, bis eine bessere Übertragung nachkommt, abgeholfen werden. Horaz schreibt also, mutatis mutandis, wie folgt:

Da die Eisenbahnen noch nicht erfunden sind, verließ ich das große Rom auf andere Art. Ich sage absichtlich nicht, ob zu Fuß oder zu Wagen; mögen die Philologen sich darüber die Köpfe zerbrechen. Aus demselben Grunde sage ich nichts Näheres über meinen Reisegefährten, den griechischen Sprachmeister Heliodorus; diese Unterlassung mag O. Heyse für seine Heliodoreischen Untersuchungen zugute kommen. Ich schlief die erste Nacht in Aricia, oder vielmehr ich schlief nicht, denn das Logis war allenfalls gut genug für einen Ramler, der mich übersetzt, aber nicht für mich. Am zweiten Tage kam ich bis Forum Appii, welches nicht von Männern und Weibern, sondern von Schiffsleuten und Wirtsleuten bewohnt ist; ein unchristlicher Erdenfleck. Leider hatte ich keine Dower'schen Pulver mit eingepackt; sie wären mir hier sehr zugute gekommen, denn das abscheuliche Wasser empörte mein ganzes Innere. Und nun stand mir noch eine Nachtfahrt auf dem Kanal mitten durch die Pontinischen Sümpfe bevor. Ich nahm jedenfalls eine Dosis Chinin, denn ich erinnerte mich lebhaft an Héberts schönes Gemälde „Malaria" und dachte auch an den Tod des armen Viktor Emanuel. So harrte ich, ohne einen Bissen zu essen, auf meine Kahngenossen, welche weidlich soupierten, in eine Wolke von ranzigem Öldunst gehüllt. Die Nacht brach schon herein, als das Volk sich zu rühren begann. Nun ging das Geschimpfe zwischen Schiffern und Passagieren an; man kennt ja das alte Schimpflexikon. „Hier leg' an!" schrie der eine. „Sie stopfen ja dreihundert Passagiere herein!" brüllte der

andere. „Halt, Kerl, das Boot ist ja voll!“ protestierte ein dritter. Dann wird mühselig der Fährlohn eingesammelt, dann das Maultier angespannt, das unsere Dampfyacht schleppen soll; darüber vergeht wieder eine Stunde. Keine Spur einer Fahrordnung. Wer wenigstens schlafen könnte! Das ist aber unmöglich, denn Wolken von Stechmücken umschwärmen uns, wie Scharen von Tekinzen eine russische Marschkolonne, und die Frösche des Sumpfes singen im Chorus pontinische Volkslieder, während der Maultiertreiber, der uns sozusagen als Steuermann dient, die Kehle vom landesüblichen Krätzer wund geätzt, mit einem Wandersmann um die Wette das ferne Lieb beheult. Endlich sind beide müde, der Wandersmann legt sich schlafen, der Schiffsmann bindet einen großen Stein an den Zaum des Maultiers und läßt es grasen, er selbst streckt sich rücklings hin und schnarcht wie ein Erdbeben, daß halb Latium davon zittert. Als es Tag wird, merken wir empört, daß das Fahrzeug still steht. Glücklicherweise war einer von uns jähzornig wie der heilige Petrus, sprang an Land und begann mit einem Knüttel Maultier und Treiber so unsinnig zu prügeln, daß sie ihre Politik des Temporisierens sofort aufgaben. Um 10 Uhr vormittags endlich landeten wir bei der Kirche der heiligen Feronia, wo wir uns im Weihwasser Hände und Gesicht wuschen. Ein ausgiebiges Gabelfrühstück im Leibe, humpelten wir nun noch drei Meilchen weiter die weißglühenden Felsen von Terracina hinan, wo wir Mäcenas und Coccejus treffen sollten.

Vor allem strich ich mir nun schwarze Salbe auf

meine triefenden Augen, konnte aber im ganzen Nest keine blaue Brille auftreiben; die Krämer, bei denen ich suchte, brummten vielmehr etwas von Anachronismus. Ich war herzlich froh, als Mäcenas mit Coccejus und Fontejus Capito ankam. Der letztere ist ein feiner Signor und sehr intim mit Antonius, über den er dem Shakespeare schätzbares Material hätte liefern können. Wir setzten zusammen die Reise fort. In Fundi lachten wir ungeheuer über den Prätor Aufidius Luscus; dieser alberne Tropf wollte sich vor uns Welthauptstädtern in voller Provinzialpracht zeigen, hatte sich darum die Gala-Uniform mit roten Epauletten angezogen, ritt uns seinen goldenen Kragen vor, ja er ließ sogar vor sich her räuchern, „als käm' das Venerabile". Dem Manne muß ich doch den Mauritius- und Lazarus-Orden geben lassen. Wir übernachteten totmüde in Formiä, wo wir bei Capito speisten und bei Murena schliefen. Wenn ich witzig sein wollte, so würde ich sagen: Capito gab uns Muränen zu essen und Murena gab uns fein capitonnierte Ruhebetten zum Schlafen; da ich aber nie und unter keiner Bedingung schlechte Witze mache, seien auch diese unterdrückt. Der nächste Morgen zeigte uns das Wunder eines wandelnden Berges. Der Hauptgipfel des römischen Parnaß kam nämlich in Sinuessa zu uns, in Gestalt von Vergil, Varius und Plotius. Zu Mohammed wollte der Berg bekanntlich nicht kommen und dieser Mensch hielt sich doch für einen Propheten. Welche Umarmungen setzte es da, welche Freude! Beim heiligen Amicus, ein angenehmer Freund ist mir lieber, als hundert

unangenehme Feinde! Ein Logierhaus an der Campanischen Brücke war unser nächstes Nachtquartier; die Staatslieferanten mußten uns Essen, Trinken und Schlafen liefern. Ich reise entschieden nie mehr anders als in diplomatischer Mission. Der folgende Abend sah uns zeitig genug in Capua, diesem „Wien der Geister", um das Wort des germanischen Dichters umzuwenden. Mäcenas ging sogleich Ball spielen (de gustibus non est), ich und Vergil, lebhaft wie wir schon sind, gingen lieber schlafen, denn ich leide, wie oben gesagt, an Triefaugen und er an Leibschmerzen, zwei Krankheiten, welche nur so große Dichter auszeichnen. Tags darauf empfing uns die reiche Villa des Coccejus, oberhalb der Wirtshäuser von Caudium. Wenn ich das Gewitzel nicht haßte, würde ich sagen: dieses Caudium war für uns ein Gaudium; aber ich hasse es wie den Tod. Auch bitte ich zu bemerken, daß ich keinerlei Bemerkung über das Caudinische Joch mache; es fällt mir nämlich keine ein. Hier hatten wir einen köstlichen Spaß mit zwei zu unserer Belustigung herbeigeholten Possenreißern, die bei einem Münchener Mustergastspiel spielen könnten. Messius Cicirrus hieß der eine, Sarmentus hieß der andere. Singe, Muse, die Männer u. s. w. Beide waren vornehmen Stammes, denn Messius war geborner Wasserpolake, während Sarmentus ein durchgebrannter Kellner war. Sarmentus begann die Schlacht: „Meiner Treu, Du siehst aus wie ein Einhorn." „Auch gut," sagt Messius und senkt die Stirne, wie zum Aufspießen des Gegners, worauf dieser: „Ei, was thätest du erst,

wenn dir das Horn nicht abgeschnitten wäre, da du selbst hornlos dich so stiermäßig gebärdest?" Der Mensch hatte nämlich eine grausliche Narbe mitten auf der Stirne. „Hast du das von der französischen oder englischen Krankheit?" fragte ihn Sarmentus und neckte ihn noch mit manchem andern Schelmenwort. Jener blieb natürlich nichts schuldig, denn solche Schulden sind die einzigen, die er bezahlt. Er fragte ihn, warum er durchgegangen sei, ob er vielleicht dem Sokrates den Cichorienbecher kredenzt habe und dergleichen mehr. Die Kerle waren zum Platzen, was wir jedoch nicht thaten.

Von hier ging's geradenwegs nach Benevent. Der Wirt briet uns dort am Spieße Nachtigallen, hätte sich dabei aber fast selbst gebraten, denn der Ruß des Kamins fing Feuer und Vulkan leckte bereits mit roter Zunge übers Dach. Von der Feuerwehr war keine Spur, weder von der freiwilligen, noch der unfreiwilligen, wir mußten also selber zugreifen. Den Wirt ließen wir in Gottes Namen brennen, die Nachtigallen aber retteten wir, sonst wären wir um unser Souper gekommen. Weiterhin zeigten sich uns bereits Apuliens wohlbekannte Berge (wer hätte auch Apuliens Berge noch nicht gesehen?), aber niemals hätten wir sie erklommen ohne die Rast in Trivicum (welches in Zukunft Trevico heißen wird). Ich habe nie einen so dichten Rauch geschluckt, wie im dortigen Extrazimmer, allerdings heizte man den Herd mit Baumzweigen, „ehe der Sturm sie entblättert", wie Aemilia Galeota sagt. Hier begegnete mir ein nicht erzählbares Abenteuer. Eine

dralle junge Magd, welche Beelzebub zwicken möge, versprach mir ein Rendezvous auf Mitternacht, aber wie singt Giuseppe Verdi? „La donna e mobile“. Sie kam nicht, ... wie gesagt, die Geschichte ist nur in lateinischen Hexametern zu erzählen, wo sie ohnehin kein Mensch versteht. Vierundzwanzig Meilen weiter kamen wir in einen Ort, dessen Name hinwiederum gerade im lateinischen Hexameter nicht genannt werden kann, weil er nicht ins Versmaß paßt; er sei drum verschwiegen zur großen Freude der germanischen Zukunftsprofessoren und ihrer Zahnärzte, denn jene werden sich an dieser Frage manchen Zahn ausbeißen. So rächt sich ein römischer Dichter an den Nachkommen der Cimbern und Teutonen. Nur ein Kennzeichen; Wasser muß man daselbst für bares Geld kaufen und es ist teurer als Pilsner Bier, die Kaisersemmeln dagegen sind ausgezeichnet, und der vorsichtige Wanderer steckt sich stets etliche in die Tasche, denn weiterhin bis nach Canusium sind sie steinhart, weshalb Bismarck ganz recht hat: „Nach Canusium gehn wir nicht.“ Hier schied Varius von uns; er war traurig, wir dagegen weinten. Von hier nach Rubi war der Weg durch die letzten mährischen Wolkenbrüche ganz ruiniert und wir wurden recht müde. Später besserte sich das Wetter, was der Weg benutzte, um sich noch zu verschlechtern; so gleicht sich alles aus im Leben. Endlich gelangten wir nach Bari, dessen Fischreichtum sich hauptsächlich durch seine Lage am Meere erklärt. Zur See ging es nun rascher vorwärts, denn den Meeresstraßen hatten die Wolkenbrüche nicht im Geringsten geschadet, und

wir erreichten glücklich Gnatia oder, wenn der Leser lieber will, Egnatia, welche Lesung aber von manchen Philologen beanstandet wird. Hier wollte man uns mit Gewalt einreden, daß im Tempel ein Stein sei, auf dem der Weihrauch sich ohne jedes Zündhölzchen von selbst entzünde. „Credat Judaeus Apella“ sagt Horaz. Natürlich glaubten wir nichts davon und lachten über die abergläubischen Leute. Denn ich habe im Lukrez gelesen, daß die Götter in dulci jubilo leben und sich nicht im Geringsten um die Dinge hienieden kümmern; komme wo ein Wunder vor, so bewirke es die Natur, nicht aber die Götter, die sich nach neueren wohlverbürgten Behauptungen auf dergleichen nicht einmal verstehen. Brindisi ist das Ende des langen Weges und des nicht viel kürzeren Artikels. — — —

So etwa würde Horazens Reise-Feuilleton klingen, wenn er es nach den jetzt herrschenden Anschauungen und Bedürfnissen geschrieben hätte; so ungefähr muß es wenigstens übersetzt werden, wenn es in der Hochflut der jeden Sommer sich erneuenden ähnlichen Erzeugnisse unserer Zeit bestehen soll. Ist es mir gelungen, dem alten Dichter hilfreich unter die Arme zu greifen, so soll es mich freuen; mein alter Lateinprofessor versteht hoffentlich Spaß und sieht fünf Minuten lang durch die Finger.



Gespenster.

(1890.)

Man hatte soeben Ibsens geniales Schauerstück „Gespenster“ zu Ende gespielt. „Die Sonne! Die Sonne!“ hatte der verblödete Oswald Alving in seinem Lehnstuhle gestöhnt und dann war der Vorhang gefallen. Zweitausend Menschen fühlten sich von einer gemeinsamen Gänsehaut umfaßt, aus der heraus die einen klatschten, die anderen zischten; „Pfui“ und „Bravo“ schallten wild durcheinander. In der Garderobe ging es zu, wie in der Generalprobe des nächsten norwegischen Gruseldramas, die Leute kamen sich vor, als wären sie von Arne Garborg, einem der begabtesten Allerletztmodernen, gedichtet und etwas mangelhaft ins Deutsche übersetzt.

Und dann beim abendlichen Biere! Es war eine große Gesellschaft, die vor ästhetischer Aufregung Hunger und Durst vergaß. Was wurde da alles durcheinander räsonniert. Ein Arzt erzählte, vor drei Jahren habe in Heidelberg ein Doktorand der Medizin den Krankheitsfall Oswald Alvings zum Thema für seine Doktordissertation

gewählt und beweisen wollen, daß der Patient an progressiver Paralyse leide, wogegen sein Opponent den Fall als Melancholie durchführte. Und sofort wurden mit Hilfe eines zweiten Arztes diese beiden Ansichten über unsere Biergläser hinweg medizinisch durchgefochten. Ein Sonntags-Ästhetiker erklärte „Gespenster“ für eine moderne Schicksalstragödie. Die Vererbung nach Darwin sei das moderne Schicksal; der Held gehe unter an Verbrechen oder Sünden seiner Altvorderen, genau wie König Oedipus, um kein Haar anders. (Und er hatte nicht einmal so unrecht.) Ein Wochentags-Ästhetiker (und Reservelieutenant) erweiterte diese Ansicht durch Anführung noch anderer moderner Formen des antiken Fatums, z. B. der militärischen Subordination, wie etwa in Kleist's „Prinz von Homburg“, oder des modernen Ehrenkodex, an dessen Felsen manches Lebensschifflein tragisch zerschellen könne. Eine junge Dame sagte, sie hätte bei dem ersten Blick in Ibsens Textbuch das Wort „Hausarzt“ durchschossen gedruckt gesehen, und dies hätte sie warnen sollen, der Aufführung beizuwohnen, von nun aber werde sie nur zu Stücken mit undurchschossenen Hausärzten gehen. Ein kecker junger Dichter war begeistert für Ibsen und verkündete, er werde nächstens an ein Koch'sches Bazillendrama gehen, allerdings brauche er eine geniale naive Darstellerin für die Rolle des Tuberkelbazillus. Eine Gruppe an einer entlegeneren Ecke des Stammtisches vertiefte sich in eine Debatte über das vierte Gebot und die Gründe, warum es gerade jetzt von so vielen Dramatikern (Anzengruber, Ibsen, Sudermann, Strindberg u. s. f.) zum

Ausgangspunkte genommen werde. Und sie kamen überein, daß auch dies nur von Darwins Abstammungslehre herrühre, welche noch vor ihrer Verkündigung durch jenes Gebot Mosis bekämpft worden sei. Ein Häckelianer an der äußersten Tischecke links ging dabei noch über Anzengruber hinaus, welcher verlangt, die Eltern mögen erst danach sein, daß die Kinder sie ehren können. „Nein," rief Häckel der Jüngste, „die Eltern haben überhaupt kein Recht, geehrt zu werden, denn es hängt gar nicht von ihnen ab, „danach zu sein", sondern sie selber müssen so sein, wie sie's von ihren Eltern ererbt haben, und durch diese von altersgrauen Ureltern, und so fort bis ins Unbekannte zurück."

Kurz, es ging kunterbunt her unter der Nachwirkung der „Gespenster", und ich ging schließlich heim und legte mich schlafen. Aber auch im Schlafe kam ich nicht zur Ruhe. Ich hatte einen so fürchterlichen Traum, daß ich nicht umhin kann, ihn hier, soweit ich mich noch erinnere, zu skizzieren.

Ich befand mich auf einer Vergnügungsreise durch die skandinavische Halbinsel. Ich saß in einem Koupé des Zuges, der von Stockholm nach Christiania, der Hauptstadt Norwegens fährt. Die Landschaft war nicht besonders und ich schlief ein. Da plötzlich tönten unheimliche Rufe an mein Ohr: „Die Sonne! Die Sonne!" Sie wurden immer lauter und schauerlicher, deutlich erkannte ich die Stimme des unglücklichen Oswald vom Schlusse jenes dritten Aktes. Mir lief es kalt über den Rücken und vergebens

sagte ich mir mit dem bekannten Scharfsinn der Träumenden: „Warum läuft es dir kalt über den Rücken? Es ist ja offenbar nur der Schaffner, der auf Station Kil das Umsteigen für die Zweigbahn nach dem Fryksdal und dem idyllischen Dichterdorf Sunne ausruft.“ So war es auch offenbar, aber mit der bekannten Querköpfigkeit der Träumenden glaubte ich mir nicht. Schaudernd erwachte ich — im Traume — und sagte mir: „Du hast offenbar schon viel zu viel norwegische Litteratur in dir, du hättest nicht nach Norwegen reisen sollen.“ Aber das war nun zu spät, schon rollte der Zug in den Östbanegaard (Ostbahnhof) von Kristiania, das an Ort und Stelle mit „K“ geschrieben wird.

Mit wüstem Kopfe stieg ich aus. Ein unbestimmtes Gefühl der Angst vor psychologischen Unfällen beherrschte mich. Ich hatte den sonderbaren Gedanken: „Warum sprechen alle diese Leute in einer Sprache, die ich nicht verstehe? Offenbar haben sie mir etwas zu verheimlichen.“ Ein Packträger nahm meinen Koffer auf. Wie er so vor mir her schritt, die Last auf der Schulter, murmelte ich unwillkürlich: „Auch ein belasteter Organismus, . . . Erbbelastung sogar, denn gewiß war auch sein Vater Packträger.“ Mit einer Art Unlust folgte ich ihm, aber ich hatte nicht die Kraft zurückzubleiben. Draußen regnete es; „noch immer“. Die fremde Stadt lag vor mir in einem düsteren, pathologischen Lichte, das mich mit unbestimmten Besorgnissen anhauchte. Das Pflaster war glatt, neben mir schlug ein elegant gekleideter Herr der Länge nach hin.

„Ein gefallener Mann," sagte ich mir, „welcher vierte Akt, wenn der etwa heiratet!" Es wurde mir unheimlich in dem Gewühle, ich fürchtete dieser „kompakten Majorität" gegenüber das Schicksal des berühmten Volksfeindes Dr. Thomas Stockmann zu erleiden. Darum sprang ich eilig in den Wagen, ohne mir auch nur den Kutscher anzusehen, der aber gewiß kein Vertrauen erweckt hätte. Er fuhr so langsam, daß ich notgedrungen dachte: „Dahinter steckt etwas." Dieses Gefühl wurde noch lebendiger, als er vor einem Gasthofe hielt. „Gewiß das berüchtigte Seemannsheim: Kammerherr Alvings Asyl," dachte ich. Der Portier glich in der That auffallend dem Tischler Engstrand; er hinkte zwar nicht, aber das war gewiß nur Verstellung. Schon überlegte ich, ob ich nicht lieber ein Zimmer in einem Privathause nehmen sollte, aber da fiel mir ein, zu welchen peinlichen Scenen das in der „Wildente" führt, und ich blieb.

Man ging eben zu Tische und ich konnte mich nicht ausschließen. Natürlich waren wir dreizehn, wie beim Großhändler Werle, ja sogar zweimal dreizehn. Doppelt verhängnisvoll. Ich versuchte die Bouillon zu essen, aber da erinnerte ich mich, daß in dieser Flüssigkeit jetzt Reinkulturen von Bacillen gemacht zu werden pflegen, und ich ließ sie stehen. Dann gab es Hirncroquettes. Ich kam über den ersten Bissen nicht hinaus, denn ich mußte dabei immer an Hirnschwund denken, und den wollte ich nicht durch Essen befördern. Mein Gegenüber dagegen bediente sich zweimal. Es war eine Dame zwischen zwei oder drei Altern. Sie trug ein goldenes Fragezeichen als Brosche. Vielleicht war

es auch nur ein Schwan mit geschwungenem Halse, aber mir machte er sofort die norwegische Frauenfrage lebendig. Da sitzt nun vor mir ein soziales Problem und ißt Hirncroquettes; ich weiß nicht, mir kam das ungeheuerlich vor. Ich wollte den Tisch verlassen, aber da kam ein drittes Gericht: Kalbskopf à la vinaigrette. Ich begann zu essen und fand ihn gut zubereitet. Aber wie, war das auch wirklich Kalbskopf und nicht etwa Schafskopf? „Pettersen, der Schafskopf!“ . . . Ich machte eine Grimasse und legte Messer und Gabel hin. Neben mir saß ein Herr, „korpulent und blaß“, wie der Kammerherr Flor. Und auf der anderen Seite ein anderer, „kahlköpfig“ wie der Kammerherr Balle. Beide aßen eine Menge Kalbskopf. Was für sonderbare Gedanken man zuweilen hat! Ich mußte in einem fort denken: „Warum nimmt Kammerherr Flor die Pfeife nicht aus dem Munde? Oswald Alving thut es ja.“ Daß mein Nachbar gar keine Pfeife im Munde hatte und sie offenbar aus diesem Grunde nicht herausnahm, fiel mir nicht entfernt ein. Die nächste Speise war Wildgeflügel. Ich war so verwirrt und dabei so hungrig, daß ich anfangs nicht daran dachte, sondern ein Bruststück verzehrte. Zu spät stieg eine finstere Ahnung in mir auf und ich hörte deutlich eine Stimme, die zu mir sprach: „Mein lieber Hjalmar, ich möchte fast glauben, du habest etwas von der Wildente in dir.“ In heller Angst rief ich den Aufwärter (er sah dem Lohndiener Jensen ähnlich) und fragte: „Jensen, was ist das für ein Vogel?“ — „Wildente,“ entgegnete er mit der ihm eigenen Unverfrorenheit, „wünschen Sie

noch ein Stück?“ Da sprang ich entsetzt auf und eilte hinaus.

Ich ging auf meine Stube. Auf der Treppe begegnete ich dem Stubenmädchen. Gewiß, sie hieß entweder Johanna, wie die, mit der es der alte Alving getrieben, oder Regine, wie die des jungen Alving. Sie hatte ein unbestimmtes Gesicht, so daß ich nicht ins Reine kam, ob ihr Vater oder ihre Mutter wahnsinnig gewesen. In meinem Zimmer fand ich die Vorhänge beider Fenster herabgelassen, wie die Hjalmars, als sein Vater eingesperrt worden war. Ärgerlich zog ich den einen hinauf und erblickte am Dache gegenüber eine große Tafel mit dem Worte: „Photograph“. Entsetzlich! Sofort stand das ganze Familienleben des Photographen Ekdal vor mir. Arme Hedwig! Vierzehn Jahre. Das lieblichste Kind, das je auf der Bühne gewandelt . . . und so zu enden! Doch besser so. Mit deinem Augenleiden, vom Vater her . . . Giebt es eigentlich solche ererbte Augenleiden? Ich weiß es nicht . . . Aber ich verließ meine Stube, sehr verstimmt, und ging hinab auf die Straße. Man muß doch eine solche große, fremde Stadt durchwandern.

Welch seltsame Eindrücke. Ich sah Leute, die mir im Begriffe schienen, nach Amerika auszuwandern. Einigen sah man es an, daß sie angestrengt heuchelten. Hier ein Vater, der vielleicht August Strindberg als Modell gesessen; dort eine junge, schöne Dame, welche unverkennbar die Tochter eines Leuchtturmwächters ist und sich nächstens mystisch verloben wird. Hier ein Mann mit „Fischaugen“,

aus denen alle Gespenster des Meeres lauern; dort einer, der allein geht, vermutlich weil „sein Heim um ihn her in Trümmer gestürzt ist“. Und jenes Kind, warum weint es? Ahnt es vielleicht auch, daß es nicht „Vaters rechtes Kind“ ist? Und plötzlich fällt mich der Gedanke an: „Sind das nicht lauter Städter? Warum sind es Städter? Warum leben sie nicht lieber in der frischen Luft des Waldes? Sollten sie allesamt den Waldfrevel des alten Ekdal begangen haben und die Rache des Waldes fürchten?“ Eine ganze Stadt voll alter Ekdals! Entsetzlich! . . .

Und immer verstörter irre ich durch die Straßen. Und immer wacher zugleich. Meine Augen gewinnen die Schärfe von Mikroskopen. An jedem Vorübergehenden erblicke ich „wurmstichige Stellen“, die er seit seiner Geburt hat. Jede würdige Matrone muß ich fragen: „Entschuldigen Sie, Madame, worin besteht denn Ihre Ehelüge?“ Ein junges Mädchen rede ich höflich an: „Darf ich Sie wohl fragen, meine Gnädige, wie vielmal Sie verheiratet waren?“ Die blanke Vergnügungsyacht unten am Kai entpreßt mir den Wutschrei: „Verführer!“ Sogar den Puppen im Schaufenster des Spielwarenhändlers muß ich zurufen: „Ihr lieben Püppchen, nehmt euch um Gotteswillen ein Beispiel an der armen Nora!“

Ich fasse mich an den Kopf, mit beiden Händen. Sind das Halluzinationen? Was ist Wirklichkeit? Was ist Traum? Oder ist es vielleicht nur der Hunger, der in mir tobt? Ich habe nicht zu Mittag gegessen; keine Hirncroquettes und keine Wildente. Ich komme mir vor, wie der Held von Knut Hamsuns

allerneuestem Roman: „Hunger." Er schildert darin das Verhungern eines Menschen, von A bis Z, genial bis an die Unmöglichkeit. Und dieser Mensch scheine ich zu sein.

Ein Drang zur Flucht überkommt mich, unwiderstehlich. Nur fort, fort aus dieser Hauptstadt der Pathologie! Hinaus auf den grünen Ekeberg, von wo man so weit ringsum schaut über Meer und Wald! . . . Nein, nur keinen Wald! Da finden lauter verbrecherische Waldkäufe statt. Ganze Atlasse von gefälschten Terrainkarten werden da gezeichnet. Nein, auch nicht aufs Land hinaus! Dort sehen Mann und Weib einander so ähnlich; offenbar sind sie Bruder und Schwester, ohne es zu wissen. Frau Alving behauptet es.

Ich will wieder auf meine Stube; aber wie, wenn der alte Ekdal auf dem Dachboden über mir Kaninchen schießt? Nein, nicht auf das Zimmer! Fort aus diesem Kristiania! Hinaus an die fernen Küsten, in einen jener reizenden Fjorde, welche Norman so zierlich malt, mit ihren kristallenen Gletschern und dem spiegelreinen Wasser . . . Rein? Wirklich rein? Warum nicht? Es wird doch nicht jeder entlegene Strand in Norwegen durch Fabrikabflüsse verpestet sein, wie in Dr. Stockmanns Heimatsstadt? Ja, ich will hinaus, dort muß es heimlicher sein, als hier im Mittelpunkte der Unheimlichkeit. Rasch, meine Rechnung, meinen Koffer, und hinunter an den Hafen. Da liegt der hübsche, kokette, glänzend gestrichene Dampfer, der nach Norden fährt. Ein Augenblick und ich bin an Bord. Die Dampfpfeife schrillt mir wohlthuend in die Ohren, schon

fahren wir. Da . . . krach! Das Schiff sinkt; es gehört dem Konsul Bernick in den „Stützen der Gesellschaft“. Wehgeschrei um mich her. Ich klammere mich krampfhaft an etwas . . . eine kalte Welle strömt über mein Gesicht . . .

Ich saß wach in meinem Bette. Das Trinkglas auf dem Tischchen nebenan hatte ich beim Anklammern umgeworfen; das war die Welle. Ich rieb mir die Augen und atmete auf. Gottlob, ich war nur im Traume nach Norwegen gereist! Nach dem Wunderlande im Norden, nach dem ich jeden Sommer reisen will, wovon mich aber jeden Sommer die Dichtungen der neuesten norwegischen Realisten zurückschrecken. Warum auch in ein Land reisen, das in Wahrheit — denn hier wird ja „wahr“ gemalt — so aussieht? Nein, das kann kein Vergnügen sein. Schließlich ist es doch besser, sich Norwegen auf der Bühne und in Romanen anzusehen; da bleibt einem wenigstens die Möglichkeit, sich zu denken: vielleicht ist die Sache doch nicht ganz so arg.



Mirakelbad.

Ein Fingerzeig für Badereisende.

(1880.)

Franzensbad ist gewiß ein ausgezeichnetes Frauenbad, aber selbst der dekorierteste dortige Badearzt wird schwerlich behaupten, daß es unfehlbar sei. Und darin besteht eben, Franzensbad gegenüber, der große Vorzug von Mirakelbad, welches noch keine Patientin ungeheilt entlassen hat.

Mirakelbad liegt aber mitten in der Lüneburger Haide. Auf sechs Stunden im Kreise steht kein Baum und kriecht jeder Grashalm lieber gleich staubgrau aus dem Boden, denn der Wind würde ihn ja doch einpudern. Die Eselsdistel ist der Stolz des dortigen Pflanzenwuchses. Schatten kennt man nur vom Hörensagen, frische Luft wird aus Berlin in verpichten Krügen eingeführt, und sehr blaß ist die Ahnung, welche die Leute der Gegend davon haben, daß das Wasser nicht nur stehen, sondern auch fließen kann.

Der Badeort selbst ist so primitiv, daß man dort ge=

wesen sein muß, um es zu glauben. Die Kurgäste wohnen in Bauernhütten, deren Mietstuben nach dem deutsch-französischen Kriege größtenteils geweißt wurden und an deren Stubendecken nie eine Spinnwebe zu sehen ist, weil die aufrecht umherwandelnden Mieterinnen sie mit ihrem Kopfputz täglich reinfegen. Die Wirtschaft muß jede Patientin selbst führen und nimmt sich zu diesem Behufe eine eingeborene Dienstmagd, deren Mundart sie nicht versteht und die mit der Sicherheit des naiven Instinkts unfehlbar stets das Gegenteil dessen thut, was ihr aufgetragen wurde. Das Essen ist außerordentlich, denn weit und breit ist kein schlechteres zu finden. Kuhfleisch kommt zwar jeden Montag (es giebt nämlich dort noch keine Eisenbahn) frisch von Celle, aber es scheint, daß in dieser Stadt für Mirakelbad nur die veraltetsten Kühe geschlachtet werden. Feines Gemüse, zum Beispiel Sauerkraut, Kohl und Kartoffeln, gedeiht im Orte selbst, auch bereitet man einen vortrefflichen Salat aus jungen Brennesseln. Die Hühnerzucht ist sehr leidenschaftlich, so daß man, um die Race zu erhalten, nur mehrere Jahre alte Exemplare schlachtet, die schon mindestens Urgroßhennen geworden sind. Aus demselben Grunde sind Eier nicht leicht zu haben, denn in jedem steckt doch ein Huhn und es wäre „hühnerologisch“ (wie ja der technische Ausdruck lautet) nicht zu rechtfertigen, ein Huhn noch vor seiner Geburt zu verzehren. Der Wildstand ist sehr reich, insbesondere sollen die Katzen, im dortigen Dialekt „Hasen“ genannt, eine Besonderheit sein. Die Mietstuben sind sehr zweckmäßig eingerichtet. Aller Hausrat ist aus weichem

Holz verfertigt, so daß die Sessel nicht gepolstert zu werden brauchen. Die Betten zeichnen sich durch lakonische Kürze aus und gewöhnen die Schlafenden an die höchste Konzentration ihrer Körperkräfte, während die Strohsäcke und Kissen durch ihre anregende Rauhheit nicht nur allzu langen Schlaf verhüten, sondern auch die Heilwirkungen von Waldwolle ausüben.

An Unterhaltungen fehlt es nicht. Es giebt ein Kurhaus, welches jedem Geschmack das Seinige bietet. Wer gerne liest, findet im Lesesaale die „Gartenlaube“ und die „Illustrierte Welt“ aufliegen; diese Zeitungen kommen nicht jede Woche, sondern in Monatslieferungen an, so daß man immer vier Fortsetzungen ihrer Romane auf einmal lesen kann. Auch wird daselbst eine Bibliothek aufbewahrt, welche aus dem „Berliner Kochbuch“, dem dritten Bande von Spieß' Roman „Kuno von Drachenblut, oder die Mordgreuel der Hexenburg“ und aus Kotzebues „Menschenhaß und Reue“ (gebunden) besteht. Der Schlüssel dieser Bibliothek war einmal fünf Jahre lang verlegt, bis er sich zufällig wiederfand, und zwar im Schlüsselloche des Bücherschrankes. Wer sich mehr an Musik ergötzt, dem bietet sich im Salon des Kurhauses ein Klavier, das alljährlich am 15. Mai, als dem offiziellen Beginn der Saison, von dem Schlosser des Badeortes gestimmt wird. Dieses Instrument stammt noch aus der klassischen Periode der deutschen Musik und bietet daher einen besonderen Genuß. Die dazu gehörige Notensammlung besteht aus Arditis „Kußwalzer“, der durch die einzige Tochter des Kur-

direktors schon seit dem ersten Bekanntwerden der Artôt täglich mehrere Stunden lang studiert wird und ihr Gelegenheit zu immer neuen unwillkürlichen Variationen giebt. Gewöhnlichere Seelen finden im Spielzimmer ein Schach, dessen fehlende weiße Königin durch ein zinnernes Löschhütchen ersetzt zu werden pflegt, dann ein nicht minder vollständiges Domino und ein Spiel Karten zum Patiencelegen, für das man sich (laut Kurordnung) tagsvorher für eine bestimmte Stunde schriftlich vormerken muß.

Das Kurhaus ist in einer Art florentinischen Schweizerstils sehr nett gebaut und steht mitten in einem großen Park, der ganz bestimmt im Laufe dieses Jahrzehnts angelegt werden wird. Dieser Park ist die Hauptpromenade des Badeortes, wenigstens insofern es keine zweite giebt. Sie ist mit zwei Reihen Bänken ausgestattet, die zur Schonung der Toiletten nicht angestrichen sind und eine Allee bilden, die vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang einen sehr labenden Schatten bietet. Die Bäume für den Park sollen bereits vor Jahren in Hannover bestellt worden, der Bestellungsbrief aber leider, weil nicht eingeschrieben, auf der Post verloren gegangen sein. Auch der Rasen hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr entwickelt und dürfte jetzt schon bald in Sichtbarkeit treten; desgleichen soll in nicht allzu ferner Zukunft ein Blumenflor ins Leben gerufen werden, denn der Damenschuhmacher des Badeortes wird nächstes Jahr heiraten und hat die feste Absicht kundgegeben, seinen ersten zu erzielenden Sohn in Erfurt die Gärtnerei studieren zu lassen, die Kur-

verwaltung aber hat ihm versprochen, den Kurgärtnerposten bis dahin nicht zu besetzen, sondern auf den angekündigten einheimischen Gartenkünstler zu warten. Zu weiteren Ausflügen eignet sich die Umgebung von Mirakelbad ganz besonders. Eine halbe Stunde vor der Stadt befindet sich der sogenannte „Ameisenhügel“, der höchste Berg des ganzen Landstrichs. Er ist in fünf Minuten bequem zu ersteigen und gewährt einen entzückenden Rundblick über die in lieblicher Abwechslungslosigkeit hingezirkelte Haide. Ein zweistündiger Spaziergang führt zur sogenannten „Oase“, einer herrlichen Sandwüste, in deren Mitte ein frischer Wassertümpel von 25 Grad Réaumur steht, der erst anfangs Juni ganz auszutrocknen pflegt. Die Schilfdickichte des Ufers hegen einen seltenen Reichtum an Fröschen, auch sind die dortigen Stechmücken weithin berühmt. Nach einer anderen Richtung gelangt man in mehr oder weniger als anderthalb Stunden zur „Druideneiche“, welche eine sehr stattliche Birke von mindestens sieben Zoll Durchmesser ist, der einzige Baum im ganzen Gebiete von Mirakelbad. Dieser Reichtum an wirklich seltenen Naturschönheiten trockener und auch zeitweilig feuchter Art trägt sehr viel dazu bei, den Aufenthalt in Mirakelbad zu verschönern.

Der gesellschaftliche Ton im Badeort ist durchaus ehrbar und verläßlich. Ein Skandal ist da seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen. Allerdings ist das Unmoralische wesentlich durch den Umstand erschwert, daß es gar keine männlichen Badegäste giebt und die eingebornen Männer erst mit sechzig Jahren zu Hause bleiben, bis dahin aber

ihr Brod in der wirtlicheren Fremde suchen. Trotz dieses Mangels giebt es im Kurhause jeden Sommer sogar mehrere Bälle, auf denen die Damen mit einander tanzen, und eine berühmte Operettensängerin aus Jülich, welche wegen Stimmlosigkeit hier die Trinkkur gebraucht, pflegt mitunter geschlossene Deklamations- und Gesangssoiréen zu veranstalten, die sie ganz aus eigenem besorgt.

Die ärztliche Praxis führt ein uralter Badearzt, der seine Studien noch unter Hufeland gemacht hat und die Methoden dieses alten Heilmeisters trotz alles neueren medizinischen Entdeckungs- und Erfindungsschwindels unentwegt befolgt. Er genießt deshalb das unbegrenzte Vertrauen aller Patientinnen, die auf jedes einzelne seiner Worte schwören. Das Hauptmittel bleibt natürlich das berühmte und gegen Verfälschung geschützte Wasser der Mirakelquelle, dem keine weibliche Krankheit widersteht. Dieses Wasser ist schon oft analysiert worden, aber selbst die geriebensten Chemiker waren nicht im stande, auch nur die geringsten ungewöhnlichen Bestandteile darin nachzuweisen, wie sie anderen Heilwassern nachgesagt werden. Und gerade dies, wird behauptet, mache die erstaunliche Heilkraft dieses Wassers aus, denn da die nützlichen Bestandteile so fein seien, daß sie selbst der Chemiker nicht finden könne, drängen sie nur um so leichter in den Organismus ein. Die kranken Damen hängen mit einem wahren Aberglauben an diesem Wasser und ertragen um seinetwillen gern alle Entbehrungen des Aufenthalts. In der That heilt es selbst Leiden, an denen schon ganze Professoren verzweifelt waren, besonders in

jener Sphäre unfaßbarer, unerklärlicher Beschwerden, die in den Nerven und dem sogenannten Gemüt wurzeln und die das Weib in den Quälgeist des ganzen Hauses, in einen wahren Drachen verwandeln. Die blasiertesten, unzufriedensten, verwöhntesten, wehleidigsten, gallsüchtigsten Frauenzimmer gehen frisch und munter aus diesem Bade hervor und bezahlen mit Wonne Preise von Ostende und Biarritz, denn sie fühlen sich geheilt.

Wenn sie dann nach einer Kur von sechs Wochen den Reisewagen besteigen, um Mirakelbad zu verlassen, strahlt ihr Gesicht von frischer Reiselust. Sechs Wochen vorher hätte eine Vergnügungsreise in die Schweiz sie höchstens zu einem geringschätzigen Achselzucken bewogen, jetzt entzückt sie schon die simple Fahrt von Mirakelbad nach Hause. Daheim empfängt der Gatte seine geheilte Frau; er ist etwas zaghaft, ob sie ihm auch einen herzhaften Kuß nicht übelnehmen werde, aber sie stürzt sich in seine Arme wie vor Jahren und kann vor angenehmem Erstaunen nicht zu sich kommen, daß ihr „Alterchen“ sich so verjüngt habe. Er hat freilich noch fünfzehn Jahre bis zu den Sechzig, bei denen die Herrenwelt in Mirakelbad beginnt. Sie betritt ihre Wohnung, die ihr wie ein Palast erscheint. Nein, diese hohen Zimmer! Die Spitze des erhobenen Sonnenschirmes erreicht ja die Decke noch lange nicht, . . . und sie hat „Alterchen“ den ganzen Winter gequält, sie ersticke in diesen niederen Stuben und im Herbste müsse eine luftigere Wohnung gemietet werden! Und wie elegant dieses Sofa, jener Lehnstuhl wie bequem gepolstert; nein, es wäre

jammerschade, für den Winter eine neue Garnitur zu bestellen . . . „A propos, hast Du die Köchin nicht verabschiedet? Ich hatte Dir's ja heilig aufgetragen. Nun, ich habe einen solchen Wolfshunger, daß ich vielleicht selbst ihre Speisen nicht verschmähen werde.“ Und die Frau, die vor sechs Wochen noch im ersten Hotel der Residenz nichts genießbar fand, bedient sich nun zweimal von jeder Schüssel, welche die ihr so verhaßte alte Kathrine zubereitet hat. Diese Kathrine ist doch nicht zu verachten... und selbst die Zofe Guste nicht; eigentümlich, wie intelligent diese Dienstmädchen geworden sind, wie rasch sie alles auffassen und wie genau sie jeden Befehl ausführen, ja, sie sprechen sogar ein ganz verständliches Deutsch . . . Im Volksgarten ist Nachmittags Militärmusik, da wird natürlich hingegangen. Nein, wie reizend diese „Tretmühle“ geworden ist! Wahrhaftig, man sitzt da im Schatten, ringsherum giebt es Blumen und grüne Bäume, und man ißt Gefrorenes. „Alterchen, weißt Du, es ist doch ganz nett hier, und ich habe sechs Wochen kein Eis gesehen.“ Und wie flott die Musik spielt, nach sechswöchentlichem „Il baccio“ auf dem vom Schlosser gestimmten Klavier. Was ist denn Abends im Burgtheater? Ein altes Lustspiel von Bauernfeld. Wie, etwas so Neues? Ei, da muß man ja hingehen. „Diese Burgschauspieler spielen doch nicht so schlecht, wie ich im Winter dachte; besonders das Fräulein Neumond ist heute recht brav, sie hat sogar mehr Talent, als unsere Operettensängerin aus Jülich . . . Ob ich wohl heute werde schlafen können? Du weißt, ich schlief früher

so wenig. Das ist aber auch kein Wunder, unsere Betten sind ja so unbequem und die Temperatur im Schlafzimmer ist unausstehlich." Aber Madame schläft wie ein Kind in der Wiege; acht Stunden fort in einem Zuge. Wie? diese Betten sind ja wunderbar! „Denke Dir, Alterchen, ich habe mich ausstrecken können, der ganzen Länge nach; man sollte gar nicht glauben, welche Wohlthat das ist . . ." Und heute ist Sonntag. Der Gemahl bedauert die ausgetretene, abgedroschene Umgebung Wiens, die seinem lieben Weibchen nachgerade („und mit Recht", fügt er vorsichtig hinzu) so verhaßt geworden sei; dieses ewige Weidlingau mit seinem langweilig grünen Grün, und dieses Allerwelts-Neuwaldegg voll alter, schläfrig nickender Bäume, und der unvermeidliche Kahlenberg mit seinem selbstverständlichen Weg zu einem Kloster, das nicht einmal Ruine ist, und mit seiner immer gleichen Aussicht! Aber seine Frau ist wie umgewandelt, sie will durchaus auf den Kahlenberg fahren und auf den Leopoldsberg gehen und angesichts der Aussicht Kaffee trinken, echten Kaffee; das werde reizend sein, meint sie, ganz einzig werde das sein.

„Weißt du, liebe Melanie," sagt der staunende Gemahl, als sie Nachmittags Kaffee mit Aussicht trinken, „Mirakelbad ist doch ein wunderbares Bad, es hat dir kolossal genützt."

„Außerordentlich," entgegnet sie, „das Wasser ist dort von einer Heilkraft, unglaublich! Es hat meine Nerven vollkommen hergestellt; ich bin wie neugeboren,

alles freut mich jetzt, die Welt ist mir wieder schön und Wien geradezu herrlich. Es war eine glückliche Idee von unserem Hausarzt, mich nach Mirakelbad zu schicken. Nächsten Sommer gehe ich wieder hin. Ein unvergleichliches Wasser!“

— — — —

Die vorstehenden Zeilen sollen durchaus keine Reklame für Mirakelbad sein. Schon deswegen nicht, weil Mirakelbad gar nicht existiert. Aber ein gescheidter Arzt und ein praktischer Kapitalist sollten sich zusammenthun und ein Frauenbad, wie das oben geschilderte, gründen. Es würde gewiß eine Unzahl leidender Damen kuriren, natürlich durch sein wunderbares Wasser.



Pfennig und Louisd'or.

Eine mehr oder weniger wahre Skizze aus dem internationalen Theaterleben.

(1879.)

Herr Pfennig hatte die Direktion des Musenhof-Theaters in X übernommen. Eine schwere Direktion, denn das der „Dampfbad-, Holzpflaster- und Theater-Aktien-Gesellschaft“ gehörige Omnibus-Theater in der Abrahamsvorstadt machte dem Musenhof-Theater erbitterte Konkurrenz. Aber Herr Direktor Pfennig war ein politischer Kopf. Allein geht das nicht, dachte er, schließen wir also eine französisch-deutsche Allianz. Und er that Geld in den Beutel Jagos und reiste nach Paris zu dem berühmten Komödiendichter Monsieur Louis d'Or, dessen Name seit langer Zeit in der ganzen Welt den allerbesten Klang hat. Er gedachte ihm ein Kasse-, Zug- und Sensationsstück ersten Ranges abzukaufen, um dem Musenhof-Theater damit aufzuhelfen.*)

---

*) Es war die Zeit des atemlosen Wettlaufes deutscher Direktoren um Pariser Effektstücke. D. Verf.

In begreiflicher Aufregung fuhr er eines Morgens nach Chatouillerets hinaus, wo Monsieur Louis d'Or seine prächtige Villa, die „Villa Louis d'Or" hat, zu der die „Avenue Louis d'Or" führt. (Die Gemeinde Chatouillerets hat nämlich alle Straßen und Plätze nach ihrem berühmten Mitbürger und dessen einzelnen Komödientiteln benannt.) Herr Pfennig hatte sich zwar gut vorbereitet, seine Brieftasche war recht dick, die Zusammenkunft war schon vor vierzehn Tagen telegraphisch anberaumt worden und Herr Pfennig war sogar durchtrieben genug gewesen, sich eine goldgelbe Perücke aufzusetzen, da er wußte, daß Goldgelb M. Louis d'Ors Lieblingsfarbe ist. Trotzdem war er etwas beklommen, und als er unterwegs an einer Stelle eine Menge Tierknochen verstreut und aufgehäuft sah, (es war bei einer Spodiumfabrik), da hielt er diese unwillkürlich für die Gerippe verschmachteter Theaterdirektoren, mit denen die Straße nach Chatouillerets bestreut sei, wie die Wüstenwege mit den Knochen verdursteter Kamele.

Eine Viertelstunde vor der Villa wurde sein Wagen von einem Bedienten in Strümpfen angehalten und dem Kutscher bedeutet, einen Nebenweg einzuschlagen, da die Avenue und der vordere Hof der Villa mit wartenden Fuhrwerken bereits überfüllt wären. „Es ist heute der Tag der Theaterdirektoren," fügte er nachlässig hinzu, „da geht es bei uns immer toll her."

Herr Pfennig fuhr also an einem Hinterpförtchen vor, nachdem er jenem Bedienten, dann dem Thorwart und noch etlichen bei seinem Einzuge zum Vorschein kommenden

Würdenträgern kleinere Geldbeträge verabreicht hatte. Neben dem Pförtchen befand sich eine Fensterluke, aus der sich eben eine Hand herausstreckte, offenbar um zu versuchen, ob es regne oder nicht. Herr Pfennig konnte nicht sehen, wessen die Hand sei; er sah nur, daß sie ziemlich weiß und gepflegt war und ein hübsches Ringelchen am kleinen Finger trug. Er glaubte es zu verstehen und ließ ein Zehn-Franksstück in die Hand fallen (gegen weniger protestierten der Ring und die polierten Nägel), die Hand schloß sich und zog sich ins Haus zurück, . . . es hatte geregnet.

Herr Direktor Pfennig wurde nun in einen Salon des Erdgeschosses geleitet. Er wollte einer Dame, die neben der Thür stand, auch eine Münze in die Hand drücken, aber sie nahm nichts an; sie war nur ein altes, mit Farben bemaltes Holzschnitzwerk. Das Gemach war als Maleratelier eingerichtet, der untere Teil des großen Fensters also verhängt, so daß man nicht hinaussehen konnte. Alles war vollgepfropft mit schuhhohen Puppen in Theaterkostümen und behängt mit Kostümbildern. Ein alter Mann saß am Fenster und malte in Wasserfarben Figurinen, ohne den Ankömmling zu beachten. Eine Stunde verging. Herr Pfennig hatte den alten Maler wiederholt angeredet, ohne daß dieser ihn einer Antwort oder auch nur eines Blickes gewürdigt hätte; er war vermutlich taub. Es war ganz still; man hörte nur ungefähr alle drei Minuten die Thürklingel gehen und von Zeit zu Zeit hörte man in der Ferne Gelächter, bald lauter, bald gedämpfter, jetzt von weiblicher, dann von männlicher Stimme. Auch gesungen

und Klavier gespielt wurde stellenweise in entfernten Gemächern. Das war alles zusammen langweilig. Herr Pfennig war etwas betreten über diesen Empfang und wollte das Zimmer verlassen, aber er war noch mehr überrascht, als er bemerkte, daß die Thür sich von innen nicht öffnen ließ. Holla, er war ja in aller Form gefangen! Das ging denn doch über den Spaß. Er trat an den alten Maler heran, der ihm noch immer den Rücken wandte, und verlangte von ihm Aufklärung. Der Alte schwieg und starrte seine Figurine an. Er wiederholte seine Frage nach Monsieur Louis d'Or im Laufe einer Viertelstunde sechsmal und immer dringender, aber stets mit dem gleichen Mißerfolg. Aus dem Alten war nichts herauszubringen. Er verlor endlich die Geduld und schrie dem offenbar Stocktauben, so laut er konnte, ins Ohr: „Ich bin zu Monsieur Louis d'Or beschieden und will ihn sprechen." Das nützte denn doch. Zwar wandte sich der Alte noch immer nicht um, aber er sagte mit einer Lebhaftigkeit, die seinem eingerosteten Wesen seltsam widersprach: „Wer sind Sie?" — „Direktor Pfennig!" schrie ihm der Fremdling ins Ohr, „ich bin auf elf Uhr beschieden." — „Es ist ja erst halb Eins," meinte der Alte mit unverfrorener Gelassenheit, „übrigens, setzen Sie sich aufs rote Sopha." Mit einem ärgerlichen Seufzer gehorchte Herr Pfennig. „Halten Sie sich auch recht still," rief ihm der Alte zu, immer ohne sich umzuwenden. Herr Pfennig glaubte erst, er solle zum Narren gehalten werden, aber plötzlich verließ das rote Sopha mit ihm den Boden und stieg ganz sachte der Zimmer-

decke zu. Er stieß einen Schrei aus, aber schon hatte sich ein Feld der Decke zur Seite geschoben, das rote Sopha setzte ihn im oberen Geschoß nieder und verschwand wieder.

Herr Direktor Pfennig sah sich verwundert um. „Sie haben wohl ein wenig warten müssen, Herr Direktor?“ fragte ein eleganter Herr, der ihm entgegentrat. Herr Pfennig fuhr zurück, denn die Stimme war genau die des alten tauben Malers. „Ah, Sie sind betroffen wegen der Stimmenähnlichkeit,“ sagte Herr Louis d'Or lächelnd, „der Alte unten ist nur eine Wachspuppe, recht geschickt gemacht; er ist mein Telephon. Meine Besucher, die nur ihn sehen, wenden sich notgedrungen mit ihren Wünschen an ihn, und da sie ihn für schwerhörig halten müssen, schreien Sie ihm endlich, was sie wollen, ins Ohr, wo sich eben die Schall-membrane befindet; so gelangt alles telephonisch herauf und ich kann ihnen auf gleichem Wege durch den Mund der Puppe antworten. Man muß sich eben nach Möglichkeit von der Dienerschaft zu emanzipieren suchen.“ Herr Pfennig stammelte ein Kompliment, während er den ihm angebotenen Platz einnahm und warf einen raschen Blick auf seine Umgebung.

Sie befanden sich in einem kreisrunden Raume, den eine mit kostbaren Tüchern verhängte Glaskuppel überwölbte. In der Mitte stand eine Art Laube, aus zehn lebendigen Orangenbäumen gebildet, und in dieser Laube der Schreibtisch des berühmten Theaterdichters Louis d'Or. Statuen und Büsten standen in den Ecken, Bilder hingen an den Wänden über den niedrigen Bücherschränken, im

Teppich versank man knöcheltief. Die Kerzen des Lusters und der Girandoles waren, trotz des hellen Mittags, sämtlich angezündet, Monsieur Louis d'Or befand sich in tadelloser Salontoilette.

„Sie sind im Begriffe, auszugehen?" fragte Herr Pfennig, „eine Staatsvisite offenbar?" — „Ach nein," entgegnete Monsieur Louis d'Or, „ich schreibe immer im Kostüm, das die betreffende Scene verlangt; es handelt sich eben um eine große Ballscene und so bin ich in full dress und habe ballmäßig beleuchten lassen, das versetzt mich lebhafter in die Stimmung, die ich brauche." Ein lautes, hallendes Gelächter ließ sich aus einem Nebenzimmer rechts vernehmen; ganz wie es Herr Pfennig schon unten vernommen hatte. Gleich darauf verriet ein mit Mühe unterdrücktes Gekicher hinter der Wand links, daß auch dort gute Laune herrsche. Das Zerren an der schrillen Thorglocke wiederholte sich noch immer alle paar Minuten. „Sie müssen hier etwas gestört arbeiten?" meinte Herr Pfennig. — „Bewahre," entgegnete Monsieur Louis d'Or, „im Gegenteil; ich setze mich jetzt an den Schreibtisch und arbeite an meiner Scene weiter, wir können dabei nach Belieben über unser Geschäft sprechen."

Monsieur Louis d'Or that, wie er gesagt; er schrieb emsig und pfiff sich sogar eins dazu, während ihm Herr Pfennig sein Anliegen vortrug. „Ach ja," sagte der große Dichter immer fortschreibend, „Komödie, Tragikomödie, Vaudeville mit Kouplets, was Sie wollen, doch kommen wir erst über die . . . ideale Seite der Sache ins Reine;

das Aufführungsrecht für Ihre Stadt kostet 30000 Franks." Herr Pfennig wurde bleich bis ins Weiße der Augen. „Dreißig," stammelte er. „Ach, mein Herr, es geht dem Musenhof-Theater jetzt so schlecht . . ." — „Schlecht? Ei dann sagen wir gleich 35000, denn dann braucht ja Ihr Theater mein Stück um so notwendiger." — „Fünfunddreißigtausend! So viel habe ich seit hundert Jahren nicht eingenommen." — „Und dann . . . Musenhof-Theater . . . das ist ja ein Hoftheater, da braucht man nicht mehr so wohlfeil zu sein." Er hatte dabei unausgesetzt fortgeschrieben, nun stand er plötzlich auf und sagte: „So, jetzt bin ich bei einer Krise angelangt. Fernande und Gaston haben sich nach dreijähriger Abwesenheit wiedergesehen, es ist nun die Frage, ob der alte Groll in ihren Herzen noch lebt oder schon erloschen ist. Was meinen Sie? Werden Gaston und Fernande sich umarmen, um durch die Verschiedenheit ihrer Naturen dann desto heftiger von einander abgestoßen zu werden, oder werden sie sich gehässig den Rücken kehren, um dann einer besseren Einsicht folgend, sich reuevoll zu versöhnen? Was ist Ihre Ansicht, Herr Direktor?" Herr Pfennig wußte anfangs nichts zu antworten, dann fühlte er einen bitterlichen Geschmack im Munde und sagte: „Mein Herr Dichter, Sie verlangten vorhin nur 30000 Franks . . . und nun soll ich Ihnen auch noch die Pointe Ihres Stückes dazu geben. Das ist zu viel." Monsieur Louis d'Or lachte: „Ah, Herr Direktor, Sie sind ja sozusagen schlagfertig. Nun, Sie sollen sehen, wie sich ein kluger Theaterdichter in solchen Fällen hilft."

In diesem Augenblick erscholl von rechts her ein so heftiges Gelächter, daß Herr Pfennig zusammenfuhr. Monsieur Louis d'Or bemerkte das und sagte leichthin: „Ach, dieses Gelächter irritiert Sie wohl? Einer meiner Abschreiber sitzt in jenem Kabinet und kopiert meine neue Komödie: Die Speichellecker. Der arme Teufel kann sich nicht halten und muß in einem fort lachen." — „Ah," rief Herr Pfennig, „das muß ja ganz famos sein; mein Herr, 20000 Franks für das Aufführungsrecht der Speichellecker." — „Längst verkauft, mein Lieber, ist nur noch für die walachische Sprache zu haben; sehen Sie doch, führen Sie das Stück in der Walachei auf; für 20000 Franks haben Sie das Recht dazu." — „Sie scherzen, mein Herr, ich stehe mit Bukarest in keiner Verbindung. Doch horch!" — Ein helles Weibergekicher begann links hinter der Wand zu trillern. „Das sind ja ganze Lachrouladen," bemerkte Herr Pfennig. — „Jawohl, das ist die gute Anaïs Dufromage, eine meiner Kopistinnen; sie schreibt eben meinen jüngsten Operettentext: Der blaue Laubfrosch ab. Ich fördere nämlich Frauenarbeit, wo ich irgend kann, obgleich ich dabei zu kurz komme; die arme Person bekommt nämlich, wenn sie drei oder vier Stunden geschrieben hat, vom Lachen regelmäßig Seitenstechen und ich muß sie dann in meinem Batard nach Hause schaffen lassen." — „Mein Herr," rief Herr Pfennig mit leuchtenden Augen, „20000 Franks für den Blauen Laubfrosch!" Eben riß es drunten wieder an der Klingel. „Hören Sie das?" fragte Monsieur Louis d'Or. — „Gewiß." — „Wissen Sie, wer so oft

klingelt?“ — „Ich wollte Sie schon wiederholt darum fragen, denn das ewige Geschelle reizt die Nerven.“ — „Es sind die Boten des Telegraphenamtes. Der Direktor Napkin vom Butterfly-Theater in London telegraphiert mir heute schon achtzehnmal wegen des Blauen Laubfrosches und bietet jedesmal um fünfzig Pfund mehr. Ich lasse ihn noch bis Abend forttelegraphieren, dann dürfte er auf 2000 Pfund angekommen sein und um diesen Preis soll er den Text haben.“ Eine Depesche kam durch ein pneumatisches Rohr von unten heraufgeflattert. „Ich ermächtige Sie zu öffnen und zu lesen,“ sagte Monsieur Louis d'Or. Herr Pfennig that es und las: „Monsieur Louis d'Or in Chatouillerets bei Paris. Ich biete 750 Pfund, sofort zu erlegen. Napkin.“ — „Solcher Depeschen bekomme ich täglich Dutzende,“ sagte Monsieur Louis d'Or, „der Staat hat auch die hiesige Station nur auf mein besonderes Ansuchen eingerichtet, denn früher gab es hier gar kein Telegraphenamt.“ — „21000 Franks für den deutschen Text!“ rief Herr Pfennig in heller Versteigerungslaune. Da erschien der Sekretär des Dichters. „Mein Herr,“ sagte er halblaut, „es ist nur, um Sie zu erinnern, daß die zweite Rate für das neu gekaufte Haus heute fällig ist.“ — „Ei, ei, das ist lästig,“ rief Monsieur Louis d'Or, „ich hatte wahrhaftig daran vergessen. Ist man etwa vom Foncier da?“ — „Ja wohl, mein Herr.“ — „Das macht 55000 Franks, wenn ich nicht irre?“ — „65000, mein Herr.“ — „Ich werde kaum so viel im Hause haben.“ Er begann nun in seinem Kabinet herumzustöbern, holte

aus verschiedenen Schubfächern Goldröllchen und Geldpäckchen, leerte seine Brieftasche aus, schüttelte einiges aus einem Schreibkalender heraus, fand anderes unter mehreren Briefbeschwerern verstreut und sagte endlich: „Ob es wohl langen wird?“ Er zählte und hielt bei 65000 inne. „Ei, ich hatte mich gar nicht für so reich gehalten,“ sagte er mit naivem Erstaunen, reichte die Summe dem Sekretär und knitterte den Rest in einen großen Ballen zusammen, den er achtlos in die Ecke des nächsten Kanapees warf. „22000 Franks für den deutschen Text!“ rief Herr Pfennig, dem dieses summarische Verfahren in Geldsachen unsäglich imponierte.

Aber Monsieur Louis d'Or beachtete das Angebot gar nicht, sondern kehrte plötzlich zu Gaston und Fernande zurück. „Sehen Sie,“ sagte er, „ich habe eine eigene Methode erfunden, um psychologische Knoten zu lösen. Der Maler, der den Faltenwurf eines Gewandes malen will, drapiert sich den Stoff an der Gliederpuppe; dasselbe thue ich mit dem Faltenwurf der Gefühle. Ich habe so meine psychologischen Gliederpuppen, sie sind ganz menschenähnlich und befinden sich im unverfälschten Naturzustande, so daß ich die Empfindungen an ihnen ganz echt und ungeschminkt studieren kann.“ Er trat an eine Wand und drückte an zwei Knöpfen. Da drehten sich zwei Holzfüllungen in unsichtbaren Angeln und zwei große Käfige rotierten langsam ins Zimmer herein. In dem einen befand sich ein Meerkater, in dem andern eine Meerkatze. Als die Käfige Wand an Wand neben ein-

ander hingen, betrachteten sich die beiden Tiere ganz erstaunt.

„Da haben Sie Gaston und Fernande," sagte Monsieur Louis d'Or, „sie waren lange von einander getrennt; sehen wir nun, was sie beginnen werden." Er zog die Scheidewände heraus. Die beiden Affen rückten einander grinsend näher. „Die Stimmung ist versöhnlich," erklärte der Dichter. (Gaston hob eine Nußschale auf und warf sie Fernande an den Kopf.) „Er macht ihr heftige Vorwürfe," fuhr Monsieur Louis d'Or fort, „wie wird Fernande diese aufnehmen?" (Fernande kratzte sich hinter dem rechten Ohr.) „Sie ist in einiger Verlegenheit." (Fernande setzte sich auf ihre Hinterbeine.) „Aber bald erwacht der Stolz des Weibes in ihr." (Fernande raffte die Nußschale auf und warf sie Gaston an die Brust.) „Sie weist seine Vorwürfe mit Entschiedenheit zurück und trifft ihn ins Herz." (Gaston wurde dadurch gereizt und ging nun entschieden auf Fernande los.) „Das ist zu viel! ruft Gaston und ergreift ihre Hand." (Sie suchte ihn nun zu besänftigen und streichelte sein Kinn.) „Nun bereut sie ihren Stolz und geht ihm um den Bart . . . so, sehen Sie, nun umarmen sie sich bereits. Ich aber habe die psychologisch richtige Lösung gefunden; Gaston und Fernande werden in meiner großen Ballscene genau so handeln, wie die Affen mir Modell gesessen. Und das ganze Publikum wird entzückt sein von der Wahrheit meiner Seelenmalerei, denn nicht nur der Affenleib ist dem Menschenleib ähnlich, auch die Affenseele der Menschenseele, oder vielleicht umgekehrt, wir sehen ja

das im Leben alle Tage. Wie einfach, nicht wahr? Und diese Versuche in anima vili machen meine Komödien so gefühlsecht und seelenwahr; darum reißen sich die Theater so um meine Stücke."

„Dreißigtausend Franks für Gaston und Fernande!" rief Herr Pfennig in höchster Bewunderung. Auf diesen Vorschlag antwortete ein elektrischer Glockenapparat, wie man sie auf Bahnhöfen hört, wenn ein Zug einfahren soll. „Tik, tik tik," ging es in nervöser Hast drauf los. „Das Primadonnensignal", sagte Monsieur Louis d'Or, „irgend eine der Pariser Primadonnen ist soeben in die Avenue Louis d'Or eingefahren. Es wird Madame Boutiffard sein, welche die Titelrolle in meiner Dulcinea von Toboso kreieren soll; ich muß ihr ihre Kouplets pointieren. In vier Minuten wird sie auf dem roten Sopha emporschweben." Ein kolossaler indischer Gong, der in einer Trophäe hing, machte „Pum, pum, pum!" in tiefem feierlichem Baß. „Auch das noch," sagte Monsieur Louis d'Or. — „Wessen Ankunft bedeutet das?" fragte Herr Pfennig. — „O, o, o, alles müssen Sie nicht wissen, mein lieber kleiner Direktor . . . Sie sagten also fünfundzwanzigtausend Franks, nicht wahr?" — „Zwanzig, mein Herr!" — „Wir wollen nur rasch dieses Formular ausfüllen . . . so . . . es ist schon geschehen; Ihren Namen darunter, wenn's beliebt." Der Dichter schob dem Direktor ein Papier hin, auf dem nichts stand, als folgendes: „Übereinkunft. — Chatouillerets, 10. Juni 1879. — Wien, erstes Jahr 35000 Franks. — Unterschriften."

„Wie heißt aber das Stück?“ fragte Herr Pfennig in großer Bedrängnis. — „Bah, wie Sie wollen.“ — „Und wann bekomme ich es?“ — „Bah, wann Sie wollen; in einem Jahre, in zwei, in drei Jahren.“ — „Aber ich brauche es ja, wie einen Bissen Brod.“ — „Kündigen Sie es nur an, mein Name an der Spitze des Theaterzettels macht Ihnen schon sechs Monate vorher volle Häuser, er hebt den Kredit Ihrer Bühne.“ — „Aber . . .“ — „Enfin, es ist meine Hausordnung.“ Herr Pfennig setzte zitternd seinen Namen unter das Papier. „Das übrige bei meinem Notar,“ sagte Monsieur Louis d'Or, während die elektrische Glocke immer dringender tickte und der Gong den Baß dazu gab. „Auf Wiedersehen, lieber Direktor, Sie schreiben mir ja wohl?“*)

Herr Pfennig konnte nicht ja, noch nein sagen, denn das Sopha, auf dem er saß, fuhr mit ihm plötzlich in die Tiefe. In einem Kabinet von ernstem geschäftlichem Aussehen fand er sich wieder, zwischen einem Notar und dem Sekretär des Dichters. Diese Herren gaben ihm alle gesetzlichen Garantien, daß er das erste für Deutschland verfügbar werdende neue Stück des Herrn Louis d'Or erhalten solle, gegen sofortige Erlegung von 20 000 Franks, wozu noch 15 000 Franks bei Ablieferung des Manuskriptes kommen würden als Autoren-Bezug für das erste Jahr, die gesetzlich bestehenden Tantièmen abgerechnet und vorbehaltlich des für beide Teile bindenden Zukunftsrechtes

*) Ein paar Jahre später wurde dieser Vorverkauf unbetitelter, ja ungeschriebener Stücke Wirklichkeit. D. Verf.

nach der im „Hause“ Louis d'Or üblichen, in Jahresstufen absteigenden Honorarleiter. Um 20 000 Franks leichter und um die Promesse auf einen dramatischen Haupt- oder Nebentreffer schwerer, verließ Herr Direktor Pfennig das liebliche Chatouillerets. Er war voll rosenfarbener Hoffnungen und ließ deren rotblinkende Spuren in etlichen Händen zurück, denen er bis zum Ausfallspförtlein wieder begegnete. Aus der Luke neben der Thür langte eben neuerdings eine Hand, deren Besitzer nicht zu sehen war. Thut nichts, Herr Pfennig war jetzt guter Laune und schüttelte die herrenlose Hand recht freundschaftlich zum Abschied. Dann warf er sich in seinen Wagen und fuhr davon, im Geiste schon mit der Abfassung folgender Zeitungsreklame beschäftigt:

„Direktor Pfennig ist soeben aus Paris zurückgekehrt, wo er für das Musenhof-Theater Louis d'Ors neuestes Sensationsstück um den Preis von rund 70 000 Franks erworben hat. Der Titel des Stückes ist noch nicht endgültig festgestellt, dagegen ist auch der Inhalt bis jetzt selbst dem Dichter noch völlig unbekannt, so daß man mit voller Sicherheit darauf rechnen kann, diese sensationelle Novität innerhalb einer unbestimmten Frist hier aufgeführt zu sehen.“



Ein Stück Zukunft.

(1872.)

Die Welt war also wieder einmal untergegangen. Ein unvorsichtiger Komet, als dessen Bestandteile die Spektralanalyse Petroleum, Nitroglycerin, eine Anzahl sanierungsbedürftiger Aktien und ein nicht schwedisches Zündhölzchen nachwies, hatte sie in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt. Zehn Jahrtausende waren dann über diese Weltruine hingegangen, bis aus ihr nach dem Ausdrucke des renommierten Propheten Jesaias Schiller „neues Leben sproßte“ und hundert Meter hoch über der lebendig begrabenen Vergangenheit wieder eine lebendige, gegenwärtige Gegenwart erblüht war.

Soviel als unentbehrliche Vorbemerkung.

Im Jahre des Heiles 11872 nun ereignete es sich, daß in einer Stadt, welche genau hundert Meter über dem ehemaligen Baden (bei Wien) stand, ein artesischer Schwefelbrunnen gebohrt wurde. Der Bohrer brachte ein stark angesengtes, beinahe dunkelbraunes Stück Papier ans Tageslicht, das Bruchstück eines Badener Zeitungsblattes, das

hier, um so allgemein als möglich zu sprechen, Badener Kurzeitung genannt sein möge.

Das ganze Druckwerk hatte noch kein halbes Quadratmeter Flächeninhalt und war auf der einen Seite mit Ankündigungen bedeckt. Zehntausend Jahre früher hatte man es vermutlich als wertlos weggeworfen, im Jahre 11872 aber brachte es die ganze gebildete Welt in die lebhafteste Aufregung. Man hatte bis zu dem Zeitpunkte dieses Fundes nicht die leiseste Ahnung davon gehabt, daß vor einer kaum noch mit Sicherheit berechenbaren Reihe von Jahren an diesen selbigen Stätten, nur um hundert Meter tiefer, schon ein Menschengeschlecht gelebt habe, und zwar ein verhältnismäßig nicht ungebildetes, von dessen ehemaligem Vorhandensein nun der erstaunten Menschheit die erste Kunde zukam, ein unbezweifelbares, sozusagen rechtsgültiges Dokument, schwarz auf weiß, ja allem Anscheine nach gedruckt.

Das „Badener Fragment“ — so nannten die gelehrten Kreise dieses Schriftdenkmal — bildete das Tagesgespräch der ganzen Welt. Der Landesarchivar, der ordentliche öffentliche Professor der Epigraphik, der Staats-Historiograph und drei Chemiker traten im Auftrage des Unterrichtsministeriums zusammen, um das „Fragment“ zu reinigen und zu entziffern. Dann wurde es nach allen modernen Verfahren vervielfältigt, um es den Gebildeten der ganzen Welt unverweilt zugänglich zu machen. Es wurde autoheliographiert, lithophonotypiert, elektrozinkoradiert, hydrofacsimiliert u. s. w. und in diesen Nachahmungen über den Erdball versandt; alle gelehrten Gesellschaften aber erhielten

ein sogenanntes mikrochromatisches Galvanimprimocliché, welches das Fragment mit absoluter chemischer und mikroskopischer Genauigkeit auf mechanischem Wege wiedergab und daher als verläßliche Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen dienen konnte.

Was den glücklichen Finder betrifft, wurde er von den Zeitungen und Dichtern als ein Columbus gefeiert, der eine neue, das heißt alte Welt entdeckt habe, er bekam die höchsten Orden aller Kulturstaaten und wurde zum ganz außerordentlichen Ehrenmitgliede der meisten gelehrten Gesellschaften ernannt.

Dank den Hilfsmitteln der modernen Dokumentochemie (so nannte man diese erst kürzlich ausgebildete chemische Technik) war also vorderhand das Notwendigste gethan; das „Badener Fragment" war, wie sich der hochverdiente, greise Präsident der Gesellschaft für Altertumskunde bei der festlichen Vollversammlung des Jahres 11872 ausdrückte, „unverlierbar gemacht". Die Welt konnte es nicht wieder einbüßen, da es sozusagen allgegenwärtig geworden war. Desto größere Schwierigkeiten bot die Entzifferung des Textes. Das „Badener Fragment" (die Benennung „papyrus Badensis" wurde auf der epigraphischen Wanderversammlung des Jahres 11873 aus inneren Gründen endgültig abgelehnt) war nämlich in einer Sprache verfaßt, welche niemand mehr verstand; Etruskisch war im Vergleich zu diesem rätselhaften Idiom eine Allerwelts-Muttersprache. Umsonst verbohrten sich sämtliche Gelehrte der Welt in das Fragment und boten die ganze Schärfe ihres Geistes auf,

um diese Geheimschrift zu lesen; sogar die Physiologen und Mathematiker machten sich daran, die ersten, indem sie das moderne Gehirn mikroanatomisch in eine entlegene Vorzeit zurückkonstruierten, um dadurch auf dessen damals mögliche Ausdrucksmittel Schlüsse zu ziehen, die zweiten, indem sie auf Grund einer gewaltig fortentwickelten philosophischen Arithmetik à la Herbart höchst verwickelte Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Bedeutung der einzelnen Schriftzeichengruppen aufstellten.

Alles vergeblich. Zuletzt kam Hilfe von einer Seite, woher die Gelehrten sie am allerwenigsten erwartet hatten, nämlich aus der „fünften Dimension“. Ein berühmter amerikanischer Spiritist nämlich, Mr. Post Hume, der seit langer Zeit als Medium eines verstorbenen, ehemals angeblich berühmt gewesenen Professors, namens Zöllner, gedient hatte, wußte diesen vorzeitlichen Geist durch potenzierte Nervenkraft (von den Spiritisten des zwölften Jahrtausends „konzentrierte Willenssäure“ geheißen) dazu zu bringen, daß er ihm gewisse philosophische Andeutungen gab, auf Grund deren sich der verhüllte Text, wenn auch nicht ganz, doch teilweise lesen und übersetzen ließ. Die Zöllner'schen Aussagen wurden von dem Medium in einem Büchlein gesammelt, welches den Titel „Mr. Post Humes Katechism“ führte und der Schlüssel zur „Badener Sprache“, der Grundstein aller weiteren Forschungen wurde.

Nun erst konnte die gelehrte Welt darangehen, aus dem leider gar zu spärlichen Inhalte des Fragmentes ein einigermaßen abgerundetes Bild jener untergegangenen Welt

aufzubauen. So groß war das Interesse, das man an dem Gegenstande nahm, daß sämtliche Unterrichtsminister dem Drängen ihrer betreffenden Parlamente nachgaben und sogenannte „Fragment“-Akademien gründen mußten.

Die gemeinsame Arbeit so vieler erleuchteter Geister blieb denn auch nicht ganz ohne Erfolg. Schritt für Schritt entrollte sich vor den Augen der aufs höchste gespannten Welt das überraschende Gemälde einer plötzlich erstickten Civilisation, eines märchenhaften Welt-Pompeji. Einer nach dem anderen nahmen die scheintoten Buchstaben wieder Leben an und begannen verständlich zu reden, eine bisher ungeahnte Vorzeit rührte ihre seit einem Jahrzehntausend gelähmte Zunge und die ganze Gegenwart stellte sich nun dar, wie ein ungeheures Palimpsest, unter dessen neueren, allgemein lesbaren Zeilen sich eine verworrene, kaum noch erkennbare erste Schrift schattenhaft durcheinanderschiebt.

Das Interesse an dieser schrittweisen Enthüllung war um so höher, als niemand daran zweifelte, daß man hier direkt auf die Hauptstadt der einstmaligen Welt gestoßen sei. Vor allem schloß man dies aus dem Kopfe des Blattes: „Badener Kurzeitung“, da die Leuchten der modernen Philologie übereinstimmend erklärten, „Kur“ bedeute Hof, „Kurzeitung“ sei also gleichbedeutend mit Hofjournal, Baden sei also offenbar Residenz und Staats-, das heißt Welt-Mittelpunkt gewesen, letzteres weil der Mangel jeder anderen Spur, als dieser einen, schlechterdings zur Annahme zwinge, daß die ganze Welt damals einen einzigen Staat bildete. Und zwar sei dieser Staat offenbar ein Kleinstaat gewesen,

wie sich aus der Erwähnung eines „Herzogsbades“ von selbst ergebe, während das „Fragment“ nirgends ein Kaiser- oder auch nur Königsbad nenne. Der damalige Weltstaat dürfte folglich nicht mehr als ein Herzogtum gewesen sein, dessen Herzog in Baden glänzend Hof hielt, daher denn auch die „Kurzeitung“ (Hofjournal) gelegentlich eines „Kurparkes“ (Hofgarten), eines „Kursalons“ (vielleicht herzogliches Palais?) und selbst einer „Kurmusik“ (Hofmusik) gedenkt. Nach einer Stelle des Fragments, wo vom „Badener Verschönerungsverein“ die Rede war, nahm man ferner an, daß Baden nicht nur die größte, sondern auch die schönste Stadt des damaligen Erdbodens gewesen sei, in der das Verschönerungs-Interesse jedes andere überwog. Als man nur erst zu dieser Erkenntnis gelangt war, entstand über jedes Wort des „Fragments“ eine ganze Litteratur, und die Flut der betreffenden Publikationen schwoll mit der Zeit ins Unendliche.

Denn je tiefer man in die Geheimnisse dieser unterirdischen Welt einzudringen vermeinte, desto mehr bewunderte man die Höhe jener Kultur, deren stummberedter Zeuge das „Fragment“ war, und nachgerade wurde es Sitte, alles, was mit Baden im Zusammenhange stand, „klassisch“ zu nennen. Der gelehrte Ästhetiker Dr. Franz Band z. B. schrieb ein „Lehrbuch des klassischen Stils“, dessen Regeln er aus 25 im „Fragmente“ enthaltenen Zeilen eines telegraphischen Berichtes über den Schwindelprozeß Kuffler ableitete. Dieser Bericht sei, wie er klar bewies, ein nationales Epos der Vorwelt, von dem leider nur 25 Zeilen erhalten

seien, an denen er jedoch deutlich nachwies, daß es nicht von einem einzigen Dichter herrühren könne, sondern aus mehreren zu verschiedener Zeit entstandenen Elementen zusammengesetzt sei. Die epischen Gedichte hätten damals „Telegramme“ geheißen und der Name des gefeiertsten Epikers scheine „Korrespondenz-Bureau“ gelautet zu haben. Das „Telegramm Kuffler“, unter welchem Titel man nach seinem Vorgang dieses epische Bruchstück in die Litteraturgeschichte einreihte, wurde alsbald zum beliebtesten Deklamationsstück bei wohlthätigen Akademien, auch erschien es in zahlreichen Übersetzungen und von Künstlerhand illustriert in stattlichen Salon-Prachtausgaben. Aus demselben Bruchstück entwickelte aber ein anderer Gelehrter, der gefeierte Rechtslehrer Professor Schartecius, mit seinem sattsam bekannten Scharfsinn ein ganzes „System der klassischen Rechtspflege“ und der berühmte Advokat Dr. Item machte aus dem Epos einen gedrängten Auszug, der einen starken Oktavband unter dem Titel: „Forensische Beredsamkeit der klassischen Vorzeit“ bildete.

Die Sprache des „Badener Fragments“ wurde natürlich auch als Grundlage der klassischen Studien allgemein angenommen und in allen Mittelschulen obligat vorgetragen; sie wurde zum Hauptstudium der Humaniora und es baute sich auf ihr eine ganze klassische Philologie auf. Diese ging so scharf ins Einzelne, daß beispielsweise ein heftiger gelehrter Streit (sogenannte „Polemik“) darüber entbrannte, ob „die Alten“ die Präposition „ohne“ mit dem Dativ oder mit dem Akkusativ konstruiert hätten, und eine ganze

Flugschriftenlitteratur über die Frage entstand, ob das Wort „Gas“ weiblichen oder sächlichen Geschlechts gewesen sei, welches aber schließlich, wie die Gelehrten sagen, „controvers“, das heißt unentschieden blieb.

Auch andere Wissenschaften blieben nicht zurück. Der maßgebende Meteorologe des zwölften Jahrtausends, Herr Direktor Parapluvius, schrieb ein großes Tabellenwerk in Folio über das Klima Badens, dessen Hauptergebnis der berühmte Nachweis war, daß „die Alten“ ihren strengen Wintermonat im Juli gehabt haben müßten, da eine Kaffeehausanzeige des „Fragments“ unter diesem Datum „täglich frisches Eis“ ankündige. Einer der namhaftesten Zoologen, Professor Gorillenfänger, verfaßte ein Aufsehen erregendes Spezialwerk über die Enten der alten Welt, welche, wie er aus der Ankündigung der Operette: „Die Ente mit den drei Schnäbeln“ unwiderleglich bewies, mit nicht weniger als drei Schnäbeln ausgestattet waren, woraus nach dem Darwin'schen Anpassungsgesetz hervorzugehen scheine, daß bei den „Alten“ die Produktion von Spülicht und Abfällen eine dreimal so große gewesen sei wie heute. Er stellte dabei den schwerlich anfechtbaren Satz auf: „Mehr Abfälle, mehr Schnäbel“ (ein Satz, der in der Folge geradezu ein Sprichwort wurde), und erhob es zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß auch die Enten der „Alten“ ursprünglich nur einen Schnabel hatten, daß aber, als sie mit diesem die stetig wachsende Menge der Abfälle nicht mehr bewältigen konnten, im Laufe der Jahrtausende erst ein zweiter und schließlich gar ein dritter Schnabel sich ent-

wickelt haben müsse, vorderhand wohl nur bei einzelnen, besonders bevorzugten Exemplaren, für welche Seltenheit der Umstand spreche, daß man ein solches Geschöpf sogar zum Titelhelden eines Dramas machen durfte. Nebenbei gesagt, waren gerade die Anschauungen über die dramatische Litteratur des untergegangenen Baden ziemlich einseitige, denn außer der besagten Operette fand sich im „Fragment" nur noch ein dramatisches Werk flüchtig erwähnt, und zwar „die Probiermamsell" von O. F. Berg. Der Titel dieses Stückes blieb trotz vieler gelehrter Untersuchungen vollkommen rätselhaft, doch nahm man allgemein an, daß es das Werk eines großen Meisters gewesen sein müsse, da im „Fragment" sogar eine Badener Bergstraße erwähnt werde, die offenbar nach dem Dichter der „Probiermamsell" benannt gewesen sei.

Bedeutendere Erfolge hatte die Forschung auf medizinischem Gebiete aufzuweisen. Ein hervorragender Kliniker, Professor Dr. v. Zipperlein, schrieb ein epochemachendes Buch über die Krankheiten der „Alten". Als Material dafür dienten ihm aus dem „Fragment" ein Bericht über den Stand der Cholera, eine Notiz über den Ball des Friseur-Krankenvereines, eine Gerichtsverhandlung wegen schwerer körperlicher Verletzung und eine Ankündigung von Alpenkräuter-Mageneſſenz. Aus alledem schloß er, daß bei „unseren klassischen Vorfahren" die Cholera, die Friseurkrankheit, schwere körperliche Verletzungen und Magenbeschwerden die Hauptkrankheiten gewesen sein müßten, von denen „heutzutage die Friseurkrankheit gar nicht mehr als

spezifische Berufskrankheit vorkomme; sie sei vermutlich ein dem Weichselzopfe ähnliches Übel gewesen".

In eine förmliche Bestürzung wurde die gelehrte Welt versetzt, als eines Tages der große Differenzial-Philolog (ein neuer Zweig der Sprachwissenschaft) Professor Dr. Spaltewoort im „Fragment" die verblüffende Entdeckung machte, daß die „Alten" keineswegs ein einziges Volk gewesen sein könnten, da in dem „Fragment" unverkennbare Spuren einer zweiten Sprache und zwar mit eigenen Schriftzeichen vorkämen. Diese Zeichen wären weit mehr gerundet als die anderen und fänden sich besonders dicht in einer Ankündigung, welche mit den bis jetzt nicht übersetzbaren Worten beginne: „Grand cirque miniature". Es fanden sich in dieser, offenbar uralten Sprachreliquie nicht weniger als 39 Wörter in solcher Schrift; Jahrzehnte lang beschäftigte sie die ersten lebenden Philologen, ohne daß man in ihrer Deutung einen Schritt vorwärts kam, und Gelehrte wie Wurzell, Buxtabirovic, Voyou de la Voyelle u. A. wurden darüber thatsächlich irrsinnig. Man verzichtete später ganz und gar auf die Entzifferung dieser Stellen und es gewann die Annahme Oberhand, daß man es hier mit einem typographischen Vexierscherz oder mit einem unlösbaren Problem nach Art des perpetuum mobile und der Quadratur des Zirkels zu thun haben möchte.

Überhaupt mußte sich die gelehrte Welt mit einigem Erröten gestehen, daß ihr ein großer Teil des „Fragments" trotz aller daran gewendeten Weisheit ein Buch mit ungefähr sieben Siegeln blieb.

So zerbrachen sich z. B. die besten Köpfe den Kopf über die Bedeutung zweier Zahlenreihen am Fuße des Blattes mit der Überschrift: „Lottoziehungen.“ Was eine Lottoziehung sei, wußte niemand. Man kam schließlich überein, diese Ziffern als kabbalistische Zahlen zu betrachten, welche einen dunklen Fleck im geistigen Gesichtskreise der „klassischen Zeit“ bezeichnen und wohl überhaupt keinen Sinn gehabt haben mögen. Ebenso dunkel war lange Zeit der Sinn einer kleinen Anzeige über „1839er gezogene Serien, auf welche ein Treffer entfallen müsse“, wobei auch noch von „Türkenlos-Gesellschaften zu 20 Teilnehmern“ die Rede war. Als man sich das durchaus nicht erklären konnte, kam der geistvolle Professor der Philologie, La Pronommeraye, auf die Vermutung, der Text müsse da „corrupt“ sein (die Philologen heißen das so) und erst „kritisch emendiert“ werden. Er unternahm auch diese Emendierung sofort mit glänzendem Erfolge, indem er das „er“ von „1839“ wegließ, als „offenbar auf dem Irrtum eines Kopisten beruhend“. Dies brachte sofort neues Licht in die Sache, besonders als nun eine anerkannte militärwissenschaftliche Autorität, Oberst von der Trense, die „Serien“ für eine Gattung Gewehre erklärte, deren also der Text 1839 Stück, und zwar mit gezogenen Läufen, erwähne. Er begründete diese Meinung unter anderem mit einem Hinweis auf die „Treffer“, welche diese „Serien“ machen müßten. Nun war der Fall soweit klar. Es blieben aber noch die „Türkenlos-Gesellschaften zu 20 Teilnehmern“ zu erklären. Hier brachte ein bahnbrechender Sportsman

auf die richtige Spur, indem er auf eine arg verstümmelte Depesche, vielleicht aus Prizrend oder Djakowo, hinwies, von der nur noch die zwei Worte lesbar waren: „Türken erschossen.“ Im Wege einer ebenso kühnen, als einleuchtenden Kombination stellte er nun die Hypothese auf, es müsse bei den „Alten“ Schützengenossenschaften gegeben haben, welche als Scheibe, wenn sie nämlich zum Sport mit solchen „gezogenen Serien“ nach der Scheibe schossen, das Bild eines sogenannten „Türken“ (vermutlich ein häufiges Jagdtier) benutzten. Eine Gesellschaft von 20 Personen also, um den Türken das ihnen gebührende Los zu bereiten! Es muß zugegeben werden, daß gewissen skeptischen Personen diese Erklärung nicht recht geheuer vorkam, da man aber keine bessere Deutung erzielte, erlangte sie trotzdem das Bürgerrecht in der Wissenschaft.

Lange tappte die gelehrte Welt auch hinsichtlich der Religion der „Alten“ im Dunkel. Endlich erhielt sie Aufschluß durch folgende Stelle im „Fragment“: „Hotel zum grünen Baum. Heute, Freitag, großes Konzert der berühmten Nationalkapelle Fekete Janos und Sohn. Anfang 7 Uhr.“ Hieraus ging mit Sicherheit hervor: 1. daß es in Baden eine eigene Nationalkirche gegeben habe, welche sich (vermutlich aus Demut) nur Nationalkapelle nannte, 2. daß der Gottesdienst „Konzert“ geheißen, 3. daß der Sonntag auf den Freitag gefallen und 4. daß die Kathedralen der „Alten“ den Namen „Hotel“ geführt haben. Strittig blieben nur die Worte „Fekete Janos“; manche Theologen hielten sie für den Namen des Hohenpriesters,

der also, da auch von seinem Sohne die Rede sei, dem Cölibat offenbar nicht unterworfen gewesen; mehrere namhafte Professoren der „klassischen“ Mythologie wollten dagegen in „Fekete Janos und Sohn“ einen göttlichen Dual erblicken, welcher bei den „Alten“ verehrt worden sei.

Wir sind leider nicht gelehrt genug, um der weit vorgeschrittenen Wissenschaft des Jahres 11872 auf alle die Gebiete des alten Baden zu folgen, welche sie mit Hilfe des „Badener Fragments“ der Reihe nach beleuchtete und systematisch wieder erstehen ließ. Jedoch befriedigt uns schon das Bewußtsein, daß infolge der Auffindung dieses Bruchstückes die spätesten Jahrtausende unser liebliches Baden als die Hauptstadt des Universums, als den Mittelpunkt der Civilisation einer längst untergegangenen Vorwelt, als den Brennpunkt des geistigen und materiellen Lebens einer todesverblichenen Gesamtmenschheit ansehen mußten. Wer jemals im reizenden Helenenthal einen Sommer verträumte, wird gewiß die Befriedigung teilen, welche wir darob empfinden, — — — oder vielmehr empfinden würden, wenn der eingangs analysierte Komet uns wirklich in den Grund gebohrt und von der jetzigen Welt nichts als das „Badener Fragment“ übrig gelassen hätte.



Der Geist des Widerspruchs.

Eine Episode.

(1893.)

Professor Oskar Müller saß mit seiner jungen Frau Anna am abendlichen Theetisch. Die Lampe schien wie ein gemütlicher, halb verhangener Vollmond auf sie herab, der Theekessel summte, als hätten sich drei Bienen hinein-verirrt, und ein gemeinsames Behagen umfing das glück-liche Paar. Sie schienen das deutlich zu fühlen, denn in einem gegebenen Augenblick lehnten sie Schulter an Schulter, und Frau Anna sagte, mit einem Blick auf die Ofenfigur, eine Venus von Milo:

„Dort steht sie mit ihren abgebrochenen Armen und schaut uns an . . .“

Aber kaum hatte sie dies mit einer Stimme voll Stimmung gesagt, als der Professor seine Schulter zurück-zog, jene halbe Wendung machte, welche kennzeichnend für die Entrüsteten ist, und entgegnete:

„Mit ihren abgebrochenen Armen? Das glaub' ich

denn doch nicht. Ohne ihre abgebrochenen Arme! Denn die Arme sind ja nicht dabei."

Frau Anna verzog eine Lippe und sagte mit leichtem Mißmut: „Ach, Oskar, schon wieder dieser Tadel. Ich glaube doch nach dem allgemeinen Sprachgebrauch zu sprechen. Wie hättest denn du es gesagt, wenn man fragen darf?"

„Ich," entgegnete der Professor und zog die Stirne entsprechend zusammen, „ich hätte allenfalls gesagt: dort steht sie, die Arme abgebrochen, und schaut uns an. Dadurch hätte ich einen Widerspruch vermieden, und zwar eine sogenannte contradictio explicita. Denselben, den du erst vor einigen Tagen . . . warte, laß mal im schwarzen Buche nachsehen." Und er zog ein schwarzledernes Notizbuch aus der Tasche, in dem er zu blättern begann: „2. August . . ., 5. August . . ., 13. August . . ., hier, 3. September, . . . es war, als du mir voll Mitleid über die Grausamkeiten des schwarzen Häuptlings Buschiri berichtetest, er habe Wißmanns Boten mit abgehauenen Händen zu ihm zurückgeschickt. Mit abgehauenen Händen! Da müßte er ihnen ja die Hände mitgegeben haben, nicht? Und wenn er dies that, womit nahmen sie jene Hände und womit trugen sie sie? Das ist einfach nicht möglich, liebes Frauchen."

„Aber . . ."

„Du willst wieder sagen, es habe so im Telegramm gestanden. Aber siehst du, Ännchen, der Telegraphist oder jener Korrespondent in Sansibar ist nicht meine Frau. Du aber bist mein innigstgeliebtes Weibchen. Und siehst du,

wenn ich Sektionschef wäre oder Fabrikant oder Maler, so thäte ja das ganz und gar nichts, sogar als Professor der Nationalökonomie oder meinetwegen der Anatomie wäre es mir ganz egal, . . . nun bin ich aber unglücklicherweise gerade Professor der Logik, und bin es geworden gerade wegen meines großen Werkes über den logischen Widerspruch, . . . und nun muß mein geliebtes Weibchen, das mir niemals widerspricht, so häufig sich selbst widersprechen! Denke dir einmal, was Professor König dazu sagen würde, mein erbitterter Konkurrent, wenn er einmal etwas derartiges gerade in meinem Hause vernähme. Mir fällt dabei immer die Anekdote vom eingefleischten Vegetarianer ein, der aber freilich eine andere Art Widerspruch ist, nämlich eine contradictio in adjecto."

„Aber . . ." begann Frau Anna wieder, doch war Professor Müller noch lange nicht fertig, sondern fuhr fort:

„Du begreifst, Annchen, wie wichtig die Sache für mich ist. Darum habe ich ja eigens dieses schwarze Buch angelegt, um deine Fehlsprüche zu verzeichnen und dir stets in Erinnerung zu erhalten. Nur so kannst du dir diese leider nur zu gangbaren Widersprüche abgewöhnen. Du lieber Himmel, was stehen da schon für — wenn du mir das Wort nicht übel nimmst — haarsträubende Dinge. Am 12. Mai, als wir noch Brautleute waren und ich den ganzen Tag mit Schulsachen überhäuft war, so daß er mir wie eine Stunde verflog, sagtest du mir — hier steht es schwarz auf weiß —: „Mir ist der Tag ebenso lang geworden, als dir kurz." Ach, Anna, wie mich dieses Wort

glücklich machte und . . . unglücklich zugleich! Ich begriff vollkommen, was du sagen wolltest; aber wie unlogisch, wie ganz erstaunlich kontradiktorisch war es gefaßt! . . . Oder am 3. Juni, als du mir erzähltest, ein vorübergehender Bekannter sei bei euch eingetreten. Als ob das möglich wäre. Ein Vorübergehender kann ja nicht eintreten, da er in dem Augenblick, wo er eintritt, kein Vorübergehender mehr ist; nicht wahr? Und als ich dir diesen Widerspruch klar machen wollte, warst du etwas verstimmt und . . . ja, der 3. Juni war ein schlechter Tag für dich . . . und sagtest: „Hör' auf, Oskar, sonst bringe ich mich noch um, meinetwegen durch den Genuß von Gift." Ich erschrak damals und sagte nichts darauf, aber da du die Drohung gottlob nicht ausgeführt hast, darf ich es dir ja jetzt sagen: der Genuß von Gift ist auch ein Widerspruch, denn Gift genießt man ja nicht, es gewährt keinen Genuß."

Noch längere Zeit fuhr der Herr Professor fort, solche Auszüge aus dem schwarzen Buche zu machen und geriet dermaßen in das logische Feuer, daß er es gar nicht merkte, wie seine Frau immer verzweifelter wurde und die Thränen ihr immer schwerer über die Wangen liefen, bis er zuletzt, aus den Behältnissen des schwarzen Buches mit einem besonders fetten Bissen auftauchend, die Wahrnehmung machte, daß sie verschwunden war.

Er sprang auf, etwas erschrocken, denn er merkte wohl, daß er wieder einmal zu weit gegangen. Vielleicht sogar weiter als je zuvor, und gewiß weiter als ihm nun selber

lieb war. Ängstlich trat er an die Thür ihres Stübchens und horchte; es war darin totenstill. Er klopfte zaghaft; keine Antwort. Er drückte auf die Klinke; die Thür war verschlossen. Er rief den Namen seiner Frau, immer dringender, aber vergebens. „Was thun? was thun?“ murmelte er und drückte auf die Klingel; man thut das immer, wenn man nichts anderes zu thun weiß. Die Thür ging alsbald auf und . . .

„Tante Betty!“ rief der Professor förmlich aufatmend, „Gott sei dank, Sie kommen ja wie auf das Klingelzeichen. Jetzt bin ich wieder ruhig.“

„Also warst du das nicht? Wo ist Anna?“ Mit einem scharfen Blick überflog die alte Dame das Zimmer, während er ihr etwas verlegen die Hand küßte und aus dem Pelz half. Denn auf das heftige Glockenzeichen war sie etwas erschrocken eingetreten, mit Sack und Pack, wie sie von der Straße kam. Tante Betty erschrak nämlich leicht, wo es ihre Nichte Anna galt, an der sie Mutterstelle vertreten hatte von ganz klein auf. Sie hatte sie erzogen, verzogen und zuletzt sogar verheiratet.

Es entging ihr nicht, daß das schwarze Buch auf dem Tische lag. Sie kannte es bereits aus mancher halb scherzhaften, halb ärgerlichen Episode.

„Schon wieder, Oskar,“ schmälte sie, diesmal sehr verdrießlich; „hat Anna wieder einmal gegen deine Professorslogik verstoßen? . . . Da scheint es ja ganz ernst hergegangen zu sein, du ausgemachter Pedant, der du bist. Ja wohl, ein Erzpedant! Es muß doch endlich ge-

sagt werden. Ist Anna ein schlechter Student, oder eine engelgute kleine Frau, wie du sie gar nicht verdienst? . . . Antworte mir nicht, da giebt es keine Entschuldigung! Diese ewige Nergelei ist einfach unausstehlich, jenes schwarze Buch eine Beleidigung, auch gegen mich! Jawohl, denn Anna ist ein gebildetes Mädchen, ich habe ihr die besten Lehrer gehalten, sie spricht so korrekt wie alle Welt, . . . dich allein ausgenommen auf deinem Steckenpferde. Sage nichts, kein Wort, ich weiß alles. Mir darfst du es wohl glauben, daß du Anna trotz all ihrer sogenannten Widersprüche gar nicht wert bist. Du verstehst sie nicht einmal. Als ob es ein Kunststück wäre, so ein Mannsbild zu ködern, indem man zum Schein auf seine Marotte eingeht. Man thut ihm den einen Gefallen, dann merkt er gar nicht, daß er alles übrige thun muß. Es hätte ja nur von ihr abgehangen, vor einem Jahre, als du an sie herankamst . . . Anna hielt es damals für einen Scherz, bei deiner Verliebtheit. Du saßest neben ihr und warst ganz in Gott weiß was versunken, bis sie dich mit der Bemerkung weckte: „Nun, Professor, Sie sitzen ja da, wie abwesend.“ Da kamst du sofort zu dir und bewiesest ihr haarklein nach dem Gesetzbuch deiner Logik, daß man überhaupt nicht wie ein Abwesender dasitzen könne, sondern nur wie ein Anwesender, da ein Abwesender überhaupt nicht in der Lage sei, dazusitzen . . . Schweig! Unterbrich mich nicht. Hab' ich mich vielleicht auch unlogisch ausgedrückt? Richtig; wenn man sitzt, ist man ja nicht in der Lage! Schau, schau, wie schlau du bist! Gut, ich spreche nun einmal

so. Damals aber, als du durchaus nicht wie abwesend dagesessen haben wolltest, weiß ich, daß eine ältere Dame . . . nicht ich, beileibe . . . hinterher zu Anna sagte: „Du, Ännchen,“ sagte sie, „dein Professor hat eine Marotte und zwar eine gehörige; das ist gut so, daran kann man die Männer am besten festhalten; so mit einer kleinen Kriegslist, weißt du; du mußt auf seine Widersprüche eingehen und sie sorgfältig vermeiden, ja noch mehr, weißt du was ich thun werde?“ sagte ich . . . d. h. sagte jene ältere Dame, „ich werde dir das nächstemal Acquit geben, dir so ein verflixtes Wort bringen, absichtlich, damit du mich zurechtweisen und auslachen kannst; das wird ihm ungeheuer gefallen, du wirst sehen, dann beißt er gleich an.“ Sie lachte dazu und glaubte, ich scherzte nur. Wie du aber das nächstemal kamst, machte . . . jene Dame Ernst, und sagte im Laufe des Gesprächs einmal — sie hatte Mühe genug gehabt, so einen Ausdruck zu finden, denn sie kommen stets nur ungerufen — sie sagte also scheinbar in aller Unschuld: „Heute gehen wir ins Forsthaus; wir haben darüber abgestimmt und das Forsthaus wurde mit überwiegender Majorität angenommen.“ Mit überwiegender Majorität! Dabei gab ich ihr unter dem Tisch einen Stoß mit dem Knie, denn nun sollte sie verabredetermaßen losfahren: „Wie? giebt es denn auch eine nicht überwiegende Majorität?“ Aber vergebens stieß . . . jene Dame sie noch zweimal mit dem Knie, Anna wandte sich weg und schwieg. Du aber natürlich ließest das nicht passieren, sondern warfst gleich damit bei der Hand: Majorität allein

genüge ja, wie du hochwohlweise sagtest, . . . als ob ich das nicht ohne dich gewußt hätte. Hinterher freilich stellte ich . . . d. h. jene ältere Dame das Mädchen wegen ihrer Blödigkeit zur Rede, aber sie antwortete darauf: „Liebe Tante Betty,“ sagte sie, „verlange solche Dinge nicht von mir; ich brachte das abgekartete Wort nicht über die Zunge, mir war, als betröge ich den Professor damit.“ Denn, wie gesagt, Anna ist ein Goldweib, du verdienst sie gar nicht!“

Die Flut von Worten, in welcher Tante Betty das alles und noch anderes Einschlägige vorbrachte, war be-betäubend. Ein Professor, der ans Selbersprechen gewöhnt ist, kommt dagegen schon gar nicht auf. Als aber Professor Müller die letzte Mitteilung vernommen hatte, stieß er einen Schrei der Überraschung und Rührung aus. Was er schrie, ist gleichgültig, aber er warf dabei das schwarze Buch schnurstracks in den Ofen, und die Ofenthür dahinter zu, als sollte sie nie wieder geöffnet werden.

Tante Betty war mittlerweile in Annas Stübchen geschlüpft, nach einer Weile erst steckte sie durch den Thürspalt eine sehr bedenkliche Nasenspitze heraus, winkte ihm zu schweigen und flüsterte ihm zu: „Furchtbare Migräne“. Dann verschwand sie wieder und ließ ihn draußen allein. Er war sehr zerknirscht; die erste Migräne seiner Frau, und er hatte sie verursacht. Eine furchtbare Migräne noch dazu . . . und kein Mensch dachte an den Arzt. Eiligst warf er sich in seinen Rock und fuhr davon, den Hausarzt zu holen. Er fand ihn nicht, ließ ihm aber einen dringenden Auftrag zurück; zum Überfluß sah er auch noch im Klub

nach, ob der Doktor etwa dort weile, und kehrte dann doch ohne ihn heim. Auf seiner eigenen Thürschwelle begegnete er ihm.

„Gottlob, Doktor, daß Sie nur da sind!“ Und er drängte ihn in sichtlicher Aufregung vorwärts, durch das eine Zimmer, durch das andere Zimmer — der gute Äskulap kam gar nicht zu sich — und da Tante Betty infolge des Geräusches gerade wieder die Thür Annas öffnete, gleich auch in die Krankenstube selbst. Hier erst kam der Arzt zu Atem.

„Was fehlt ihr denn?“ sagte er zum Professor.

„Furchtbare Migräne!“ entgegnete dieser, denn er wollte alles sagen, was er selbst wußte.

In diesem Augenblick aber richtete sich die Leidende mit großer Lebhaftigkeit auf dem Ruhebett auf und rief mit ganz gesunder Stimme:

„Aber lieber Oskar, Migräne fehlt mir ja nicht, denn was man hat, kann einem nicht fehlen.“

Betroffen standen alle umher, am betroffensten der Professor. Das helle Lachen Annas, in welches die Tante bald einstimmte, brachte ihn zu sich. Er schlug sich vor die Stirne, sank am Ruhebett aufs Knie und bedeckte die Hände seiner Frau mit Küssen.

„Du liebe kleine Professorin der Logik,“ sagte er wiederholt, als er fühlte, daß sie verziehen hatte. „Siehst du, nun käme ich in das schwarze Buch, wenn ich es nicht . . . verbrannt hätte!“



Surrogatia.

Ein modernes Stadtbild.

(1874.)

Wo die Stadt Surrogatia liegt, davon weiß die Geographie nichts zu sagen. Jedenfalls liegt sie in dem gleichnamigen Lande, das aber wieder einen Teil des gleichnamigen Weltteils ausmacht. Man kann denn auch heutzutage monatelang reisen, ohne aus dem Lande Surrogatia herauszukommen, von dem sogar der selige Herr Petermann in Gotha nichts weiß.

Was nun die Stadt Surrogatia betrifft, ist sie ohne Widerrede eine der schönsten Städte der Welt. Ihr einziger Fehler ist, daß sie selbst und ihre Bewohner und das ganze Leben in ihr aus lauter Surrogaten bestehen, durch Surrogate sich hinfristen und endlich auch an Surrogaten zu Grunde gehen werden. Was anderswo das Sonnenlicht, das ist hier der falsche Schein; alles zeigt sich in seiner Beleuchtung. Das Echte wird nur wahrgenommen, um es besser umgehen zu können. Das Original steht in hohem

Wert, weil es den Vorwand zu einer schlechten Nachahmung giebt. Nach der Wahrheit wird allgemein gestrebt, weil sie vor allem erkannt werden muß, wenn man durch ihre sorgfältige Vermeidung die wohlfeile, gefällige, stattliche, alleinseligmachende Unwahrheit erringen soll.

Über Granitwürfel, welche durch billigeren Trachyt sehr treffend dargestellt werden, rollt man in die Stadt hinein. Zu beiden Seiten dehnen sich prunkende Palastfronten, welche vor Zinshäuser mit engen, teuren Wohnungen geklebt sind. Betrachten wir einmal eine solche Front. Ein herrlicher, massiver Sockel aus rötlichem Marmor säumt sie an der Basis ein; der rötliche Marmor besteht aus Ölfarbe und Firniß. Das ganze Erdgeschoß ist aus mächtigen Rustika-Quadern aufgeführt, welche etwas Herrschaftliches, Festgegründetes vorstellen; die gewaltigen Pitti-Quadern sind jedoch aus Mörtelverputz zusammengepappt und kennen nicht den Meißel, nur die Kelle. Ein gewaltiges Eichenthor dunkelt in der Mitte; das eichene Aussehen verdankt es aber nur der Kunst des Anstreichers, der sich „akademischer Flachmaler“ nennt, und des „Fladerers“. Die beiden Laternen am Thor geben sich für Goldbronze aus, sind jedoch nur vergoldetes Eisen. Über dem Thore ragt ein gewaltiger Balkon hervor, von ungeheuren steinernen Konsolen getragen; leider nur sind die Konsolen aus Gips geformt und tragen den Balkon nicht, sondern hängen vielmehr an Eisendrähten von ihm nieder, bereit, bei erster Gelegenheit herabzustürzen und ihre Bewunderer totzuschlagen. Eine Steinbalustrade aus Verputz umgiebt den

Balkon. Das erste und zweite Stockwerk sind in imposantem Rohziegelbau ausgeführt, der durch ein Lineal und etwas rote Farbe hervorgebracht ist. Die Fenster sind mit dicken Marmorsäulen eingefaßt, die aber nicht aus schwefelsaurem Kalk, sondern aus Mörtel bestehen; ihr herrlicher Marmorschimmer ist durch graue Ölfarbe hervorgezaubert. Der dreieckige oder halbrunde Giebel über den Fenstern ist aus Terrakotta eingefügt. Da die Fenster „modern" sein sollen, ist ihr unteres Viertel durch ein Gitter gebildet, das zwar die Manier von Schmiedeeisen zeigt, aber der Wohlfeilheit halber doch nur in Zinkguß ausgeführt ist. Im oberen Stockwerke prunkt ein Fries in angeblicher Sgraffitomanier, die aber nur durch einen Zimmermaler mittelst einer festen Schablone hinpatroniert wurde. Gleich darüber folgen die reichen Glieder des Hauptgesimses, mit Eierstäben, Zahnschnitten, Konsolen, Triglyphen, Metopen und Rosetten, wahren Wunderwerken der dekorativen Bildhauerei . . . nein, bloß der Gipskleckserei. Über dem Hauptgesims endlich folgt noch zur Bekrönung eine steinerne Balustrade aus Blech, das sich obendrein für Zink ausgiebt, mit einer Reihe großer Vasen aus „Kunststein", in denen riesige immergrüne Aloes aus Blech ihre tropische Pracht entfalten.

Das ist das Musterhaus der großen Stadt Surrogatia, der Metropole alles Unechten. Der Hausherr ist mein guter Freund Herr Surrogathuber senior, Vater des Herrn Surrogathuber junior. Er thut sich nicht wenig zugute auf den geläuterten Geschmack der Architektur seines Palastes.

Gerade wie ich das Haus bewundere, rollt eine elegante Equipage in den Thorweg. Ich bemerke nur im Fluge, daß das silberplattierte Pferdegeschirr durch Alpakka sehr täuschend ersetzt ist, daß der Korb des Wagens aus einem feinen Rohrgeflecht besteht, das jedoch nur auf Holz gemalt ist, und daß das Innere mit Leder tapeziert wurde, dessen Rolle durch „echt englisches Leder-Leinen" einstweilen famos gespielt wird.

Und schon hat mich mein Freund Surrogathuber bemerkt, springt aus dem Wagen und führt mich wie im Triumphe in seine Gemächer hinauf. Auch hier begegne ich auf Schritt und Tritt demselben auserlesenen Geschmack; derselbe Geist herrscht hier, der die Façade so anziehend macht. Mein alter Freund drückt mich mit offener Gewalt in einen Lehnstuhl nieder, vor dem ich die größte Angst habe, daß er mich zerfleischen wird; es ist nämlich das Fell eines gewaltigen Königstigers darüber gebreitet. Aber lachend belehrt mich mein Wirt, das herrliche Fell sei bloß Imitation aus Seidenabfällen und es habe nie ein Tiger darin gesteckt.

Nun kann ich also die Augen beruhigt umherschweifen lassen in dem großen Boudoir meines Freundes Surrogathuber. Vor allem fallen mir ein Kanapee und sechs kleine Fauteuils im Stile des reizendsten Rokoko auf; sie sind mit alten Gobelins überzogen, welche Darstellungen in der Weise Bouchers oder Lancrets aufweisen. Man sollte wirklich nicht glauben, daß heutzutage so täuschend . . . gedruckt werden könnte, wie hier der Fall. Vor mir steht

ein großer Tisch aus Ebenholz, aber nur aus scheinbarem, denn schwarze Beize hat ihn so zum Mohren gemacht. Er ist übrigens mit einer persischen Tischdecke von österreich-ungarischer Herkunft bedeckt, in deren Mitte sich ein japanischer Bronzegötze aus einheimischem Serpentinstein bläht, dessen weltumfassender Wanst als Tabakstopf dient. Zu meiner Rechten steht ein rundes Tischchen mit einer Platte aus „Kunstmarmor", darauf eine großmächtige rote Fuchsia, deren Blüten aus Porzellan und deren Blätter aus Glanztaffet sind. Zu meiner Linken dagegen befindet sich eine drei Schuh hohe kannelierte Säule aus grauem Tiroler Marmor, der aus glänzend lackiertem Holz verfertigt ist, und gekrönt durch eine Marmorkopie der Mediceischen Venus, die aus feinster Stearinmasse besteht. Auf verschiedenen Gestellen stehen noch verschiedene Gipse umher, die aber zum Teil braun, zum Teil grau angestrichen sind, um als gelbe und weiße Bronze zu erscheinen. Die eine Seite des Salons schmückt ein herrlich gemeißelter Kamin, dessen feiner, lichtgrauer Marmor in einer Cementgrube das Licht der Welt erblickt hat. Seine Öffnung ist übrigens mit einer Blechplatte geschlossen, denn er besteht nur aus einem Mantel ohne Feuerstelle, da man bei unserem Klima doch nicht so dumm sein wird, an einem Kamin zu frieren, wenn man sich einen Ofen kann setzen lassen. In der That ragt aus einer Ecke des Zimmers eine Art Grabmonument auf, durch ein grünes Gebüsch maskiert, und dieses Denkmal eines Nichtverstorbenen ist eigentlich ein Ofen aus weiß glasierten Kacheln, und auf seiner Platt-

form steht eine Reiterstatue aus kaffeebraun gebranntem, glänzendem Thon, vielleicht um Schokolade — auch ein klassisches Statuenmaterial — anzudeuten.

Doch ich kehre zum Kamin zurück. Natürlich darf die Stutzuhr darauf nicht fehlen; sie sieht aus wie feiner griechischer Alabaster, besteht jedoch wohlweislich nur aus Milchglas, das „thut's auch". Zu beiden Seiten ist sie von großen weißen Kandelabern flankiert, die fast wie Silber aussehen, aber sehr schwer und an der Fußfläche mit grünem Tuch überzogen sind, — sie gelten als echter Christofle und mir kann's schon recht sein. Außerdem ziert den Kamin rechts ein rosenfarbener, links ein himmelblauer Bullenbeißer aus Porzellan, doch macht Herr Surrogathuber mich selbstgefällig darauf aufmerksam, daß sie eigentlich nicht aus Porzellan, das schon allzugewöhnlich ist, sondern aus vulkanisiertem Kautschuk sind. Die Wände des Salons sind mit einer sehr schönen, goldbraunen, gepreßten Ledertapete überzogen, die freilich nur Papier ist, auf die sich aber eben deshalb Herr Surrogathuber nicht wenig zu gute thut, wie er denn auch jedem Gaste den geringen Preis des Quadratmeters anzustaunen giebt. Verschiedene Bilder hängen hie und da an den Wänden. Vor allem die lebensgroßen Porträts des Ehepaares Surrogathuber in kolorierter „Linographie", „nach Visitkarten vergrößert", was viel treuer ist als nach der Natur. Dann zwei große Landschaften: der Vierwaldstädter See und der Schneeberg, in Farbendruck, was viel glatter und „künstlerischer" erscheint, als das grobe Gepinsel der Maler. Sodann zwei merk=

würdige kleine Bilder aus der biblischen Geschichte. Diese wirklich gemalt, aber anscheinend auf weißes Papier, das mit je vier Briefmarken auf ein weichhölzernes Brettchen aufgeklebt ist, — erst wenn man ganz nahe zusieht, gewahrt man, daß alles: Papier, Briefmarken und weiches Holz, auf Glas gemalt ist und man eigentlich zwei Glasgemälde vor sich hat. Endlich ist die Wand dem Kamin gegenüber von einer kolossalen Trophäe eingenommen, die aus prachtvoll getriebenen Stahlschilden und Stahlhelmen, Schwertern, Hellebarden, indischen Dolchen und maurischen Yatagans, arabischen Elfenbeingewehren und marokkanischen Sätteln zusammengesetzt ist, aber alles nur cachiert, aus Papiermaché, aus Pappe, — die Spezialität einer Nürnberger Firma, wenn ich nicht irre, welche ganze Ambraser-Sammlungen aus Pappe um einen Pappenstiel verkauft.

Meine Umschau wird unglücklicherweise durch einen Sklaven unterbrochen, der mir Erfrischungen anbietet. Ich kann nicht umhin, bei meinem Freund Surrogathuber, der Verbindungen mit Bosnien hat, einen Tschibuk zu rauchen, dessen Bernstein-Mundstück aus gelbem Glas mit gläsernen Edelsteinen täuschend nachgeahmt ist. Was für ein Surrogat der Tabak und der dazu kredenzte Mokka war, konnte ich nicht ganz bestimmt ermitteln.

Nach einem halben Stündchen traulichen Gesprächs meldete man Herrn Surrogathuber plötzlich, der Zahnarzt sei da mit dem neuen Gebiß, denn sogar im Munde führt mein Freund nur Surrogat, sowie unter dem Hute auch. Ich nehme also Abschied von ihm und freue mich, wenig-

stens einen echten Händedruck auf den Weg mitzubekommen.

Alsbald befinde ich mich unten auf dem Surrogatia-Boulevard, in einem Gewühle von Waschkleidern, die wie Seide, und von Seidenkleidern, die wie grobe Leinwand aussehen. Strohhüte aus Roßhaar begrüßen mich, denn ich bin in Surrogatia wohlbekannt. Ziegenlederne Handschuhe aus Schafhaut strecken sich mir zum Willkommen entgegen. Gleich hat mich ein Freund am Arm und blickt auf eine goldene Uhr, die wie ein kupferner Kessel aussieht; er hat eine halbe Stunde Zeit, mit mir spazieren zu gehen. Oder sollen wir uns lieber auf jene eiserne Bank setzen, die einer grobknorrigen Holzbank gleicht? Nein, es wird besser sein, unter diesen Ailanthusbäumen mit Roßkastanienblättern zu lustwandeln, wo wenigstens die Sonnenhitze echt ist, und der Staub, und der freie Blick auf das häßliche gelbe Wasser, welches schöne blaue Donau heißt, — auch sie ein Surrogat, wie alles übrige in Surrogatia.



Ein englisches Pompeji.

Eine Vermöbelung.

(1887.)

Nach dieser vielversprechenden Überschrift meint der Leser wohl, es sei in England soeben eine begrabene Märchenstadt aufgedeckt worden, vielleicht gar eine untergegangene urgroßbritannische Niederlassung, bestehend aus einem englischen Pompeji, einem schottischen Herkulanum und einem irischen Stabiä, und er solle im Nachfolgenden schonende Mitteilungen über die dort ergründeten Wunder erhalten ... O, gar keine Idee! Dieser Aufsatz handelt über weit geringeres: über einen schlechten englischen Roman, der mich in so schnöder Weise mystifiziert hat, daß ich davon durch obige Titelwahl auch dem Leser einen Begriff geben mußte. Freilich braucht der Leser sich nur zu ärgern, und muß nicht überdies dreißig Shilling bar erlegen, und das macht einen großen Unterschied zwischen ihm und mir. Die Sache begab sich nämlich wie folgt: Vor einiger Zeit las ich im Londoner „Athenäum“ unter anderen neu erschienenen Büchern das folgende angekündigt: Our own Pompeji. A romance of to-morrow. 2 vols. Edinburgh and London,

Will. Blackwood and sons. Price 30 sh.“ Das heißt: „Unser eigenes Pompeji. Ein Roman von morgen. Zwei Bände. Edinburg und London, W. Blackwood und Söhne. Preis 30 Shilling.“ Weiter kein Wort . . . Die Sache klang furchtbar interessant. Ein englisches Pompeji vom morgigen Datum, nicht etwa vom gestrigen, wie das neapolitanische. Das muß gelehrt und geistreich sein, phantastisch-realistisch, dumm und gescheit, welch' beide letztere Eigenschaften zusammen dasjenige sind, was man insbesondere „interessant“ nennt. Aber der Preis von 30 Shilling! So viel verlangt ja ein italienischer Räuberhauptmann von einem abgefangenen Mylord als Lösegeld. Ich will meine inneren Kämpfe nicht ausführlich schildern, es genüge, daß ich ein entsprechendes Anlehen aufnahm und „unser eigenes Pompeji“ bestellte. Nach vierzehn Tagen war es in meinen Händen. In begreiflicher Aufregung öffnete ich das Paket; o ich hatte mich nicht getäuscht. In jene glattschimmernde kirschrote Leinwand gebunden, welche englischem Pflaster gleicht; ein Papier, dick und glatt, als sei jedes Blatt gleich einer eleganten Straße asphaltiert; ein Druck, wie man nur im freien England drucken kann, und nicht mehr als 24 Zeilen auf jeder Seite und 250 Seiten in jedem Bande. Und dazu eine Anonymität, wie auf einem Maskenball. Statt des Autornamens auf dem Titelblatt eine imposante altfranzösische Motto-Strophe von Pierre de Ronsard — und auf dem nächsten Blatt die Widmung an zwei gleichfalls anonyme Persönlichkeiten: H. M. S. und R. S., mit dem bescheidenen Beisatze: „wenn sie es annehmen

wollen". Kurz, alle Kennzeichen eines letztmodernen hochfashionablen Londoner Buches, wie es gar nicht weniger kosten kann als 30 Shilling.

Ich wünschte mir in aller Geschwindigkeit Glück zu diesem Erwerb und begann schleunigst zu lesen. Aber als ich nach den ersten zwei Seiten zufällig in den Spiegel sah, erkannte ich mich nicht, so bedenklich lang war mein Gesicht geworden. Ich war jämmerlich aufgesessen. Keine Spur von einer verschütteten, oder auch nur besonders verstaubten Stadt, nicht die geringste Ausgegrabenheit wollte sich zeigen. Es handelte sich da bloß um die Gründung eines neuen Klubs von ungewöhnlicher Einrichtung, unter dem Namen „Pompeji" . . . Als ich zu dieser beschämenden Erkenntnis gelangt war, stand ich auf und trat an mein Fenster, das sich nach Westen, also gegen England hin, öffnet, und hielt folgende Ansprache an den unbekannten Verfasser:

„Mein Herr . . . oder meine Dame; denn Sie können ja auch eine Frauensperson sein, sintemalen der Mantel der Anonymität von beiden Geschlechtern getragen wird. Mein Herr oder meine Dame also! Was soll das heißen? Wofür halten Sie mich? Für einen Einfaltspinsel oder einen Verschwender, der niemals weniger als 30 Shilling auf einmal zum Fenster hinauswirft? Sie irren sich, mein Herr oder meine Dame; ich bin keines von beiden und das letztere schon gar nicht, da 30 Shilling nach dem heutigen Kurse 18 Gulden und mehrere Kreuzer ausmachen. Aber ich will Ihnen sagen, was S i e sind, mein Herr oder

meine Dame. Sie sind ein ausgemachter, beziehungsweise eine ausgemachte . . . Ihr Glück, daß Sie auch eine Dame sein können, denn angesichts dieser nicht ausgeschlossenen Möglichkeit muß ich als wohlerzogener Kontinentaler das beleidigende Wort verschweigen. Verdient hätten Sie es reichlich, denn das ist ganz und gar keine Manier, mein Herr oder meine Dame, ein Buch so anzukündigen, daß man es für etwas ganz anderes halten muß, als was es ist. Das ist ein . . . ein . . . ein Kniff, unwürdig eines Schriftstellers. Das ist eine unsolide Geschäftspraxis, mein Herr oder meine Dame. Das ist eine Vorspiegelung behufs Herauslockung von 30 Shillingen. O, es war sehr weise von Ihnen, anonym zu bleiben; Sie entgehen dadurch einer Menge von Klagen auf Schadenersatz, wenn nicht auf weit ärgeres. Wie? Sie antworten noch? Sie sagen mir: „Recht geschieht Ihnen; warum haben Sie nicht gewartet, bis mein Buch in Tauchnitz' collection abgedruckt gewesen und für kontinentale Bettlerbörsen erschwinglich?“ Welche Stirne, mein Herr oder meine Dame! Sie glauben wohl, daß Ihr Opus in diese vornehme Sammlung Aufnahme finden werde? Sie entschuldigen schon, aber ich muß hier eine sogenannte helle Lache aufschlagen. Sie irren sich, mein Herr oder meine Dame; die Tauchnitz collection bringt schon seit vielen Jahren nur ganz mittelmäßige Sachen, Ihr Buch aber ist nichts weniger als mittelmäßig, es ist ganz schlecht, es wird also nicht abgedruckt werden!“

Etwas heftig schlug ich das gegen England gerichtete

Fenster zu, um keine anonyme Erwiderung zu hören. Mit meinem letzten Hieb hatte ich allerdings meinen Erfahrungen vorgegriffen, denn ich hatte ja das Buch noch nicht gelesen und es konnte am Ende doch gut sein, in seiner Art, wenn auch nicht als „englisches Pompeji". Um mein Gewissen zu beruhigen, las ich es nun sofort. Über dieses zweifelhafte Vergnügen hätte ich schwerlich schriftlichen Bericht erstattet, wenn das böse Buch nicht doch seine charakteristische Seite hätte. Es ist ein politischer Roman, oder vielmehr ein Leitartikel mit novellistischem Einschlag, aus dem parlamentarischen Parteileben der Gegenwart geschöpft, ein Tory-Buch gegen das letzte demokratisierte Whig-Kabinett, besonders aber gegen Home Rule. Der Verfasser ist offenbar ein Politiker, wenn nicht gar eine Politikerin, und kein Belletrist, denn vom Romanschreiben hat er keinen Begriff. Er hat sich am „Lothair" und „Endymion" seines ehemaligen Parteihauptes Beaconsfield berauscht und versucht nachzufaseln, was Disraeli ihm vorgefabelt. Daß er es nicht kann, ist keine geringe Befriedigung für jeden wirklichen Novellisten. Das fehlte nur noch, daß jeder erste beste Tory einen richtigen Roman gegen die Whigs schreiben könnte, oder umgekehrt. O nein, mein Herr oder meine Dame! Sie sind zwar stellenweise eine ganz geistreiche Person und mögen ganz recht haben, wenn Sie an einer Stelle satirisch sagen: „Das englische Volk läßt sich nicht gern von einem Manne regieren, der Ideen hat; es zieht vor, von einem Manne regiert zu werden, der Rennpferde besitzt." Aber zieht das englische Volk auch

vor, einen Roman von einem Manne zu lesen, der ein Wahlprogramm verfassen kann?

Nun denn — das erste Kapitel ist auf alle Fälle vielversprechend. Es wird ein Londoner Klub gegründet, aber nicht in London, sondern an der Riviera, bei San Remo. Statt eines Klubhauses baut man eine kleine Stadt nach dem Muster von Pompeji, in der erforderlichen Modernisierung. In allen Hauptstädten der Welt sind Komitees thätig, um die notwendigen 5000 Mitglieder aus den elegantesten Kreisen anzuwerben. Das ist „unser eigenes Pompeji", mit seinem Forum, dessen Hintergrund eine offene Operettenbühne bildet, mit seinen Cafés, Restaurants, pompejanisch-britannischen Villen und seinem idealen Seebad, mit seinen antik gekleideten nacktbeinigen Kellnern und seinem allerextrafeinsten Extrakt-Publikum. Jedes Mitglied hat freilich irgend etwas an diesem Pompeji auszusetzen, eine amerikanische Dame z. B. wünscht in ihrem Hause durchaus ein „Lift", obgleich es gar kein Obergeschoß hat, aber im Großen und Ganzen ist alles zufrieden mit der neuen Stadtgründung. Auch der Leser wäre es vielleicht, wenn nicht alsbald das zweite Kapitel käme. Dieses spielt in einem Koupee einer südfranzösischen Eisenbahn, welches voll ist mit Klubmitgliedern, die nach „unserem Pompeji" reisen. Da sind vor allem zwei junge Leute aus der Gesellschaft: Claud Brownlow, der zu den Tories übergegangene Neffe seines whigistischen Erbonkels Lord St. Kevans, mit seinem whigistischen Freunde Lord Darlington. Die anderen Personen haben für die Erzählung keine andere

Bedeutung, als daß sie höchst überflüssig sind und wahrscheinlich aus diesem Grunde viel Raum einnehmen. Politisches und ästhetisches Gespräch füllt das ganze Kapitel, welches augenscheinlich satirisch sein soll. Um die Spannung noch größer zu machen, werden auch die politischen Ansichten des nicht anwesenden Lord St. Kevans eingehend erörtert. Im dritten Kapitel werden noch etliche überflüssige Personen vorgestellt, die um so mehr sprechen, je weniger sie zu sagen haben, und da das Kapitel trotzdem noch nicht lang genug erscheint, wird auch die ganze Handlung der auf der Forumbühne aufgeführten Operette: „Die Prinzessin von Revalenta Arabica“ erzählt. Das einzige Wichtige in diesem Kapitel ist die Beobachtung, daß sich ein interessanter Rücken in der Gesellschaft befindet, und zwar der der Miß Claudia Denbigh. Im vierten Kapitel wieder ein paar unnötige Bekanntschaften, freilich auch eine notwendige: die der schönen Amerikanerin Miß Eliza van Knut. Viel Gespräch hin und her, zuletzt abendliche Bootfahrt Clauds mit Miß Denbigh und Mama, denen er ein schlechtes Sonett auf Venedig bei Regenwetter vorträgt. Im fünften Kapitel wird zwei Bogen voll geplaudert, wodurch der Leser erfährt, daß Mr. Cade, der leitende Minister, und der französische Deputierte Mr. Courier demnächst ankommen werden. Das wäre vielleicht nicht ganz ausreichend für ein Kapitel, die Lücken sind aber mit einer Menge Regenwetter ganz gut ausgefüllt. Das sechste Kapitel enthält ein langes politisches Gespräch Clauds mit seinem Oheim Lord St. Kevans, der noch immer

Koalitionsministerien für möglich hält; es schließt wieder mit einer Bootpartie. Im siebenten Kapitel treffen Mr. Cade und Mr. Courier richtig ein und haben ein langes Gespräch miteinander, worin Mr. Cade, der liberale Minister-Präsident, sich zu einer wahrhaft hochverräterischen Politik bekennt. Man denke doch, er sagt wörtlich:

„Wir müssen das „Reich“ (schon das Wort „Reich“ macht mich krank) langsam zerbröckeln, wenn es nur ohne Reibung möglich ist. Und ich versichere Sie, es geht. Irland, denke ich, dürfen wir ganz getrost in der Hand des Premierministers lassen, denn in ein oder zwei Jahren wird er es sicherlich so weit gebracht haben, daß die Engländer nur zu froh sein werden, ihm Home Rule gewähren zu dürfen. Das Ressort der Kolonien, denk' ich, kann man auch in Gottes Namen dem Kolonialminister überlassen. Nur Indien ist für mich eine Schwierigkeit, denn ich sehe nicht, wie wir es los werden können, wenn nicht Rußland so liebenswürdig ist, es zu nehmen. Mein Privatplan ist, Indien Autonomie zu geben. Sie wissen, was ich meine; es unabhängig zu machen, mit einer repräsentativen Regierung, auf dieselbe Art, wie wir soeben Irland eine repräsentative Regierung geben wollen . . . Dann werden wir eine hübsche kleine Insel für uns selbst haben, mit keinerlei fremden Verwicklungen und Hindernissen, keine Armee und eine sehr kleine Flotte, und gewiß keine sehr reiche Bevölkerung, aber hoffentlich auch keine arme. Jedermann wird seine zwei oder drei Morgen Land haben, dazu sein Schwein oder vielleicht seine Kuh. Da wird kein

unzweckdienliches Übermaß von Freiheit sein und das Volk wird das Land nicht mehr zu regieren brauchen, da ich hierfür eine eigene Maschinerie einsetzen werde. Die Minorität wird nicht mehr die Majorität anrempeln können, sondern die Majorität wird absolut autokratisch sein. Wenn das nicht Demokratie ist, dann weiß ich nicht, was es ist." — „Ein Paradies! Ein Paradies!" ruft darauf Mr. Courier, „ach, wenn ich nur auf eine solche Zukunft auch für mein liebes Frankreich hoffen dürfte!"

Als ich so weit gelesen, konnte ich nicht mehr an mich halten, sondern warf das Buch in eine Sofaecke und trat wieder an das gen England schauende Fenster. Höchst ärgerlich riß ich es auf und machte dem unbekannten Verfasser (denn für eine Dame schien mir das Buch denn doch schon gar zu politisch) folgende Vorstellungen:

„Mein Herr! Ich frage Sie nochmals: wofür halten Sie mich? Ich habe zwar kein Geld zu verlieren, aber auch keine Zeit. Ihre Handlungsweise wird immer ungentlemanliker. Zuerst versprechen Sie mir ein englisches Pompeji der nächsten Zukunft und geben mir statt dessen einen Roman aus der Gegenwart; dann, als ich mich zu dem schlechten Tausch bequeme, geben Sie mir auch diesen Roman nicht, sondern eine politische Broschüre. In der That, mein Herr, Sie sind sehr schlau gewesen, daß Sie sich Ihre 30 Shilling im vorhinein bezahlen ließen. Wohl denn, es sei, Sie haben mich überlistet, daran ist nichts mehr zu ändern. Behalten Sie meine 30 Shilling, aber sagen Sie mir aufrichtig, ob ein Gentleman so handeln

darf. Nun habe ich schon 138 Seiten Ihres Romans gelesen, das ist mehr als der vierte Teil und kostet mich 7½ Shilling in Gold. Und für diese beträchtliche Summe habe ich bloß erfahren, daß Mr. Cade an Home Rule für Indien denkt und daß Mr. Claud in Miß Claudia verliebt ist. Erlauben Sie, mein Herr, Sie lassen sich für Ihre Mitteilungen etwas hoch honorieren. Ach, Sie erwidern mir, Sie hätten da einen Hauptcoup politischer Satire gegen Gladstone und Konsorten geführt. Heute Home Rule für Irland, morgen für Indien! Eine solche Ungeheuerlichkeit habe noch keine englische Zunge ausgesprochen; damit sei die ganze Home Rule-Bewegung ad absurdum geführt ... Gut, mein Herr, ich will Ihnen das zugeben; aber dasselbe hätten Sie ja in einem Leitartikel sagen können, oder meinetwegen in einer Broschüre zum Preise von einem Shilling. Und mich haben Sie dafür 7½ Shilling bezahlen lassen. Wie? Sie entgegnen, die anderen 6½ Shilling wären Honorar für das Stück Roman, das ja mitgelaufen? ... Ach ja so; die Mitteilung, daß Mr. Claud in Miß Claudia verliebt sei, nennen Sie „Roman“ .... Sie sagen ferner, diese Kapitel wären geistreich geschrieben und enthielten eine Menge Anzüglichkeiten, spöttische Bemerkungen, auch über Litteratur, Kunst und Zeitungen, besonders aber eine Menge Anführungszeichen, Parenthesen, in liegender Schrift gedruckte französische Wörter u. dgl. m., was alles Geist sei. Auch hätten Sie eine Menge Dichter und Maler zitiert, sogar solche, die mir vermutlich ganz unbekannt, z. B. Burne-

Jones, und das sei doch gewiß auch Geist, und Sie hätten mit so viel Geist und Bildung nicht nur den vierten Teil eines Romans, sondern sogar ein Dutzend Briefe an die eleganteste Dame von London ausstatten können . . . Genug, mein Herr; ich will nicht mit Ihnen streiten. Ich glaube es Ihnen in Gottes Namen, daß es einen interessanten Dialog giebt, wenn bald A. fragt: „Was denken Sie über B?“ und bald B. fragt: „Was halten Sie von A?“ Ich glaube es Ihnen auch, daß es die höchste Abwechslung ist, wenn die meisten Kapitel mit einer Bootfahrt schließen, denn dies geschieht ja bald bei Mondschein, bald ohne solchen, und es rudert ja immer ein anderer. Ich habe auch gegen das viele Erdbeerenessen nichts, welches jede neue Situation einleitet; Erdbeeren sind schließlich eine schmackhafte Frucht. Aber so viel Billigkeitsgefühl hätten Sie denn doch haben können, jene Lady Downstreamdown, von der so oft gesprochen wird und die angeblich nach Pompeji kommen soll, noch innerhalb meiner ersten 7½ Shilling eintreffen zu lassen. Für weit weniger werden ja sogar Riesendamen von 400 Kilogramm und echte Meerfrauen mit Karpfenschwänzen gezeigt . . . Sie sagen, es sei ja höchst amüsant, den Namen Downstreamdown häufig gedruckt zu sehen, es sei eine gute Zungenübung und . . .“

Da schlug ich das Fenster zornig zu und ging spazieren. Den anderen Tag griff ich aber doch wieder zu dem Buche, das mir noch 22½ Shilling schuldig war. Ich geriet sogleich auf einen Kostümball, wo ich noch etliche Personen kennen lernte, die mit der Geschichte weiter nichts

zu thun haben. Zuletzt natürlich wiederum Bootfahrt Clauds und Claudias, Deklamation von anderthalb Seiten Shelley und . . . potztausend! das hätt' ich diesem Romancier gar nicht zugemutet; Claud sagt schließlich zu Claudia: „Ich liebe Sie, wollen Sie mein sein?" und Claudia antwortet darauf: „Sprechen Sie mit meiner Mutter." Dieses holde Frage- und Antwortspiel ist vielleicht nicht mehr ganz neu, aber nach dem indischen Home Rule erscheint es als wahres Labsal. Freilich, die Mondnacht war so berauschend, daß in diesem Rausche und bei dem unsicheren Lichtschein Claud seine Claudia möglicherweise für einen Wahlbezirk angesehen und nur deshalb um sie geworben hat. Leider will die Mutter des Wahlbezirkes . . . ich wollte sagen: des Mädchens nichts davon wissen, denn Claud liegt soeben mit seinem Erbonkel in schwerem Streit. Jene Äußerungen des Ministers Cade über Home Rule auf der ganzen Linie hat nämlich irgend jemand in die Zeitung gesetzt und Cade verklagt Claud als vermeintlichen Verräter bei seinem Onkel. Dieser ist außer sich und sieht sich schon nach einem neuen Erben um. Da erfährt Claud, daß Mr. Courier selbst die verd . . . . Plaudertasche gewesen; er ist wieder unschuldig, wieder Erbe und wieder heiratsfähig. Lord Darlington wäre allerdings der Mama lieber, da aber dieser sich in die amerikanische Miß verliebt hat, nimmt sie schließlich mit Claud vorlieb. Worauf dieser natürlich seine Claudia heiratet? denkt der Leser wohl. O, beileibe. Er findet es im Gegenteil angemessener, den Typhus zu kriegen und daran zu sterben, von Claudia und ihrer Mama gepflegt.

Entrüstet schleuderte ich das Buch an die Wand, wobei ich den Rahmen eines Bildes traf und zertrümmerte. Der Preis des unglückseligen Romans erhöhte sich dadurch nicht unwesentlich. Wütend eilte ich wieder an das englische Fenster, öffnete es und rief: „Bravo, mein Herr! Sie setzen Ihrem Werke die Krone auf, indem Sie den armen Claud sterben lassen und einen Bildrahmen zerschlagen. Das eine war so unnötig, wie das andere. Schämen Sie sich denn nicht, Ihren Romanhelden unschuldig zugrunde gehen zu lassen? Wozu dieser blöde Tod? Ich hätte es begriffen, wenn Sie Claud plötzlich zum Minister ernannt und aus Freude darüber hätten vom Schlag rühren lassen, . . . obwohl Sie ihn hiezu von vornherein hätten etwas korpulenter anlegen müssen. Aber ein gemeiner, zufälliger Typhus, . . . ein „Typhoid“, wie Sie sagen? Verzeihen Sie, mein Herr, aber das ist ein Unsinn!“

Ich wollte noch weiter schmälen, aber die Stimme des fernen Unbekannten schnitt mir das Wort ab. „Hören Sie endlich auf, mein Herr,“ sagte er, „Sie haben kein Recht, meinen Roman zu kritisieren. Ein Mensch, der sich 30 Shilling erst ausborgen muß, ist kein Gebildeter. Sie scheinen ja noch nicht einmal wahlberechtigt zu sein, mein Roman aber ist für Wähler mit Wahlrecht geschrieben. Er ist in höchstem Grade aufregend; oder hat er Sie nicht etwa bis an die Grenze der Zurechnungsfähigkeit aufgeregt? Er ist auch spannend; Sie selbst waren ja so gespannt, endlich jene Gräfin Downstreamdown kennen zu lernen, bis ich diese endlich kommen ließ und Sie mit der Erkenntnis

überraschte, daß es gar nicht der Mühe wert war, gespannt zu sein. Das nennt man nämlich überraschende Wendungen, mein Herr. Sie haben kein Wort des Lobes dafür, daß ich Lord Darlington die amerikanische Miß heiraten lasse, tadeln aber, daß ich das andere Paar nicht auch vereinige. Erlauben Sie, mein Herr, das ist die Anschauungsweise eines Heiratsvermittlers von Profession. Noch eine Heirat, das hätte nur die Wiederholung eines abgedroschenen Motivs gegeben, darum mußte Claud sterben. Aber Sie vergessen, daß ihm vorher noch eine köstliche Genugthuung geworden; er durfte auf dem Sterbebette sein Wahlprogramm diktieren, was doch eine der höchsten Wonnen des konstitutionellen Sterblichen ist, und wurde daraufhin in absentia gewählt, er starb als M. P., als Member of Parliament, mein Herr! Das größte Menschenglück hat er also erreicht, umso vollkommener erreicht, da er es nicht erlebte, wirklich im Unterhause zu sitzen und sich dort zu blamieren, was ja nicht ausgeblieben wäre. Daß Sie sich gerade an dem Typhus stoßen, ist Geschmackssache. Ihnen ist vielleicht ein Gelenksrheumatismus lieber oder eine Bauchfellentzündung; nun, ich zürne Ihnen trotz Ihrer gehässigen Angriffe nicht und wünsche Ihnen . . . keinen Typhus. Aber dessen mögen Sie versichert sein, daß mein Darlington, den ich ja auch wählen ließ, die Zerbröckelung Großbritanniens niemals zugeben wird. Er ist zwar für eine bedingte lokale Autonomie, aber hauptsächlich, weil der Gegensatz in meinem Romane es verlangt hat. Sobald dieser Roman zu Ende ist, wird Lord

Darlington sich erinnern, daß das dreieinige Königreich, welches niemals zu Ende sein wird, auf ihn zählt, wie auf einen Gentleman, und in diesem Sinne wird er stimmen. Und das ist ja schließlich bei jedem guten Roman, und wäre er noch so schlecht, die Hauptsache."



Wiener Sachen.





Aus dem Postbeutel des Zufalls.

(1875.)

Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Salomon Christian v. Heydengeld, Berlin.

Teurer Freund!

Nimm meinen wärmsten, tiefgefühlten Dank für die überaus freundschaftlichen Zeilen, mit denen Du Dich nach so langer Zeit meiner wieder erinnert hast. Mit wahrer Herzensfreude habe ich aus ihnen ersehen, daß die Schulbank, die vor Jahrzehnten unser intimes Verhältnis geknüpft, noch heute mächtiger in Dir nachwirkt, als so manche Versicherungs-, Handels-, Eskompte-, Bau-, Raten- und Renten-, oder Tod- und Teufelsbank, welche seitdem fast ein Menschenalter hindurch mit allen ihren widerstreitenden Interessen an jenem Verhältnis gerüttelt. Wüßte ich nicht aus Deinen eigenen Worten, daß ihr, Du und Dein Vermögen, ganz abseits des allgemeinen finanziellen Ruins steht, so müßte ich glauben, Du erkundigtest Dich nach meinen Verhältnissen nur, weil — wie ihr in eurem Berliner Börsenlatein jetzt wohl sagen mögt — socios habuisse

malheurum ein Trost ist, den seine Wohlfeilheit selbst dem minder Bemittelten zugänglich macht. Ich danke dem Schicksal, daß dem nicht so ist und daß von der fürchterlichen Nivellierung, als deren Opfer auch ich gefallen, doch noch einige verschont wurden, zu denen wir hinauf und die auf uns herab blicken dürfen; und ich danke ihm doppelt, daß es Dir vergönnt hat, einer von diesen zu sein.

Mir leider hat die Parze einen anderen Faden gesponnen. Meine Millionen sind dahin, meine Herrlichkeit ist in Rauch aufgegangen, ich bin hinabgestürzt in den Abgrund, wo er am tiefsten und schwärzesten klafft. Armut ist meine einzige Habe, Entbehrung mein einziger Genuß und Verzicht das einzige, was ich noch leisten kann. Ich bin tot und im allgemeinen Schacht begraben mit allen den anderen, und ich denke mir auch so ungefähr, daß Du diesen Brief zwischen Mitternacht und Eins durch einen Briefträger in weißem Laken erhalten wirst.

Ich mußte wahrhaftig hell auflachen im ersten Augenblick, als ich gestern Dein Schreiben erhielt. Du hattest es in mein Palais auf dem Kolowratring adressiert, welches schon vor zwei Monaten in fremden Besitz übergegangen ist. Ich habe kein eigenes Dach mehr, sondern wohne auf Gnade und Ungnade zur Miete in einem entlegenen Winkel der Stadt, nahe dem Bürgerspital*), wo die großen neuen Häuser gebaut werden, die alle nicht mir gehören. Eine elende zweite Etage, für die man mir jedes Quartal 2000 Gulden abnimmt, ist der Stein, den ich mir nachts

*) Also in der recht vornehmen Augustinergasse. D. Verf.

unter das Haupt schiebe, um zu schlafen. Meine Fenster gehen in demütigendster Weise nur auf die Rückseite der Oper, die mir ganz ungeniert dasjenige zukehrt, was sie dem stolzen Publikum der Ringstraße nimmermehr bieten dürfte. Kein Wunder, daß ich bei Tage nie ans Fenster trete, denn wie leicht könnte mich da einer erblicken, der mich noch von meinen Balkons am Kolowratring her kennt. Soll ich Dir die Enge und Unbequemlichkeit meiner Hütte erst ausführlich schildern? Der ich vor drei Jahren noch in drei eigenen Palais zugleich wohnte, muß mich nun in einem Käfig von zweiundzwanzig Piecen einpferchen, wo ich mir bei jedem Schritt auf die eigenen Zehen trete. Wie könnte ich da auch noch Kinder im Hause halten? Stelle Dir meinen Schmerz vor, teurer Freund, ich habe keinen Raum mehr, Vater zu sein! Aber hätte ich auch die Mittel, noch ein Stockwerk zu mieten, daß meine drei armen unschuldigen Würmchen bei mir wohnen könnten, wie sollte ich ihre Erziehung mit allen notwendigen Bonnen, Gouvernanten und Gouverneurs, Professoren und Meistern bestreiten? Ein Bettler darf seine Kinder nicht erziehen wollen, solche noble Passionen gehören für reiche Leute; ich war also gezwungen, meine beiden Töchter in einem Pariser Pensionat und meinen Sohn in einem berühmten Institut zu Hannover unterzubringen, so daß mich jedes nur 2000 Gulden jährlich kostet. Wir zwei aber sind allein geblieben, ich und meine Frau, und drücken uns, so gut es möglich, in unserem Thermopylä. Die arme, gute Person! Auch ihr ist das Elend nicht an der Wiege — oder sagen wir: am

Ehebett — gesungen worden. Denke Dir nur, daß wir nicht mehr als zwei Schlafzimmer haben; und sind doch zwei erwachsene Personen! Auch haben wir nur ein einziges Badezimmer, dessen Marmor bloß aus weißen Kacheln besteht. Alle Zimmer, ohne Ausnahme, sind viereckig; vergeblich würdest Du nach einem runden oder ovalen Salon Dich umsehen, wir sind verurteilt in lauter Räumen von quadratischem Grundriß ein trübseliges Dasein zu verseufzen. Unseren Hunger — denn wie sollten wir den nicht auch leiden müssen? — stillen wir in mürrischem Tête-à-Tête in einem Speisesaal, der durch nicht mehr als drei Fenster eher Dunkelheit, als Licht empfängt. Seine Wände sind mit Imitationen von goldgepreßten Ledertapeten beklebt; so oft ich eintrete, habe ich das Gefühl, als trüge ich auch einen Siegelring aus Talmigold am Finger und meine Frau einen Chignon aus „Vienna hair". Arme, gute Seele, wie sieht es nur in ihrem Boudoir aus! Sie mußte es in unserer bitteren Not mit demselben Stoff überziehen lassen, der schon die Wände ihres früheren Schlafzimmers bedeckte; es ist wohl ein Pariser Seidenstoff und zwar der nämliche, aus dem das Brautkleid der Kaiserin Eugenie gefertigt war, aber was heißt das auch weiter: das Brautkleid einer gestürzten Monarchin? Eben gut genug für die Wand von ruinierten Börsenköniginnen. Ich sage Dir, eine Ampel hat sie darin hängen, für die ich keine 1500 Gulden geben würde, und einen Venezianerspiegel, der für jede halbwegs anständige Dogaressa zu schlecht gewesen wäre.

Doch wozu noch mehr Details? Die wenigen An=

deutungen werden Dir einen Begriff davon geben, wie wir wohnen. Wenn ich meinen Dachsbau betrete, komme ich mir oft vor, wie ein kleiner Professor der Geburtshilfe oder ein armer Schlucker von Hofrat. Es ist selbstverständlich, daß wir unter solchen Umständen nicht daran denken können, jemanden zu empfangen. Mein Gott, er liefe ja Gefahr, auf der einzigen Treppe dem Friseur zu begegnen, der eben meine Frau verläßt. Denn, daß von den zwei Kammermädchen meiner Frau keine einzige imstande ist, sie auch nur ganz einfach zu kämmen, magst Du Dir wohl denken. Wie käme auch eine komplette Zofe in ein Haus, wo ihr höchstens der Gehalt eines Buchhalters und die Naturalwohnung eines Oberlieutenants geboten werden kann? Letzten Sonntag, als am Geburtstage meiner Frau, entschlossen wir uns trotzdem zu dem Wagnis, eine kleine Gesellschaft von vier Personen bei Tische zu sehen; da wir nur vier männliche Dienstboten haben, die beiden Kutscher mit eingerechnet, so war freilich schon das etwas zu viel, und nur die intime Bekanntschaft mit unseren Gästen milderte ein wenig das Beschämende des Geständnisses, das in einer solchen Bedienung liegt. Von einem Ball wird natürlich heuer gar keine Rede sein können, da wir dreimal so viel Thüren als Thürsteher haben, durch Dienstmänner in Livree aber uns aus Stolz und Mangel an überzähligen Livreen nicht gern aushelfen möchten.

Wenn ich soeben von zwei Kutschern sprach, so darfst Du trotzdem nicht etwa glauben, daß ich noch eigene Equipage halte. Bewahre; ich behelfe mir mit zwei Un=

nummerierten und da wir beide wenig ausgehen, so reicht das zur Not. Der eine Kutscher, ehemals Gerbergeselle, ist auch sonst im Hause nicht übel zu verwenden, der andere hingegen, der vor anderthalb Jahren noch Börsenbesucher war, wegen Mangels an Manieren, wie Du ja wohl denken magst, gar nicht. Überhaupt sind wir, was Dienerschaft anbelangt, wahre Notleidende. Selbst das Allernotwendigste in einem sparsamen Hauswesen, ein Haushofmeister, übersteigt unsern Etat. Meine arme gute Frau muß ihr unschuldiges Köpfchen den ganzen Tag mit Wirtschaftsangelegenheiten plagen und sogar mit dem Küchenpersonale verkehren, denn die goldenen Zeiten sind für uns vorbei, da wir nur mit dem Fuße zu stampfen brauchten, um den ganzen Sacher*) fix und fertig im Hause zu haben, während jetzt ein Pariser Koch uns tagtäglich mit seiner unverschämten Tyrannei zu malträtieren wagt.

Es ist unter solchen Umständen selbstverständlich, daß auch Geist und Herz nicht besser dran sind, als der elende Leib. Der geistige Jammer, in dem wir dahinvegetieren, ist vielleicht noch schwerer zu ertragen, als die materielle Beschränktheit. Vergebens würdest Du in meiner Behausung, die ich fast ein „Quartier" nennen möchte, nach der einst berühmten Galerie alter Meister suchen; mit dem modernen Schund der Pariser und Wiener Ateliers muß ich meine Wände behängen, damit ihre langweilige Kahlheit mich doch nicht ganz ohne Perücke angähne. Und selbst dieses Zeug langt keineswegs für alle Räume und so manches

*) Damals das erste Wiener Delikatessenhaus. D. Verf.

Gemach habe ich nur mit Stichen zu 50—60 Gulden das Blatt staffieren können, wobei ich mit avant la lettre statt der épreuves d'artiste von ehedem vorlieb nehmen muß. Was das Theater betrifft, für das ich einst so begeistert schwärmte, muß ich mir's jetzt fast ganz versagen. Ich finde kaum drei- bis viermal die Woche den Entschluß, zwei schlechte Parkettsitze in der zweiten Reihe kommen zu lassen, denn bis zu abonnierten Logen in der Oper und im Stadttheater schwinge ich mich schon seit einem Jahre nicht mehr empor. Die edleren Genüsse des Theaters sind uns überhaupt ganz und gar unerschwinglich geworden; ich habe das herzveredelnde Unterstützen des weiblichen Balletts aufgegeben und muß mich damit begnügen, den verborgenen Talenten vorstädtischer Soubretten zum Relief passender Atours zu verhelfen, während meine Frau ihrerseits darauf verzichtet hat, sich von jungen, strebsamen Hofschauspielern Lord Byron und Goethe alla camera vorlesen zu lassen. Der Musik im Hause haben wir uns nicht minder entfremdet; unsere drei Steinwayflügel aus Mahagoni, Ebenholz und Rosenholz, mit Gold, Silber und Emails eingelegt, sind dahingeschieden und zwei einfache Bösendorfer beobachten nun an ihrer Stelle ein diskretes Schweigen; ja der Hofgeigenmacher Bittner war schon insolent genug, mir dieser Tage hinsichtlich meiner unschätzbaren Amati gewissermaßen den Puls zu fühlen. Solche ehrabschneiderische Zumutungen dürfen mich freilich nicht wundern, sieht man mir's doch auf hundert Schritt an, daß ich in jedem Augenblick zum Verkauf von allem möglichen bereit sein muß. Meine Lon-

doner und Pariser Lieferanten haben meinen Namen längst vergessen, ich muß mich durch Frank kleiden lassen und meine Frau Gott weiß wo in der Kärntnerstraße, so daß wir uns bereits ganz gut als Löwen des Stadtparks könnten sehen lassen. Daß ich einen Sattel von einem Kutschbock und Buccaneerblut von Percheronzucht kaum mehr zu unterscheiden vermag, wird Dir nach alledem ebenso wenig auffallen, als daß mich das écarté den ganzen vorigen Winter hindurch faktisch keine 20000 Gulden gekostet hat.

Wie wir die bevorstehende Saison verschlafen werden, ist mir jetzt noch ein reines Logogriph, und was wir gar den nächsten Sommer anfangen sollen, dürfte als Rösselsprungaufgabe im „Bazar" stehen, dessen Hauptaktionär Du bist. Schon den heurigen Sommer waren wir gezwungen, uns vor der Welt in einem Cottage am Strande von Southsea zu verstecken, wo man nur Engländer und keine Wiener sieht; im Schaufester von Ostende oder gar von Baden hätte ich's vor moralischem Katzenjammer nicht ausgehalten. Kann es Dich wundernehmen, daß wir nach einem so faulen Sommer jetzt auch noch den Kummer haben, einem freudigen Ereignis entgegensehen zu müssen? Wie wir uns in dieser Verlegenheit helfen werden, weiß ich bei Gott nicht!

Ich hoffe, teuerster Freund, daß das düstere Bild, welches ich soeben vor Deinen Augen entrollt habe, Dich nicht begierig macht, noch mehr Kunstwerke gleichen Stiles kennen zu lernen. Ich werfe den Pinsel weg und überlasse es Dir, über uns die Achseln zu zucken und „Ja,

ja" zu sagen. Bedaure uns, aber bemitleide uns nicht, denn wir haben wohl unsere Verdienste verloren, aber auch unsere Verluste verdient, und diese Erkenntnis wird vielleicht dazu beitragen, uns vor dem Alleräußersten zu retten. Das Äußerste freilich haben wir schon erreicht.

Lebe wohl und denke zuweilen in alter Freundschaft an Deinen auch im Unglück Dir stets wohlgewogenen Freund

Wien, den 13. November 1875.

x. y.



Haupttreffergeschichten.

(1890.)

Wenn es keinen Haupttreffer gäbe, würden sich vermutlich alle wahren Menschenfreunde anstrengen, ihn zu erfinden. Denn der Haupttreffer ist ein guter Trost für Unbemittelte und Wenigbemittelte. Für breite Schichten der menschlichen Gesellschaft ist er die rosenfarbene Möglichkeit, unter vielleicht unmöglich scheinenden Verhältnissen; er ist das Unvorhergesehene, auf das jeder Mensch ein gleiches Recht hat; er ist der Traum mancher schlaflosen Nacht. In Millionen von Menschenwohnungen ist irgendwo, ganz versteckt, ein Hinterpförtchen angebracht, für das Glück, wenn es etwa doch einmal die Anwandlung haben sollte, just da einzutreten; und diese Millionen Glückspförtchen öffnet alle der nämliche Schlüssel, den also ein sorglicher Hausvater sich beizeiten verschaffen muß, wenn nicht anders, dann wenigstens als „Gewinnsthoffnung", genannt Promesse. Ein und der andere überlegene Lebensphilosoph, gestützt auf seine Wahrscheinlichkeits-, d h. Unwahrscheinlichkeitsrechnung,

lacht selbstverständlich über die Menge, die sich von dieser windigen Fee Morgana äffen läßt; aber auch er hat jenes Schlüsselchen in der Tasche. Die Welt ändert sich eben und mit ihr ändern sich auch ihre Luftschlösser. Unter Napoleon hatte jeder gemeine Soldat den Marschallsstab im Tornister; heute hat jeder arme Teufel den Haupttreffer in der Tasche, er muß ihn nur erst machen. In der antiken Tragödie, wenn der Dichter sich nicht mehr zu helfen wußte, ließ er frischweg den Deus ex machina erscheinen; im Zeitalter Kotzebues wurde daraus der Onkel aus Amerika, im Wiener Volksstücke der Kaiser Josef, der plötzlich seinen Stern enthüllt oder die rettende Brieftasche, immer mit zwanzigtausend Gulden, in die notleidenden Hände niederlegt. Heutzutage thut solche Dienste der Haupttreffer, auf der Bühne, wie im Leben, und eine der willkommensten Verkleidungen, in denen der „liebe Gott“ erscheinen kann, ist die des Waisenknaben, der die Glücksnummer zieht.

So rechnet ein großer Teil der Menschen, wenn auch meist uneingestanden, mit dem Haupttreffer. Sie sprechen nicht davon, aber bei gewissen sozusagen transszendentalen Dingen vertrösten sie sich im stillen auf jenes Unausgesprochene. Dann wird das und jenes geschehen, dann wird dies und das aufhören, dann wird man da und da hinreisen, dann wird die und die heiraten, dann wird sogar der und der gesund werden. Ist es unsittlich, auf ein solches Wenn-Glück zu hoffen, es im Hazardspiel gewinnen zu wollen, statt es redlich zu erwerben? Ach, dann ist ja auch eine Morphiumeinspritzung unsittlich, die den nach den

Gesetzen der Krankheit gebührenden Schmerz plötzlich stillt, und unsittlich ist auch die Flasche Wein, die für einen Augenblick das Blut aufmischt und die Kristallinse des Auges rosenrot färbt. Was ist der Haupttreffer für jene Leute mehr, als ein wohlthätiges Narkotikon, das hie und da über einen lästigen Augenblick hinweghilft?

Ein reicher Mann, der diese Zeilen liest, wird über dieses Lob des Haupttreffers, einer an sich so geringfügigen Sache, spöttisch lächeln. Der verstorbene Wiener Bankier G. Epstein, einst Besitzer und später bekanntlich Nichtbesitzer von Palästen, Villen und Millionen, übrigens, wie man weiß, ein hochanständiger Mann, machte eines Tages einen Haupttreffer. Sein Buchhalter, außer sich über den Glücksfall, eilte spornstreichs in den kaufmännischen Klub, um seinen Chef mit der Botschaft angenehm zu überraschen. Dieser saß eben bei einer Partie Tarok, als der Buchhalter herbeigestürzt kam und atemlos keuchte: „Herr Epstein, Sie haben den Haupttreffer gemacht.“ Der glückliche Gewinner aber wandte sich mit dem halben Gesichte zu ihm, sichtlich unangenehm berührt, und sagte mit überlegener Kälte: „Und deshalb stören Sie mich beim Tarok?“

Und trotzdem hat der Haupttreffer auch für reiche Leute seinen Reiz. Schließlich ist die Summe doch gerade groß genug, daß einer sie lieber gewinnt, als nicht gewinnt. Und dann giebt der Zufall sein pikantes Pfefferkörnchen dazu. Das Zufällige hat seinen eigenen Magnetismus; das Gefühl, ein Glückspilz zu sein, ist etwas ähnliches, wie das Bewußtsein, hochgeboren zu sein. Interessant ist es in

dieser Hinsicht, hinter die Kulissen des Promessenspieles zu schauen. Man glaubt gar nicht, was für Persönlichkeiten die wütendsten Promessenkäufer sind. Der Präsident einer der höchsten staatlichen Körperschaften, ein reicher Mann und hoher Aristokrat, muß für jede Ziehung seine zehn bis zwanzig Promessen haben. U. s. f. Charakteristisch ist der folgende Fall, weil er zeigt, wie wenig selbst ein Geldmensch für einen Haupttreffer abgestumpft zu sein braucht. Ein Bankier an einem der ersten deutschen Handelsplätze hat das Spiel einer Serie von Losen verkauft. Diese Serie wird gezogen. Ein Gefühl des Ärgers beschleicht ihn, denn auch der Haupttreffer ist in diese Serie gefallen. Unwillkürlich — so wie Einer, der auf der Straße fällt, regelmäßig gleich nach dem Aufstehen sich umkehrt und die Stelle, wo er gefallen ist, genau betrachtet — unwillkürlich also nimmt der Mann sein Kopierbuch zur Hand und liest die Kopie seiner Nummernaufgabe durch. Er traut seinen Augen nicht. Alle Nummern der Serie sind da, nur die einzige nicht, auf welche der Haupttreffer gefallen ist. Er atmet tief auf, trinkt ein Glas Wasser zur Beruhigung und ruft den Kommis herein, durch dessen Hand die Sache gegangen. „Sie haben sich da geirrt,“ sagt er, „bei einer Sache, bei der es sich um Hunderttausende handelt; ein solcher Irrtum ist geradezu unverantwortlich.“ Und patsch, hat der junge Mann eine Ohrfeige im Gesicht. „Da aber,“ fährt er fort, „der Irrtum zufällig zu meinem Vorteil ausgeschlagen ist, nehmen Sie hier diese tausend Thaler, als Schmerzensgeld.“ Die Geschichte ist

buchstäblich wahr; sie wird in mancher Wechselstube bekannt sein.

Sonderbar ist es, wie in diesem Falle der Haupttreffer von seinem durch das Schicksal vorherbestimmten Herrn durchaus nicht weggehen will, obgleich dieser ihm die Thür weist, ihn sogar verkauft, wenigstens verkauft zu haben glaubt. So findet ein Hund, den sein Herr weithin verschenkt hat, doch wieder zu ihm zurück. Solche Fälle sind in der Haupttrefferwelt nicht einmal selten. Da ist in Wien ein Doktor H., der viele Lose hat und das Spiel regelmäßig verkauft. Einmal stößt ihm das Unglück zu, daß er fünfundzwanzig Lose nicht mehr anbringt; er ist wütend und schwört, das solle ihm gewiß nicht mehr passieren. Und eins dieser liegen gebliebenen Lose macht den Haupttreffer; es war ein Kommunallos. Ähnlich erging es einer Trafikantin in Budapest; eine Kommunalpromesse war ihr übrig geblieben und sie war recht mißmutig, daß sie nun dritthalb Gulden verlieren sollte, da sie die Promesse nicht mehr rechtzeitig an den „Merkur" nach Wien zurückschicken konnte. Sie machte also aus der Not eine Untugend, behielt die Promesse für eigene Rechnung und machte mit ihr den Haupttreffer. Und damit der Angelegenheit auch eine zarte Pointe nicht fehle: sie war verlobt gewesen mit einem Buchhalter und sollte also in Anbetracht der Verhältnisse, was man so nennt, eine gute Partie machen; nun hatte sich die Sachlage plötzlich umgekehrt und „er" war es, der die gute Partie machte. In diesem Falle hatte der Haupttreffer das Mädchen förmlich gezwungen, ihn zu

nehmen. Die Kommunalhaupttreffer haben sich übrigens von jeher durch ein eigentümlich sprunghaftes Naturell ausgezeichnet. Sie erlauben sich kleine Spässe und sind in den betreffenden Kreisen dafür bekannt. Man weiß noch, wie die ersten Haupttreffer dieser Lose von der Stadt Wien selbst gemacht wurden, so daß die Nachfrage des Publikums nach Kommunallosen eine zeitlang thatsächlich geringer wurde. Dann kam aber Baron Hirsch und brach das Eis, indem er die Stadt Wien als gewohnheitsmäßiger Gewinner ablöste. Mit Recht berühmt sind auch die Launen der Promessen überhaupt. Die Promesse ist gewissermaßen ein weibliches Wesen und hat als solche ihre eigenen Koketterien und Verliebtheiten. Sie ist imstande, sich jemandem geradehin an den Hals zu werfen und ihn nicht mehr loszulassen. So ist es, in einem allbekannten Falle, vor einigen Jahren dem Dr. P. in Döbling gegangen. Er geht durch die Wollzeile und sieht im Schaufenster der Wechselstube eine 64er-Promesse. Sie ist hart an der Scheibe befestigt und er ist sogleich überrascht, wie ausdrucksvoll sie ihn durch das Glas anschaut. Sie wirft ihm wahrhaftig Blicke zu, wie eine Verliebte; wenn sie reden könnte, würde sie ihn gewiß anrufen. Er aber hat noch nie eine Promesse gekauft und geht unbekümmert vorüber. Dann wendet er sich plötzlich um, er weiß nicht warum, aber er muß. Die Promesse starrt ihm nach, mit einem Blick der herben Enttäuschung, jetzt aber, da er sich nach ihr umsieht, errötet sie vor Freude. Auf einmal kommt es über ihn, daß er eintreten muß und diese Promesse verlangen, ja keine andere,

denn alle anderen interessieren ihn nicht. Man muß sie ihm aus dem Schaufenster hereinholen und sie faltet sich förmlich von selbst zusammen, um in seiner Brieftasche gut unterzukommen. Er hat dann mit dieser Promesse den Haupttreffer gemacht. Seitdem heißt er der „Haupttreffer-P.“, wie noch so mancher andere Glückliche in Wien, z. B. der Haupttreffer-Walter, ein Bruder des berühmten Tenoristen, Mosenthals treuer Freund, den der Haupttreffer in die Lage versetzte, nach dem Tode des Dichters dessen bekannte Villa in Pötzleinsdorf zu kaufen.

Unter anderem . . . muß es auch ein ganz eigenes Gefühl sein, den Haupttreffer gemacht zu haben. Wie benimmt sich ein Mensch in diesem Zustande? Aber wie benimmt er sich in Wirklichkeit, nicht in der ausmalenden Phantasie des Feuilletonisten? Der Physiologe macht, um das Verhalten des Organismus unter gewissen Umständen kennen zu lernen, Experimente; in unserem Falle ist das leider nicht zulässig, ich habe mich jedoch an eine verläßliche Quelle gewendet und die Beamten des „Merkur“ waren so freundlich, mir ihre Erfahrungen über diesen Punkt mitzuteilen. Da sind sie, ohne jede Ausschmückung, als einfache Wahrnehmungen nach der Natur:

Ein kleiner Fabrikant aus Gumpendorf macht den Haupttreffer der Windischgrätzlose. Man ersucht ihn brieflich, in der Wechselstube zu erscheinen, da man ihm eine Mitteilung zu machen habe. Er erscheint, äußerst niedergeschlagen, der Hut zittert in seiner Hand. „Also Sie wissen's auch schon,“ sagt er, „grad war ich bei meinem

Advokaten.“ — „Wozu denn?“ fragt der Beamte, „dazu brauchen Sie keinen Advokaten.“ — „Gewiß; ich habe ihn ersucht, für mich den Konkurs anzumelden.“ — „Ah so, Sie wollen die Zahlungen einstellen?“ — „Ja.“ — „Nun, das dürfte jetzt nicht mehr nötig sein, es wird Ihnen alsbald eine größere Summe eingehen, Sie haben den Windischgrätz-Haupttreffer gemacht.“ Der Mann konnte fünf Minuten lang kein Wort hervorbringen, man mußte ihn laben, damit er die Sprache wieder finde.

Fast ähnlich verhielt sich der Direktor einer Versicherungsgesellschaft, der mit der Promesse eines Bodenkreditloses den Haupttreffer gemacht hat. Er trat in die Wechselstube ein, reichte die Promesse einem Beamten und sagte stotternd: „Ich bitte um das Los.“ Der Beamte sah in der Liste nach und entgegnete: „Es ist mit dem Haupttreffer gezogen worden.“ — „Ich bitte um das Los,“ wiederholte der Gewinner in demselben Tone, wie vorher. — „Wollen Sie es nicht vielleicht eskomptieren lassen?“ fuhr der Beamte fort. — „Ich bitte um das Los,“ wiederholte jener zum drittenmal, in demselben Tone. Er war vorderhand nicht imstande, ein anderes Wort zu sprechen, oder eine andere Tonart anzuschlagen.

Eine Frau tritt mit ihrem Vater an das Pult. Beide sind auffallend befangen und legen ein 64er-Los vor, das den Haupttreffer gemacht hat. Sie wünschen es eskomptieren zu lassen, sofort. Man fragt sie, ob sie nicht vielleicht um das Geld gleich Papiere kaufen möchten. Nein, nein, keine Papiere, heute nicht, erst morgen. Warum

denn erst morgen? fragt man, bis morgen könnten die Papiere wieder gestiegen sein. Aber sie bleiben dabei und gestehen endlich ganz verschämt, sie möchten das viele Geld gern wenigstens einen Tag zu Hause haben, sie möchten es sich genau ansehen; wer weiß, wann sie wieder in die Lage kämen, so viel eigenes Geld in der Hand zu haben. Morgen aber würden sie es wiederbringen und für den Betrag Papiere kaufen. Man that ihnen lächelnd ihren Willen und sie gingen mit dem Gelde fort. Daß sie wieder kommen wollten, hielt man für eine harmlose Ausflucht. Aber richtig waren sie tags darauf wieder da und kauften Papiere.

Ein anderes Bild. Ein strammer Feldwebel tritt ein, postiert sich in militärischer Haltung vor dem Zahltisch und reicht einem Beamten, ohne ein Wort zu sagen, ein Serbenlos. Dieser reicht das Los weiter, zur Revision, und fragt einstweilen: „Es ist ein gezogenes Los; wollen Sie vielleicht etwas anderes dafür nehmen?“ — „Ja,“ sagt der Feldwebel trocken. — „Wünschen Sie vielleicht ein anderes Serbenlos?“ — „Nein,“ sagt der Feldwebel ebenso trocken, „geben Sie mir 10 000 Gulden Goldrente, dann 5000 Gulden . . .“ — „Aber ich bitte,“ unterbricht ihn der Beamte erstaunt. — „Es ist ja der Haupttreffer,“ sagt der Feldwebel so ruhig, als handle es sich um ein Tramwaybillet.

Und noch ein anderes Bild. Ein einfacher Bahnwächter hat den Kredithaupttreffer gemacht. Er ist über Nacht Jemand geworden und trägt dieses Bewußtsein offen zur Schau. Er besinnt sich eine Weile, ehe er den Hut abnimmt, und spricht in etwas gebieterischem Tone.

Er läßt sich das Los eskomptieren. Als er das Geld hat und sich ohne Dank entfernen will, fragt ihn einer der Beamten, ob er nicht in Anbetracht seines unverhofften Gewinnes etwas für die Armen thun möchte; das sei so Sitte bei großen Treffern, auch pflege man meist etwas für das Dienstpersonal zu opfern. Der Mann sieht ihn groß an und brummt einiges, greift aber schließlich doch in die Tasche und legt . . . zehn Gulden auf den Tisch. Man wagt darauf die Bemerkung, daß zehn Gulden bei einer so großen Summe doch etwas bescheiden aussähen und . . . Aber er unterbricht das Gerede mit den barschen Worten: „Was? Zehn Gulden is auch a Geld!“ und steckt den Zehner wieder ein und geht . . . Der Mann gab damals seinen Bahnwächterposten auf, brachte das Geld in wenigen Jahren durch und hat jetzt keinen Knopf mehr.

Der Mann, der in jener Wechselstube den letzten Haupttreffer machte, war eine rechte Illustration zu dem bekannten Schauspiel: „Die Furcht vor der Freude.“ Er wollte das Los durchaus nicht früher hergeben, bis nicht die offizielle Liste da wäre, denn einstweilen hatte man bloß das Ziehungstelegramm. „Ich habe Zeit,“ war seine Antwort auf alle Einreden. Er wollte sich durchaus nicht zu früh freuen und war selbst auf den schlimmsten Druckfehler gefaßt. Richtig wartete er ruhig, bis die Bestätigungsnachricht eingetroffen war, dann gab er mit fester Hand das Los hin. Aber als man ihm das bare Geld einhändigte, brach ihm plötzlich der Schweiß aus allen Poren und rann in dicken Tropfen über sein Gesicht herab; mit zitternden

Händen raffte er die Banknoten zusammen, steckte sie ungezählt in die Hosentaschen und taumelte hinaus.

Man sieht, es ist kein Spaß, einen Haupttreffer zu machen. Man braucht dazu gar Verschiedenes, sogar Nerven.



85, 58, 13.

Eine Lottogeschichte.

(1877).

„Na, heut muß es endlich einmal einschlagen," sagt die Meisterin, die ehrsame Hälfte des Meisters, unter dessen Fittigen der „kraupete Poldl" in die Geheimnisse der höheren Schuhbildnerei eingeführt wird. Die wackere Dame ist offenbar sehr aufgeregt, denn die Runzeln auf ihrem gelben Gesichte zucken bisweilen plötzlich durcheinander und ein mattes, rotgelbes Licht flackert bald in ihrem rechten, bald in ihrem linken Auge auf, wie wenn jemand abends die Kerze bald in das eine, bald in das andere Fenster seines Zimmers stellt, um nach vorhergegangener Verabredung dem hübschen Gegenüber ein telegraphisches Zeichen zu geben. Nicht einmal der Kaffee hat ihr diesen Morgen geschmeckt, was sie indes glücklicherweise erst auf dem Grunde des Topfes bemerkte, und die ewige Masche der ewigen weißen Haube ist dreimal mißglückt, ehe sie unter dem Kinn festhielt.

Und dennoch, heut muß es glücken! Das liegt so in der Luft; auch war der Kaffeesatz besonders gleichkörnig und die rechte Hand hat sie schon bei nüchternem Magen

gejuckt, desgleichen hat sie wohl darauf geachtet, mit dem rechten Fuß aus dem Bette zu steigen. Das alles ist übrigens noch gar nichts. Jener Bauer vorgestern nachts war zu handgreiflich gewesen. Im tiefsten Schlafe hatte sie gelegen, da war er ihr plötzlich im Traume erschienen, ein lebensgroßer, starker, gesunder Bauer . . . was hat der in der Stadt zu suchen? . . . und hatte sie angesehen mit zwei Augen, in denen sie wie gedruckt lesen konnte, was er meinte, und dann hatte er ihr überdies noch freundlich zugegrinst und war verschwunden, gerade zwischen Weihkessel und Thürpfosten, wo der Teufel gewiß nie des Zimmermanns Loch sucht.

Der Sinn dieses herrlichen Traumbildes konnte nicht zweifelhaft sein. Jeder Gebildete, auch wenn er nicht das Glück gehabt hat, einen Schuster zu heiraten, weiß, daß ein wirklicher Bauer zwar nichts, ein geträumter Bauer aber 85 gilt. Nach den übereinstimmenden Berechnungen namhafter Mathematiker, die von einander unabhängig arbeiteten, hat die Umkehrung dieser Zahl schon längst 58 ergeben. Ebenso unwiderleglich hat die moderne Wissenschaft dargethan, daß 5 + 8 gleich 13 ist.

85, 58, 13, wenn diese drei Nummern nicht herauskamen, dann stand die Welt nicht mehr lange, oder es mußte doch wenigstens der Bauernstand ausgerottet und das Einmaleins konfisziert werden, damit es nicht länger die Herzen der Jugend unter arithmetischen Vorwänden der niedrigsten Art vergifte.

Die Nacht, in der jener Bauer vor sich ging, war

die zum ersten August. Unter einem so herrlichen Datum, wie wäre da jeder andere flugs gelaufen und hätte den letzten Strohsack auf jenen geträumten Bauer gesetzt. Aber die Meisterin war pfiffiger. Am ersten August ist der Teufel vom Himmel herabgeworfen worden, das muß man wissen, und an einem solchen Tag bringt selbst der bestgeträumte Bauer seine 85 nicht aus dem Rad heraus. So ist's auch an anderen gefährlichen Tagen, die man freilich kennen muß. Warum schickt man am ersten April den Narren, wohin man will? Weil am ersten April Judas Ischarioth — Gott straf' ihn — ist geboren worden. Und warum erfrieren am ersten Dezember die armen Leute, die nicht Dach und Fach haben? Weil am ersten Dezember Sodom und Gomorrha zerstört worden ist. Drum hüte sich jeder fromme Christenmensch an solchen schwarzen klebrichten Pechtagen in die Lotterie zu setzen; wenn ja schon seine Nummern herauskommen sollten, wird er mit Verdruß merken, daß die Zahlen von seinem Riskonto über Nacht verschwunden sind, wie eitle Kreideschrift.

Am ersten August also bereitete sich die Meisterin für den nächsten Tag würdig vor. Sie versäumte die Messe nicht, kochte mittags Markknödel, denn die bedeuten Gutes (47 ist ihre Nummer) und schickte abends den erstaunten Meister ins Wirtshaus mit dem geradezu verblüffenden Auftrag, einen Affen nach Hause zu bringen (7, 79, 81). Der Meister gehorchte, wie immer, und brachte einen kolossalen anthropomorphen Affen (so heißen das die gelehrten Herren) nach Hause, einen wahren Gorilla, der sich am

Morgen darauf in einen nicht viel kleineren Kater verwandelte, zum Beweis, daß Darwins Tierverwandlungslehre doch nicht ohne ist.

Den folgenden Tag aber, als der vom Himmel herabgeworfene Teufel längst in der Hölle eingetroffen sein mußte, wo er bekanntlich aus den sündigen Seelen Schwefelhölzchen im Großen fabriziert, da schlug die Meisterin ein Kreuz und ging fort, „auf Prag zu setzen". Unterwegs häuften sich die guten Vorbedeutungen in der erfreulichsten Weise. Als sie am Laden des Fleischers vorbeikam, wurde eben Fleisch ausgehauen, was, wie man weiß, eine Erbschaft bedeutet (49, 60, 76), und in der That, wer in der Lotterie einen Treffer macht, der hat ja gleichsam sich selbst unverhofft beerbt. Weiterhin passierte sie den Bäckerladen und der bedeutet doch auf der ganzen Welt eine „gute Zukunft", Lottozahl 22. Das schönste Zeichen erblickte sie aber in der Kollektur, als sie den hoffnungsreichen Keim ihres Glückes, ein blankes Einserlein aus der Börse zog. Das Einserlein brannte offenbar vor Begierde sich nach dem festgestellten Lotteriegewinnstsatz zu verviertausendachthundertfachen, denn das verschmitzte papierne Kerlchen sprengte zugleich ein kupfernes Kreuzerlein aus der Börse heraus, daß es unter Kling und Klang im Staube umherhüpfte und zuletzt, wie ein Hund, der sich niederlegen will, dreimal im Kreise um seine eigene Axe herumlief und dann — Kopf oder Schrift? der Adler war obenauf — ruhig liegen blieb. Und was geschah nun? Ohne irgend welche besondere Absicht setzte alsogleich der Nebenmann seinen

Fuß auf die verheißungsschwangere Münze, daß der Meisterin für einen Augenblick das Blut im Herzen stockte vor Freude, denn auf einen Adler treten bedeutet „dem Armen Glück, dem Reichen Unglück“ (51), sie aber war doch gewiß nicht reich.

„Na, heut muß es endlich einmal einschlagen,“ sagte sie auf dem Heimweg wohl zwanzigmal vor sich hin; hatte sie doch den Bauer in der Börse eingeschlossen — seine drei Nummern nämlich — und die Börse fest in der Hand, und die Hand tief in der Tasche eingesenkt, und die Tasche war noch besonders hinter der Schürze in Verborgenheit angebracht, und die Schürze war diesmal fester als je um ihre Hüfte gebunden. Seitdem es Bauern und Nummern giebt, ist nie ein Bauer sicherer verwahrt gewesen, als jener brave 85er.

Nun mußte nur noch für einen ausgiebigen „Druck“ gesorgt werden. Was bei Zufallsspielen jeder Art der „Druck“ bedeutet, das wird ein Hochdeutscher leider niemals begreifen. Der „Druck“, das ist das intensive, mit allen Seelenkräften angespannte und zu einem ad hoc formulierten, stillen Wunsche verdichtete Wohlwollen eines Zuschauers zu Gunsten eines Spielers. (Das heißt nun einmal ordentlich definieren; Bravo!) Der „Druck“ ist also eigentlich nur ein moralisches Machtmittel, das aber, von eigens dazu organisierten Menschen gehandhabt, nach einstimmiger Versicherung aller Hazardspieler, auf den Zufall, dieses gesetzloseste Kind der allmächtigen Naturlaune, eine sozusagen zwingende Gewalt ausübt. So wie der Blick oder Wille

manches Menschen eine geheimnisvolle Macht hat, andere sich zu unterwerfen, also strömt auch im Nervensystem eines Menschen, den die Natur zum „Drucken“ geschaffen hat, ein sympathetisches Fluidum, das sich zwar nicht qualifizieren läßt, das aber den Zufall oft auf wundersame Weise zu beeinflussen vermag.

Der „kraupete Poldl“, dessen Stellung im Atelier des Meisters dem Leser kein Geheimnis mehr ist, war von der Meisterin zum „Druck“ beordert und „druckte“ nun bis zur Ziehung aus allen Kräften seiner ungewaschenen Jugend. So oft der Meister nicht hinsah, ließ er die Arbeit ruhen und hielt beide Daumen fest in die Fäuste hineingepreßt. Die Daumen sind nämlich die Pole für das physiologisch nicht nachweisbare sympathetische Nervenfluidum im Menschen. Stehen sie frei, so strahlen sie die Kraft zum „Drucken“ ungenützt in den gleichgültigen Weltraum aus, in die Faust gepreßt jedoch strahlen sie sie der Handfläche zu, welche sie dem Zentrum der sympathetischen Kräfte wieder zuführt und so mit der Zeit eine hochgradige Spannung der im Organismus angehäuften „Druck“-Kraft erzeugt. (Bei den vielen Rätseln, welche diese dunkle Seite des Nervenlebens noch bietet, mußte hier eine wissenschaftlichere Form der Darstellung Platz greifen, wenn der Leser genau sehen sollte, um was es sich dabei handelt.)

Um den Druck noch energischer zu machen, hatte sich der „kraupete Poldl“ bis zur Ziehung einem eigenen diätetischen Verhalten zu unterwerfen. Namentlich mußte er jede Stunde eine Cervelatwurst einnehmen, welches Mittel,

vermutlich kraft seines Cerebringehaltes, auf die geheimen Centren des „Druckes“ einen spezifisch günstigen Einfluß haben soll. Fünf Minuten, nachdem er dieses Specificum verschluckt hatte, mußte er jedesmal drei Zehntel Liter Bier nachgießen, vermutlich damit das Cerebrin der Wurst durch das Lupulin des Bieres löslicher gemacht und vollständiger resorbiert werde. Man muß gestehen, daß der „kraupete Poldl“ sich dieser beschwerlichen Diät mit großer Selbstaufopferung unterzog und daß seine Ergebenheit für die Meisterin ihm diese Mühen sogar zu einem großen Vergnügen machte, dem er nur eine bedeutend längere Dauer gewünscht hätte . . .

Und nun, ja, nun ist auch der Morgen des Ziehungstages glücklich angebrochen. Wäre die Welt gerade diese Nacht untergegangen, so würde die Meisterin jetzt gewiß merklich verstimmt vor dem Angesichte des höchsten Richters erscheinen. Sie ist ohnehin aufgeregt genug. Sie hat die ganze Nacht „kein Auge zum andern gebracht,“ hat aber dennoch die Nacht über auf dem Rücken still gelegen, denn so kann man selbst im Traume seinen eigenen Rücken wohl schwerlich sehen, welches „trübseligen Kummer“ vorbedeuten würde (52).

Der „kraupete Poldl“ hält noch immer die Pole seines Fluidums mit den Händen umklammert, um keinen „Druck“ einzubüßen. Nun wird ihm noch ein vollgültiges Frühstück eingegeben, um seine sympathetischen Batterien recht zu laden. Dann muß er ein paar Stiefel („guter Erfolg in allen Unternehmungen“ 32, 37, 57) zum Heim=

besorgen über die Achsel hängen und, die Daumen immer einwärts, mit der Meisterin nach der Kollektur wandern. Bei der ersten Trafik hält der zweckmäßige Junge inne. Er müßte sich doch eine Virginia zwischen die Zähne rammen, meint er, und sein Wunsch wird sofort befriedigt, denn Rauchensehen (41) bedeutet schon im Traume „zu Ansehen gelangen," wie erst bei vollen Sinnen.

Nun ist endlich jede erdenkliche Sicherheit gewonnen. Eine merkwürdige Ruhe hat die Meisterin überfallen, denn sie weiß, sie hat das Ihrige gethan. Hat sie auch noch das Riskonto? Ja, da ist es und die Nummern haben sich nicht verflüchtigt . . . 85, 58, 13 . . . schließ die Fäuste besser, Poldl, und „druck'" zu; wenn's heut' wirklich einschlägt, kriegst du morgen ein neues Gewand.

Sieh da, vom Hutmacher kommt just ein Herr heraus, der hat einen neuen Hut auf dem Kopfe („Glück und Vorteile," 9, 11, 14). Ohne Kopfweh sollen Sie ihn tragen, gnädiger Herr!

Trara, trara! Wahrhaftig, da kommt die Feuerwehr gesprengt, es muß also wo ein Haus brennen („unerwartetes Glück," 11.) Gut geht's, „kraupeter Poldl", alles deutet auf Sieg. Der Bauer (85) verdiente König zu sein; und so ein ordentlicher Mensch erscheint im Traum ohne einen Orden am Rock . . .

Groß Gedränge vor der Kollektur. Es ist Marktstunde und die Alleinherrscherinnen der Küche, die Einkaufskörbe am drallen Arm, studieren die jüngstgehobenen Nummern, tauschen ihre Gedanken aus über das trügerische

Wesen der Hoffnung, über den absoluten Unwert aller Kombination und die problematische Natur des Lottoprofessors O. in Berlin, um zuletzt nach eingehendem Studium der ausgeklebten Zifferngruppen das gelbe Papierzipfelchen von einer derselben abzureißen und damit in den Hoffnungstempel einzutreten, wo der Betrag, um den heute Butter, Fett, Salat, Sellerie und Spargel schon wieder teurer geworden . . . sein sollen (es herrscht an Ziehungstagen erfahrungsgemäß immer eine heidenmäßige Teuerung auf dem Naschmarkt), in ein neues Riskonto umgesetzt wird.

Die Meisterin hat alte Augen; Wien, . . . Brünn, . . . Linz, . . . wo ist denn Prag? O weh, mit Kreide aufgeschrieben, das sieht sie schon gar nicht. Schau nur, Poldl, was da oben steht; lies die Nummern herunter.

48! . . . Was? 48? Das ist ja nicht möglich! Der Bauer ist ja 85! . . . Kannst nicht mehr lesen, „Kraupeter“? Na wart' nur, bis wir zu Hause sind!

Aber 48 bleibt 48, und dann folgt 75 . . . Was? eine 7 steht dort? Eine 8 muß es sein! Jesus Maria, wie wird mir! . . . Poldl, halt' die Meisterin; na, fallen kann sie ohnehin nicht, das Gedränge ist zu groß.

48, 75, 31 (Jesus Maria, 31!) 51, (geh zu, 51 gar!) und 43 dazu.

Nicht möglich! Das ist ja gar nicht Prag, das ist Temesvar oder Hermannstadt, . . . das sind ja gar keine böhmischen Nummern . . . 48 und solches Zeug! Hermannstadt wird's sein!

Nutzt nichts, Meisterin, der Bauer hat gelogen, obzwar er beim Weihkessel verschwunden ist.

Die Meisterin ist vernichtet. Der „kraupete Poldl" hat beide Daumen fahren lassen (jetzt nutzt ja so wie so kein „Druck" mehr) und raucht mit stoischem Gleichmut seine Virginia weiter. Wenn er's nur nicht auszubaden haben wird, weil er schlecht „gedruckt" hat!

Die vernichtete Meisterin ist bereits der Mittelpunkt der Teilnahme aller umstehenden Schwestern im Lotto geworden. Sie muß alles erzählen, haarklein; vom Bauer und wie er sich benommen hat, und von allen anderen Vorzeichen, wie sie glücklich gefallen waren: vom neuen Hut und vom brennenden Haus und vom getretenen Adler, und auch von ihren weisen Vorsichtsmaßregeln: den Markknödeln und dem Affen, den der Meister heimgebracht. Sollte man glauben, daß das alles trügen könne? Nein, es muß da in der Gesellschaft wer Unrechtes sein, eine Amme vielleicht . . . die bringt immer Schaden (72) . . .

Die Frau Amtsdienerin aber, die auch dasteht, setzt ihren unbesonnenen Verdächtigungen ein Ende. Die Frau Amtsdienerin ist eine der größten Lotteriekapazitäten der Gegenwart. Schon ihr düsteres, hageres Gesicht verrät, daß sie Jahrzehnte ihres Lebens der ernsten Gedankenarbeit gewidmet hat, dem Erforschen jener ewigen Rätsel, welche die neunzig Zahlen bergen. Die einschlägige Litteratur, nämlich das Traumbüchel, hat natürlich die Frau Amtsdienerin vollständig im Kopfe, so daß sie in allen Lotterieangelegenheiten sofort aus dem Stegreif Bescheid weiß.

Auch jetzt steckt sie der Meisterin, sowie der ganzen Versammlung, ein neues und glänzendes Licht auf.

„Ja, sehen Sie,“ sagt sie zur Meisterin, „der Bauer war halt ein ganz ehrlicher Kerl — ich wollt', ich träumte jede Nacht von einem solchen — aber Sie haben ihn halt nicht verstanden. Sie sind noch, mit Vergebung, ein bißchen unerfahren. Freilich ist der Bauer 85, und das giebt dann noch 58 und 13, aber so auf der Hand liegen halt die Nummern nicht. Sehen Sie da hin. Auf Prag haben Sie gesetzt . . . na, und in Prog ist richtig der ganze Bauer, so wie Sie ihn gesehen haben, herausgekommen. Denn sehen Sie, 48 ist die erste Nummer. 48, das ist eine Wiege . . . na, und der Bauer hat Ihnen halt die Wiege zeigen wollen von Ihrem Glück . . . Dann kommt 75, das heißt Lesen; der Bauer hat halt lesen können, na ja, jeder ordentliche Bauer kann ja lesen. Die dritte Nummer ist nachher 31, das bedeutet Nägel; weil nämlich der Bauer genagelte Stiefel angehabt hat, . . . freilich hätten Sie da erst hinschauen müssen. 51 ist auch nicht umsonst gezogen worden, denn das ist eine Haube; der Bauer hat nämlich eine Haube aufgehabt, ob eine Pudelhaube oder eine andere, das müssen Sie wissen. Und zum Schluß dann die 43, die bedeuten Dukaten; denn die hat Ihnen der Bauer gebracht, nur daß Sie nicht gewußt haben, wie Sie die Hand aufhalten sollen.“

Diese Erklärung findet natürlich allgemeinen Beifall. Nur die Meisterin schüttelt den Kopf. Da muß noch irgend ein ganz besonderer Umstand sein, irgend ein Unglückszeichen, das sie nicht beachtet und das ihr darum alles verdorben hat . . . Halt, sie hat's! Über Steine gehen (50,

63, 84), das bedeutet „Leiden und Drangsal.“ Und als sie zur Kollektur wanderte, da ist sie über Steine gegangen, . . . diese ganze verwünschte Stadt ist ja mit Steinen gepflastert und, mein Gott, fliegen kann der Zehnte nicht. Aber ein Skandal bleibt es doch, daß man erst die Lotterien einrichtet, damit die Leute ihr Geld hineintragen, und nachher die ganze Stadt pflastert, damit die Leute über Steine gehen müssen und es ihnen den Gewinnst verdirbt. Ist's da ein Wunder, wenn die Weiber zuletzt auf Besen reiten, um nur ein Ambo zu treffen?



Ein Ereignis auf der deutschen Bühne.

(1875.)

Übermorgen soll im Burgtheater ein Trauerspiel zur ersten Aufführung gelangen, welches, wenn uns nicht alles täuscht, berufen ist, einen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Dramas zu bezeichnen. Das Stück führt den hausbackenen Titel: „Der Müller und sein Kind“ *) und ist der erste dramatische Versuch eines noch ganz jungen und unbekannten Mannes, der sich Ernst Raupach nennt. Ein günstiger Zufall hat uns in die Lage versetzt, das Stück im Manuskript zu lesen und wir können es uns, selbst auf die Gefahr hin, einer unerhörten Diskretion geziehen zu werden, nicht versagen, dem Lesepublikum im voraus einige Andeutungen darüber zu geben.

Die Geschichte, um die es sich darin handelt, ist eine ebenso einfache als herzzerreißende. Der Müller Reinhold,

*) Dieses allbekannte Rührstück wird in Wien seit undenklichen Zeiten am Abend jedes Allerseelentages in jedem Theater gespielt. D. Verf.

der nicht nur einen für seine Vermögensverhältnisse bedeutenden Reichtum, sondern auch die Schwindsucht und eine Tochter Namens Marie hat, will es nicht zugeben, daß diese einzige Tochter, auf die in der Folge sein Vermögen und seine Schwindsucht übergehen sollen, ihren geliebten Konrad, einen simplen Mühlknappen, heirate, der nicht nur gar kein Vermögen, sondern nicht einmal die Auszehrung hat. Als christlich erzogene Leute indes ergeben sie sich alle drei darein und überlassen es Gott, wer Recht behalten solle. In der That setzt sich die Schwindsucht alsbald in einen munteren Galopp und selbst einer der ersten Kuckucke der Gegend kann, um seine Ansicht befragt, nur ein einzigesmal schreien, ja ein Totenvogel von bedeutender Fachkenntnis hält zwei Nachsitzungen auf dem Dache des Müllers, um zu sehen, ob vielleicht noch etwas zu seinen Ungunsten gethan werden könnte. Der Müller indes hat sich noch lange nicht aufgegeben und ist klug genug, während andere Leute gewöhnlich den Arzt rufen lassen, damit er sie ins Grab bringe, ganz im Gegenteil den Totengräber zu rufen, daß er ihn kuriere. Der schaufelkundige Mann rät ihm als vorurteilsloser Naturforscher, der all den sinnlosen Aberglauben moderner Medizin verwirft, in der Christnacht auf den Friedhof zu gehen und von einem frischen Grabe eine Handvoll Erde zu nehmen, die, äußerlich appliziert, sein leichtes Unwohlsein sofort heben werde. Diesem Rate seines Ordinarius folgt der Patient, doch unglücklicherweise träumt in seiner Apotheke, das heißt auf dem Friedhofe, zu derselbigen Stunde der etwas angesäuselte Konrad, daß

er die bleichen Schatten Reinholds und Mariens nebst anderen Toten in der Friedhofskirche sehe, und so lebhaft ist Konrads Traum, daß Reinhold darüber zu Tode erschrickt und bald darauf stirbt. Konrad, der ihn auf so raffinierte Weise ermordet hat, bereut nun sein Verbrechen, und da ihn sein Gewissen an einer Stelle juckt, wo er sich nur mit großer Mühe kratzen kann, geht er ins Weite und kehrt erst zurück, als seine Marie gerade nur noch über Lunge genug verfügt, um ihm zu verzeihen, daß ihr armer Vater das Opfer eines augenscheinlich in der Familie erblichen Brustleidens geworden. Recht behalten hat also von den Dreien der Vierte, nämlich der Kuckuck, der ja alles vorausgesagt.

Mit unverhohlenem Befremden wird man schon aus dieser kurzen Skizze ersehen, welche ungewöhnliche Wege der junge Dichter geht. Er hat es gewagt, ein Trauerspiel zu schreiben, in dem keine einzige Ehe gebrochen wird, und damit aller modernen Bühnenmoral den Krieg aufs Messer zu erklären. Er hat es gewagt, ein Tendenzstück im edelsten Sinne zu schreiben, zu Gunsten eines Rechtes, das noch nie vom Theater herab der Welt verkündet worden; des Rechtes, das mit dem Kuckuck geboren, und dem der Dichter zum Triumph verhilft, wenn er den Reinhold verzweiflungsvoll ausrufen läßt: „Er hat mich gesehen und der Guckguck behält recht!“ Dennoch aber ist das Trauerspiel keineswegs ausschließlich ein Kampf um das Recht eines rechtlos gewordenen Singvogels, also lediglich die That eines Tierschutzvereinlers, sondern zugleich ein Kampf

um das kostbarste Gut der Menschheit, um die Gesundheit. Der Dichter hat hier seine Zeit so recht an der Gurgel gepackt und deckt das gefährlichste Übel auf, an dem das Jahrhundert krankt, die Tuberkulose. Viel lieber läßt er seine Komödie als Tragödie schließen, als daß er eine Heirat Konrads zuließe mit einem schwindsüchtigen Mädchen, dessen Vater schon an Schwindsucht gestorben und das also gewiß auch nur die Mutter einer schwindsüchtigen Generation geworden wäre. Ein gewaltiger Mahnruf ist dieses Stück an alle Sanitätsbehörden der Menschheit, und die Zeit muß kommen, wo man darauf hören wird. Denn eine ungeheure Überzeugungskraft wohnt dem jungen Dichter inne; seine Gestalten stehen alle da, fest und bestimmt, wie aus Teig geknetet; seine Charaktere sind mit Zügen gezeichnet, sicher und korrekt, wie durch eine metallene Schablone. Eine Sprache läßt er seine Menschen sprechen, so kurz und farbig, wie sie kein Shakespeare je gefunden; mit einem Husten drücken sie ihre Gedanken aus, ein Keuchen ist ihre Beredsamkeit, ein Röcheln ihre Logik. Eine tiefe Weisheit tritt bisweilen in den seltenen Hustenpausen zu Tage. „Bete nur recht andächtig, so wird der Schlaf schon kommen,“ sagt die Schulzin, die vermutlich schon sehr oft über dem Gebetbuch eingeschlafen ist. „Der kurze Atem ist halt unbequem,“ sagt der Müller und spricht damit in sechs Worten eine Wahrheit aus, die Wahrheit gewesen, seitdem die Welt besteht. „Es ist einerlei, wo ich bleibe,“ sagt Konrad einmal, und in welch glänzendem Kontrast steht der großartige Stoizismus dieses Ausspruchs mit der

kleinlichen egoistisch-interessierten Gegenmeinung eines Goethe: „Sehe jeder, wo er bleibe." Freilich kann nur ein solcher Philosoph dann ausrufen: „Hin ist hin!" — wozu der Dichter ergänzend einklammert: „Er trinkt." So charakteristisch ist die Ausdrucksweise Raupachs, daß er zuweilen mit einigen Worten die erschütterndste Wirkung macht, so z. B. wenn er Konrad sagen läßt: „Ich wollte, ich könnte laufen, soweit der Himmel reicht," und das in einer solchen Gesellschaft von Atemlosen, die keine zwei Minuten gehen könnten, ohne zwei Stunden zu rasten. Man darf wohl behaupten, daß die pathologischen Vorgänge in einer Menschenbrust noch nie schärfer beleuchtet worden sind als hier. Niemand wird dieser klinischen Dichtung gegenüber sich der Thränen erwehren können, selbst nicht ein Spezialist für Brustkrankheiten, denn sie wendet sich direkt an die Seele des Zuschauers, nur daß sie nicht, wie vor Zeiten wohl geschehen, die Zirbeldrüse, sondern die Thränendrüse für den Sitz der Seele hält. Ja, weinen wird man, aber je größer der Verbrauch an Taschentüchern durch die tragische Wirkung des Stückes wird, desto klarer wird es auch sein, daß der Dichter aus der modernen Zivilisation heraus geschaffen hat, denn nicht nur der Verbrauch an Seife, auch der an Taschentüchern ist ein Gradmesser der Kultur.

Es wäre verwegen, wollten wir schon jetzt den Erfolg der hochbedeutenden Novität voraus verkünden. Unsere innerste Überzeugung sagt uns aber, daß diesem Stück ein ewiges Leben beschieden ist. Es wird die Runde machen über alle deutschen Bühnen und eine Zeit wird kommen,

wo an gewissen Tagen, wenn den Erdball die Sehnsucht nach Thränen überschleicht, der Müller und sein Kind husten werden, so weit dieser Erdball deutsch ist. Man lache uns immerhin aus und finde diese Prophezeiung unvorsichtig oder possierlich einem Stücke gegenüber, das noch gar nicht aufgeführt worden; wir bleiben dabei und hoffen recht zu behalten, wie der Kuckuck Reinholds.



Die Nachfolger „Neros".

Ein Blick in die Zukunft unserer Bühne.

(1875.)

Seitdem unsere Trauerspieldichter die Entdeckung gemacht, daß die meisten römischen Kaiser nur ein fünfaktiges Dasein gefristet und dabei meist in bühnengerechtester Weise regiert haben, bürgert sich die kaiserlich römische Daseins- und Regierungsform auf der deutschen Bühne immer mehr ein. Man kommt nachgerade zur Überzeugung, daß die römische Kaisergeschichte eigentlich nichts als ein fertiges Jahresrepertoire und Hofrat Suetonius der geeignetste Direktor einer großen ernsten Schaubühne ist. Die schönen und reinen Erfolge, welche auf Grund dieser Idee bei uns neuestens errungen wurden, sind ohne Zweifel geeignet, uns die theatralische Zukunft vorderhand im rosigsten Licht erscheinen zu lassen, und unser vorahnendes Vergnügen wird nur durch einen Gedanken einigermaßen getrübt: der Suetonius ist kurz, die deutsche Bühne ist lang. Ach, nicht allzulange wird sie dauern können, die neueste spätrömische Blüte

unseres Theaters! Selbst die längste Toga währt nicht ewig, und wo sollte der Theaterschneider sonst die purpurnen Säume anbringen? Aber so weit sie reicht, so weit wollen wir uns wenigstens strecken und uns einstweilen freuen, daß der unmittelbare Nachfolger des Augustus nicht Viktor Emanuel geworden ist, sondern inzwischen noch so mancher Lobe und Sonnenthal auf dem römischen Throne glorreich gewirtschaftet hat.

Auf das Trauerspiel „Caligula“, dessen Plan Julius Grosse*) voraussichtlich demnächst fassen wird, darf jeder einsichtige Nordfreund wohl mit Recht gespannt sein. Das kindliche, unschuldsvolle Gemüt dieses Kaisers, das infolge der leidigen psychologischen Entwicklung nicht umhin kann, sich durch immer ärgere Ausschweifungen zu bethätigen, bis es endlich seinen Inhaber selbst ins Verderben stürzt, ist ein lockender Vorwurf für den dramatischen Seelenphotographen. Ein erster Akt ist da zu schreiben, wie er wahrlich nicht auf dem Grunde jedes Tintenfasses sich findet. Der Held ist im Grunde eine zarte, sensitive Natur; läßt er doch gleich in der ersten Scene ein Amphitheater voll Publikum dafür zusammenhauen, daß es grausam genug war, sich an den blutigen Fechterspielen zu ergötzen. Sein Familiengefühl ist ein so reges, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, es könnte ihn einer seiner Verwandten überleben und dann ohne seinen Schutz allen Wechselfällen des römischen Sündenlebens ausgesetzt bleiben, weshalb er denn

*) Sein „Tiberius“ war damals das neueste; er war auf Wilbrandts „Nero“ gefolgt. D. Verf.

alle mit thunlichster Beschleunigung aus dieser jammervollen Welt hinwegschafft. Dabei nagt unausgesetzt ein stummer Gram an seiner Seele und stürzt ihn in tiefe Melancholie; er kann nämlich nur seine Mutter, nicht aber auch seine Großmutter umbringen lassen, da diese bereits durch die Fürsorge seines Vorgängers den Weg aller Großmütter gegangen ist. Überhaupt liegt ihm nichts ferner als Grausamkeit; das viele Köpfen, das seine hauptsächlichste Berufsarbeit ausmacht, ist ihm in der Seele zuwider, so daß er in einem Augenblicke wütendster Menschenliebe den Wunsch äußert, daß doch das ganze römische Volk nur einen Kopf haben möchte, damit er ihn mit einem einzigen Streich abhauen könne. Den Künsten des Friedens ist er ein großmütiger Schützer; um den Bildhauern Beschäftigung zu geben, überschwemmt er Rom mit seinen Porträtbüsten; um Herrn Burghart für den Schluß des ersten Aktes Stoff zu einer schönen Dekoration zu schaffen, baut er die anderthalb Stunden lange Brücke über den Golf von Bajä, ist aber dabei wirtschaftlich genug, sie nur vergolden, nicht aber mit Perlen besetzen zu lassen. Denn die verschwenderische Pracht Roms läßt sein schlichtes Herz leer, ein brennender Durst nach Einfachheit peinigt seine Seele den ganzen zweiten Akt hindurch und vergeblich sucht er ihn durch fünfundzwanzig auserlesene klassische Zitate zu stillen; da kehrt er dem prunkvollen Kaiserpalast den Rücken und läßt sich auf dem Palatin einen bescheidenen dorischen Tempel bauen, in dem er als einfacher Gott sein Leben zu beschließen gedenkt. Rom läßt er einstweilen in guter Hut zurück.

Unter allen Menschen, die er bis dahin kennen gelernt, ist sein Leibhengst „Incitatus“ der anständigste, klügste und vertrauenswürdigste; er ernennt ihn daher zum Senatspräsidenten und macht ihn zu seinem Statthalter. Dies wird sein Unglück. Im dritten Akt weigern sich sämtliche Schauspieler, die Rolle des Pferdes zu übernehmen. Die Charakterdarsteller behaupten, der „Incitatus“ sei eine Liebhaberrolle, wogegen die Liebhaber ihn für eine ausgesprochene Charakterrolle erklären. So scheitert alle Weisheit des Imperators an der Thorheit der Welt. Nun entschließt er sich, andere Saiten aufzuziehen. Sein Charakter entfaltet sich zu ungeahnter Größe. Er erklärt jedes Vermögen für konfisziert und jeden Menschen für tot. Er verhängt den allgemeinen Gut- und Blutkrach. Infolge dieser verfrühten Maßregel empört sich die gesamte Geschäfts- und Lebewelt gegen ihn. Vergebens führt er im fünften Akt einen siegreichen Krieg gegen die Muscheln der Nordsee, die er als „Tribut des Ozeans“ sammeln und im Triumph nach Rom schleppen läßt — er wird zwar dadurch zum Vater der Konchyliologie, aber die Prätorianer, welche für diese Wissenschaft keinen Sinn haben, beeilen sich, da es inzwischen ohnehin schon elf Uhr geworden, ihn umzubringen. Am Fuße des Souffleurkastens stürzt er zusammen, ein laut schweigendes Beispiel, wohin der Mensch durch übertriebene Gutherzigkeit gelangen kann.

Ein nicht minder geeigneter Tragödienkaiser ist auch Domitianus, der sich dem Späherauge des „Tiberius“-Dichters gewiß nicht lange wird entziehen können. Sein

Charakter ist heroischer angelegt, als der des Caligula, und namentlich hat er auch eine großartige Leidenschaft, die sein ganzes Leben beherrscht, nämlich das Fliegenfangen. Es ist die Tragödie der Fliegenklatsche, die wir an ihm sich vollziehen sehen. Durch einen scheinbar unbedeutenden Anlaß, eine Fliege im Kaffee, wird der Dämon in ihm entfesselt. Ein tiefer Ekel vor der Welt faßt ihn an, dem ganzen Fliegengeschlecht erklärt er den Krieg und läßt unter großartigem Zeremoniell in der Schlußscene des ersten Aktes seine Fliegenklatsche weihen für den heiligen Kampf. Ursprünglich ist es also ein edler, hochmenschlicher Gemeinzweck, der ihn leitet; den uralten Kampf der Menschheit gegen das Fliegenprinzip vermißt er sich ausfechten zu wollen, einen Quälgeist der Welt möchte er ausrotten und damit eine befreiende, rettende That vollbringen. Aber die Hand, welche die heilige Fliegenklatsche führt, ist die eines gebrechlichen Menschen; die reine Absicht knickt bald um, der Held wird seiner Mission untreu und vom dritten Akt ab klatscht er, von der Schrankenlosigkeit seiner Macht verführt, statt der Fliegen nur noch Menschen. An bühnenwirksamen Momenten kann es da selbstverständlich nicht fehlen, wie auch die Regie reichlich Gelegenheit haben wird, ihr Geschick zu bewähren; wir erinnern nur an die Vertreibung aller Philosophen aus Rom, die in langem Zuge, jeder seine Eule unter dem Arm, unter den Klängen eines Julius Sulzerschen*) Marsches, über die Bühne ziehen,

*) Der spaßhafte S. war damals Orchesterdirektor des Burgtheaters. D. Verf.

oder an das Hereinragen der wildwalachischen Welt des Dazierkönigs Dezebal in die spätrömische Überfeinerungsfäulnis (vielleicht könnte ein Akt gar in Sarmizegethusa, oder noch besser in Bukarest spielen), kurz: der Zuschauer würde tief aufatmen vor Befriedigung, wenn jene gekrönte Fliegenklatsche endlich durch einen vernünftigen Freigelassenen ermordet wird, und hierauf in stark geläutertem Zustande das Theater für lange Zeit verlassen.

Während Julius Grosse dergestalt auf mehr philosophisch-tragischen Pfaden wandelt, schreitet Adolf Wilbrandt rüstig weiter durch den endlosen Irrgarten sinnlichen Rausches. Wie wir hören, ist Caracalla der Stoff seiner nächsten Tragödie.*) Mit Vergnügen wird hier der geschmackvolle Theaterfreund wahrnehmen, daß der Dichter es bereits aufgegeben hat, wie bisher mit krassen Mitteln auf den äußeren Effekt hinzuarbeiten. Darum hat er dieses Stück nicht, wie sonst, auf fünf Akte, sondern auf fünf Bacchanale (eine der sittsamsten Formen künstlerischen Ausdrucks) angelegt. Den Anfang bildet, da der Dichter diesmal nicht allzu grell sein will, ein Bacchanal des Mordes, und zwar läßt er das Fest statt im Muttermorde hier im gemütlicheren Brudermorde gipfeln, indem Caracalla seinen Bruder Geta nebst dessen Anhängern, 20 000 an der Zahl, hinter der Scene niedermetzeln läßt, während auf der Bühne unter fröhlichem Reigengesang der Professor Papinianus, weil er diesen ersten Akt vom Standpunkte des römischen Rechtes

*) Sein „Nero“ gab den Anstoß zu diesem Aufsatz.
D. Verf.

nicht verteidigen will, sein Corpus juris verschlucken muß, — eine Strafe, so unblutig, als hätte sie Benedix diktiert. Hierauf folgt ein ganz solides Bacchanal der Verschwendung. Der Saal wird mit Paketen geheizt, deren jedes tausend Stück Tausendernoten enthält, eine glänzende Gesellschaft zecht aufgelöste Perlen, die Patti singt dazu für ein ultra-russisches Honorar und die gesamte Komparserie ist fort-während beschäftigt, gemünztes Gold und Nordbahnaktien zu den Fenstern hinauszuwerfen, während unten, d. h. hinter der Bühne, das römische Volk sich um die Schätze tot-schlägt und zugleich aus einem Nebensaale die Debatten einer in voller Thätigkeit begriffenen Steuererfindungs-kommission herübertönen. Wie wenig indes das alles auf eine knallende Bühnenwirkung spekuliert, ersieht man am besten daraus, daß den Schluß dieses Bacchanals das Wort „hm“, eines der anspruchslosesten der deutschen Sprache, bildet, dem Beifall des Aktschlusses also förmlich aus dem Wege gegangen wird. Es folgt hierauf ein Bacchanal der Eitelkeit, worin der Held Alexander den Großen und alle seine Triumphe aufführt, während hinter der Scene, als pyro-technische Begleitung, die Stadt Alexandrien in Flammen aufgeht. Das vierte Bacchanal findet in den berühmten Thermen des Caracalla zu Rom statt und ist komplizierteren Lustbarkeiten gewidmet, als daß sie hier in Kürze zerglie-dert werden könnten. Zuletzt endlich kommt ein Bacchanal der Kritik, wobei sämtliche Kritiker des römischen Reiches in einem eigens zu diesem Behufe gearbeiteten Löffel er-tränkt werden, während hinter der Scene Caracalla den

Parnaß durch seine Prätorianer erstürmen, den Kommandanten Shakespeare nebst der sattsam bekannten Besatzung über die Klinge springen läßt und — damit der Ausgang tragisch sei — sich selber auf dem höchsten Gipfel festsetzt.

Hoffentlich ist aber auch mit dem „Caracalla“ noch nicht die Schneekuppe dieser reinen Höhen erreicht. Fernher schimmert noch die unverbrauchte Glanzgestalt des Sonnensohnes Heliogabal und mit ihm die ganze erstickende Genußpracht des Astartedienstes. Das müßte eine Tragödie werden, nicht in fünf Aufzügen, sondern in sieben Todsünden. Und Fräulein Wolter als Astarte . . . wen schwindelt da?



Herrn Meyers Hochgebirgsfahrt.

(1878.)

Es ist unser gemeinsamer Freund, Herr Meyer, der spricht.

Wir Wiener sind eigentlich von Natur aus ein Gebirgsvolk. Wir haben den Laurenzerberg in unserer Mitte und den Zelinkahügel und den Ganserlberg, die wir sämtlich ersteigen dürfen. Jeder von uns hat sein Leben auf schroffem Urgranit durchwandert, wie bequem oder unbequem ihm auch die Würfel (dieses Urgranits nämlich) gefallen sein mögen. Unser Stadtpark schließt einen Alpensee ein, der je nach der Richtung, aus der man eben kommt, mit vollem Recht Obersee, Untersee, Vordersee und Hintersee genannt werden kann, wie sie alle in unseren Alpen vorkommen sollen. Ich schweige von dem ewigen Schnee, dessen Erhabenheit im Winter sogar die rauhen Seelen der zu seiner Fortschaffung berufenen Transportgesellschaft mit Grauen erfüllt; ich schweige von der wildromantischen Naturpracht, die sich in den engen Schluchten des Rotgäßchens

aufthut, und von der schwindelerregenden Schroffheit der „Hauswand“, der „Ziegelwand“ und unserer zahllosen anderen „Wände“, oder von dem häufigen Vorkommen des „Dachsteins“ in Wien, der in den österreichischen Alpen sich nur einmal findet.

Nichtsdestoweniger darf das Vaterland es von jedem Bewohner seiner Hauptstadt fordern, daß er seine angestammten Alpen wenigstens einmal im Leben besuche, denn erstens können sie eigentlich nichts dafür, daß sie keine ausländischen sind, und zweitens ist es sozusagen Mode, sie gesehen zu haben.

Darum setzte ich mich am ersten August mutig in ein Coupé der K. E. B. (lies Westbahn) und fuhr geradenwegs hinein in den wilden Westen, wo sich jene Alpen befinden sollen. Ich nahm Abschied von meinem lieben Wien auf zehn Tage, denn da ich ein Feind jeder Oberflächlichkeit bin und unser Hochgebirge nach allen Richtungen aufs Gründlichste durchforschen wollte, gedachte ich volle zehn Tage an diese Arbeit zu wenden. Ein windiger Berliner freilich würde das Ganze in acht Tagen abgemacht haben und nicht klüger zurückgekehrt sein, als er ausgefahren.

Je weiter ich über Wien hinaus vordrang, desto westlicher wurde die Gegend. Die Bahn ist mit Stationen besetzt, welche verschiedene Namen zu haben scheinen. Ab und zu taucht Kemmelbach auf, wo man berühmte Würstchen und Bier bekommt. Überall sieht man die Zunge der Kultur geschäftig lecken und an manchen Stellen erblickt man Eingeborene, die sich Steuerzahler nennen.

Schon in Lambach zweigt die Bahn nach Gmunden ab, wodurch man ärgerlicher Weise aus dem Schlummer geweckt wird. Gmunden liegt am Traunsee; daher beider Name. Es ist eine recht zivilisierte Stadt, denn es wird darin links gefahren und links ausgewichen, auch sind die Anlagen, von denen man leider nur wenig gewahr wird, bereits dem Schutze des Publikums, das diesem Beispiele der Anlagen folgt, empfohlen. Im „goldenen Schiff“ wird vorzüglich gespeist, was man indes auch in Wien haben kann. Für den See wird leider nur wenig gethan; während im Belvederegarten selbst die kleinsten Bassins marmorne Blasengel in der Mitte haben, die an den Wasserstrahlen, welche aus ihrem Munde springen, zu kauen scheinen, ist hier der Seespiegel ganz glatt. Gegenüber von Gmunden liegt der Traunstein, über 5000 Fuß hoch, was für eine Provinzstadt immerhin anständig ist. Ich beeilte mich, ihn links liegen zu lassen und mit dem Dampfboot den See hinabzufahren. Unterwegs soll ein anderer Berg das Profil einer Griechin zeigen; an diesem Tage wollte er es aber durchaus nicht thun, er schien mir vielmehr einem Kommodkasten zu gleichen, was ich ihm nicht verüble, denn ich zeige ja auch nicht jeden Tag ein gleiches Gesicht. In Traunkirchen legten wir auf fünf Minuten an. Die Lage dieses Ortes erinnert an die Restauration auf dem Constantinhügel im Prater, der sich auch ähnlich in seinem Traunsee spiegelt. Von weitem sah ich daselbst die Villa Eßbouquet,*)

*) Sollte Herr Meyer wohl gar die Villa Patschulitschef meinen? D. Verf.

einem russischen General oder Admiral gehörend; im Kriegsfalle wird sie sich gewiß als gepanzertes Fort demaskieren.

In Ebensee stieg ich ans Land, was man übrigens auch am Donaukanal in Wien thun kann. Ebensee hat eine so günstige Lage, daß ich es wohlwollend liegen ließ und mit einem Einspänner rechts hineinfuhr nach den Langbath-Seen. Unterwegs beim Krehwirt aß ich Forellen, die mir von diesen Seen einen so lebhaften Begriff beibrachten, daß ich mir füglich ersparen durfte, bis an die Seen selbst vorzudringen. Sehr befriedigt kehrte ich daher um und fuhr längs der Traun hinauf nach Ischl. Die Traun ist ein grüner Fluß, der fortwährend aus einem See in den andern fließt, so daß man eigentlich Quelle und Mündung gar nicht unterscheiden kann; sie rauscht übrigens ganz wie der Wasserfall im Stadtpark, nur daß leider für ihre rationelle Befroschung gar nichts gethan ist.

In Ischl eilte ich ins Hotel Bauer, das ich viel wohlfeiler fand, als seinen Ruf. Ich bezahlte nur zehn Gulden für einen Tag, allerdings speiste ich auswärts und reiste noch vor Abend weiter. Sogar die Kerzen waren, da ich nur einen Nachmittag daselbst verweilte, mit sechzig Kreuzern das Stück nicht zu teuer berechnet. Auf der Esplanade trank ich einen „Kapuziner mit Haut“ und Haar; es scheint also, daß die Tonsur bei den Mönchen dieser Gegend nicht gebräuchlich ist. Ischl ist ein herrlicher Landaufenthalt, denn man kann da ganz wie in der Stadt leben. Man kriegt fast jeden Tag die gestrigen Zeitungen und Kaisersemmeln. Man kann auf der Esplanade die mo-

dernsten Schleppen besteigen, was gar nicht anstrengend ist. So schön wie die Ferdinandsbrücke sind aber die Ischlerbrücken doch nicht, und auch nicht der fern auf dem Dachstein sichtbare Karlskettensteg.*) Ich ging auch hinauf zum Sophiendoppelblick, von wo man rechts und links in zwei verschiedene Thäler hinabsieht; in entsprechender Weise Schielende können beide Thäler auf einmal überblicken, welches Leiden nach Versicherung der Augenärzte jetzt durch eine einfache Operation behoben werden kann. Ischls schönstes Gebäude ist der Kursalon, der einem Bahnhofe frappant ähnlich sieht.

Da ich ohnedies noch nach Ischl zurückzukehren gedachte, hielt ich mich hier nicht länger auf, sondern fuhr gegen Abend mit einem Zweispänner nach Sankt Wolfgang am gleichnamigen See, wo ich übernachtete. Das Wasser desselben ist hiezu sehr geeignet. Ich fand übrigens zu meinem Erstaunen, daß der See dem Traunsee aufs Haar gleicht, nur Größe, Form und Umrahmung sind etwas verschieden. Von hier wird gewöhnlich der Schafberg bestiegen, auf dem sich ein gutes Gasthaus befindet. Da aber das Gasthaus an seinem Fuße noch besser und billiger ist, zog ich es vor, die beschwerliche Ersteigung zu unterlassen. Einen Herrn, der eben hinaufstieg, bat ich indes, oben meinen Namen ins Fremdenbuch einzuschreiben und auch in meinem Namen, den ich ihm zu diesen beiden Zwecken angab, die Aussicht zu bewundern. Nachdem ich allhier gefrühstückt, wozu die Morgenstunden im Gebirg am

---

*) Soll wohl heißen Karls-Eisfeld? D. Verf.

passendsten zu verwenden sind, fuhr ich an den Mondsee hinüber und von da an den Attersee. Unterwegs sah ich auch noch den Krottensee. Ich überzeugte mich abermals, daß alle diese Seen sich ihrer Natur nach nicht von einander unterscheiden. Eine große Grube, mit Wasser angefüllt, voilà tout. Auch über die Natur der sogenannten Landschaften kam ich mit mir ins Reine. Je weniger eine Gegend in natura wert ist, desto teurer ist sie in gemaltem Zustande. Eine Seefläche z. B. und Gletscher herum, was nie einen Groschen eintragen könnte, ist gemalt 10 000 Gulden wert, während ein nacktes Stoppelfeld, auf dem übers Jahr 80 000 Gulden wachsen werden, gemalt um 200 Gulden zu haben ist. Wie sollen aber auch Maler etwas von Ökonomie verstehen? Vom Attersee, dessen schönstes Detail die Küche in Kammer ist — hier kann sich der See an landschaftlicher Schönheit mit dem „Lamm" in Wien messen — fuhr ich nach Ischl zurück.

Da ich Ischl bereits besucht hatte, fuhr ich augenblicklich weiter nach Hallstatt. Die Gegend ist sehr eintönig, denn man fährt schon wieder der Traun entlang. Wie man im Burgtheater bei einer Shakespeareschen Schlacht dieselben Soldaten zehnmal wiederkehren sieht, so in diesem Kronlande die Traun. Dieses uralten Regiekniffes herzlich müde, traf ich in Hallstatt ein und legte mich sofort schlafen. Den anderen Morgen besah ich mir die weltberühmten „Trottel"; sie entsprechen in der That vollkommen dem vorteilhaften Ruf, der ihnen vorausgeht. Einen sah ich mit einem Hunde heftig disputieren über ein Thema, in

dem ich alsbald einen Rindsknochen erkannte; der Hund wußte aber in den strittigen Gegenstand schärfer einzudringen und trug zuletzt den Sieg davon. Leider soll die Zahl der Trottel von Jahr zu Jahr zunehmen, da die Ausübung ihres Gewerbes noch immer an keine behördliche Konzession gebunden ist, sondern jedermann ohne Ausnahme frei steht.

Ich besuchte den Waldbach Strub, dessen Fall mich, da ja Wien in der Umgebung von Laxenburg liegt, nicht überraschen konnte. In Hallstatt haben sie auch einen See, der, wenn ich mich recht erinnere, Hallstätter See heißt. Sein Wasser ist schwarz, seine Berge sind schwarz und der Unternehmer der Eisenbahn an seinem Ufer heißt wahrhaftig auch Baron Schwarz. Der weiße Bahndamm hart am Wasser mit seinen vielen schwarzen Durchlässen macht den Eindruck, als ob das ganze Seeufer mit Dominosteinen gepflastert wäre. Das trägt zur Verschönerung der Landschaft nicht wenig bei, obgleich nicht zu leugnen, daß in dieser Hinsicht auch das Café Walch in Wien eine schöne Gegend ist. Der See soll sehr fischreich sein, wovon ich mich alsbald überzeugte, denn in einer einzigen Schüssel, die man mir Mittags auftrug, fand ich vier Forellen beisammen.

Nach Tische fuhr ich ins Gosauthal. Unterwegs sah ich an einem Punkte, den ich nicht mehr angeben kann, einen merkwürdigen Berg, dessen Namen ich vergessen habe. Es kann übrigens auch ein Thal gewesen sein, ich erinnere mich nicht so genau. Das Gosauthal ist weit länger, als nötig, und von einer störenden Unregelmäßigkeit. In Dorn=

bach oder Hietzing würde solches nicht geduldet werden. Zuletzt führt es gar zum Gosausee, in dem sich der Dachstein spiegelt. Dieser See, von dem die Maler nicht wenig Aufhebens machen, ist etwa von der Größe des Kommunalbades und hat ein so stilles Gewässer, daß man darin eine Stecknadel bis auf den Grund hinab könnte fallen hören. Dahinter steht der Dachstein, der auch eine Transportgesellschaft brauchen könnte, denn seine Schneemassen vom Winter her liegen noch jetzt an Ort und Stelle. So etwas sollte in Wien passieren, der ganze Gemeinderat müßte augenblicklich abdanken. Die Donnerkogeln nebenan haben mich auch enttäuscht. Nichts als grauer, zerfetzter Stein, bis in die Wolken hinauf; gar keine architektonische Überlegung darin. Das Zeug müßte in Wien sofort expropriiert werden.

Über die Zwieselalpe und Abtenau ging ich nach Golling. Ich werde es mein Lebtage nicht wieder thun, außer wenn die Zwieselalm sich bückt, bis ich über ihren Rücken wegsteige. Drei Stunden bergan wegen einer Aussicht! Wenn ich eine schöne Aussicht haben will, kann ich mich ja auf die Loggia des Operntheaters hinausstellen, da habe ich gegenüber den Heinrichshof, und wer auf den Aussicht hat, kann zufrieden sein. In Golling schon wieder ein Wasserfall und „Oefen" auch noch. Ich weiß nicht, diese Wasserfälle sehen sich auch alle so gleich, daß ich wirklich nicht mehr weiß, ob der Hallstätter Wasserfall bei Golling ist oder der Gollinger bei Hallstatt. In Hallein wollte ich gern in den Salzberg einfahren, aber ich that es nicht, aus purer Logik. Wenn ich nämlich in Ischl

und Hallstatt nicht eingefahren war, warum sollte ich mit Hallein eine Ausnahme machen? Folgerichtigkeit ist ein Hauptzug meines Charakters.

In Salzburg machte ich wieder Halt, um den Petri-Keller zu durchforschen. Dieser Petri scheint der Eßterhazy von Salzburg zu sein, denn es geht da zu, wie im Eßterhazykeller bei uns. Dicht nebenan ist der Petrikirchhof, den mochte ich aber nicht ansehen, sowie auch das übrige in Salzburg nicht, denn was sollte solche Zersplitterung taugen? Konzentrieren muß sich der Mensch, wenn er was leisten will! So konzentrierte ich mich also ausschließlich auf den Petrikeller und ich kann auch wirklich sagen, da unten habe ich was geleistet. Ich lernte übrigens auch den Kapuzinerberg kennen, ich sah ihn nämlich abgemalt auf dem Deckel eines Bierkruges. Auch der Untersberg blieb mir nicht fremd, denn die Tischplatte, an der ich gewöhnlich zechte, war aus Untersberger Marmor geschnitten; der Fritz Barbarossa und der große Karl sollen, wie mir die Zahlkellnerin sagte, in dem Bauche dieses Berges schon seit mehreren Hundert Jahren sitzen und mit einander Piquet spielen. Wenn sie nur zehn Points zu einem Kreuzer spielen, muß einer oder der andere bis jetzt doch schon ein reicher Mann geworden sein. Ich wäre neugierig, welcher.

Dieser Petri ist aber doch ein arger Wicht. Allgemach erschöpfte sein Wein meinen Beutel und ich mußte auf die Heimkehr bedacht sein. Um die letzten Gulden löste ich ein Billet, einstweilen bis Linz; dort würde mir mein

Touristenglück schon weiter helfen. Und richtig, es half. Als wir nämlich Lambach passiert hatten und rechts der Traunstein über die Hügel herüberguckte, hatten die Leute im Coupé ihr blaues Wunder an dem Berg, daß sein Umriß dem Profil Ludwigs XVI. von Frankreich so ähnlich sei. Ich sah mir die Sache auch an, mir schien aber, daß das Profil eigentlich nur dem Ludwig des Vierzehnten gleiche. Alles widersprach mir, aber wenn ich einmal überzeugt bin, bin ich überzeugt und ich blieb meinem Louis XIV. treu. Dadurch ersparte ich die ganze Differenz zwischen XVI. und XIV., also ganze zwei Louis. Mit dieser Summe gelangte ich von Linz nach Wien.



Herrn Meyers Osterfahrt.

(1874.)

Ich habe seit acht Tagen so viel mit Packen zu thun, daß ich erst jetzt dazu komme, meine vorjährige Osterreise zu beschreiben. Dennoch will ich es nicht unterlassen, da vielleicht ein heuriger Osterfahrer noch im letzten Augenblick daraus Nutzen ziehen kann.

Ich hatte mir damals vierzehn Tage genommen, um unseren Kontinent gründlich zu kennen lernen. Gereiste Freunde rieten mir zwar, auch Amerika mitzunehmen, welches kein übles Land sei; da ich aber eingehender zu reisen pflege als meine oberflächlichen Zeitgenossen, zog ich mir nur einen ganz engen Rahmen: Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, die Schweiz, Italien und zurück. Ich weiß, daß dies für den riesigen Zeitraum von zwei Wochen sehr wenig ist, aber ich schäme mich gottlob nicht, ein gesunder Philister zu sein.

Die Strecke bis Salzburg ist so bekannt, daß ich jedem, der sie zum erstenmal befährt, nur raten kann, sie zu ver-

schlafen; wer sie schon befahren hat, thut dies ja ohnehin. Hinter Salzburg aber beginnen schon die blauen Uniformen der Bahnwächter, was ein liebenswürdiger Charakterzug des Baiernvolkes ist. Leider hält er sich nicht lange, da der Abend rasch hereinbricht. Man hat übrigens bis zum Dunkelwerden noch eine gute Viertelstunde von zehn Minuten und drüber, um sich mit Hilfe Bädekers die Geographie Mitteleuropas nochmals einzuprägen, welches in der That eine größere Landstrecke ist, als man glauben sollte. Unumgänglich nötig ist dies übrigens auch nicht, da auf jeder mitteleuropäischen Bahnstation ihr Name leserlich aufgeschrieben ist.

Als ich in München anlangte, war es schon Nacht, doch gestattete die Gasbeleuchtung zu bemerken, daß es da mehrere Monumente giebt. Ich schlief jedoch beim grünen Löwen sehr gut, meine Bettdecke war lichtblau und gelb getupft. Morgens frühstückte ich Kaffee und zwei Semmeln und gewann auf der Fahrt nach dem Bahnhofe durch eine Seitenstraße einen lohnenden Blick auf den rechten oder linken Flügel der Glyptothek, welche eine der beiden Pinakotheken ist. Noch ganz erfüllt von den Kunstschätzen Isar-Athens, zu deren Gedächtnis ich die Hotelrechnung sorgfältig verwahrte, durchfuhr ich die Gegend bis Stuttgart, welche zwar teils flach, teils eben ist, aber auch ausgedehnte Niederungen enthält. Nur hie und da zeigt sie eine Anwandlung von Gebirgigem, die aber ganz unmerklich ist. In Stuttgart dachte ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen, darum ging ich auf eine Viertelstunde in

die Restauration. Ich trank ein Glas Bier und spielte mit meiner Uhrkette, da man bekanntlich bei Trunk und Spiel den Charakter der Menschen am besten kennen lernt und dies stets einer meiner Hauptzwecke beim Reisen ist. Der Bahnhof in Stuttgart ist sehr schön, schade, daß er nur auf einer Seite offen ist, so daß er auf der anderen zu sein muß. Er ist jedoch mit Glas gedeckt, durch welches man den schwäbischen Himmel deutlich sieht. Dieser ist blau und es sind mehrere Wolken daran sichtbar, welche teils mehr grau, teils mehr weiß sind. Ihre Gestalt ist übrigens sehr verschieden, doch nicht ohne Abwechslung in der Form. Sie bewegen sich auch hin und her, was der Wind bewirkt, der seinerseits von den hier herrschenden Luftströmungen herrühren soll. Das „St" wird hier „Scht" ausgesprochen, z. B. „Schtraße", „Schpeise" u. s. f. Man sieht, ich habe meine Zeit gut benutzt und die Stuttgarter Erscheinungen eingehendst beobachtet.

Bis Karlsruhe sieht man wieder verschiedene Gegenden von verschiedenem Charakter. Hier wird schon alles großherzoglich badensisch, das dauert jedoch nicht lange, da das Land nicht groß ist. Die Stadt ist fächerförmig angelegt, was im Sommer sehr kühlend wirken soll. Bei Oos zweigt die Bahn nach Baden bei Wien ab, welches hier Baden-Baden heißt, aber nur der Unterscheidung halber. Die ganze Zweigbahn ist übrigens, auf der Karte genau gemessen, nur einen halben Zoll lang, und genügt doch dem Verkehr vollkommen. Ich sah auch Affenthaler, welche keine Geldstücke mit geprägten Affen sind, sondern ein roter

Wein der Gegend. Sehr befriedigt von der großherzoglichen Schönheit Badens, stieg ich nicht aus dem Wagen, um es anzusehen, weil dadurch bekanntlich jede Schönheit verliert, sondern fuhr weiter nach Straßburg. Der Rhein ist da ziemlich breit, aber die Eisenbahnbrücke besitzt genau die entsprechende Länge und geht von einem Ufer bis zum andern. Auszusteigen war hier nicht nötig, da die Bahn glücklicherweise im Bogen um die ganze Stadt herumgeht. Der Münsterbau zeigt sich dabei in durchbrochener gotischer Arbeit, so daß die Kugeln der jeweiligen Belagerer hindurch fliegen können, ohne ihn zu beschädigen. Dieses System hat sich im Jahre 1871 trefflich bewährt. In Straßburg wird auch Bier gebraut, das zwar von heller Farbe, aber im Sommer warm ist.

Von Straßburg bis Paris ist es auffallend finster. Möglich übrigens, daß dies nur der Fall ist, weil man diese Strecke bei Nacht zurücklegt. Die Maschinenführer kennen jedoch den Weg genau und verirren sich selbst in den Vogesen nicht. Land und Leute sind schwer zu studieren, weil die Felder nachts nicht beleuchtet sind, auch ist es sehr still, was vielleicht als Opposition gegen die Deutschen aufzufassen ist. In Epernay wachte ich auf. Am Buffet sitzt da eine Blondine, die gar nicht übel ist. Sie verkauft einem für fünf Franks eine Flasche Champagner, die man auch austrinken darf, doch muß sie erst entkorkt werden . . . Gegen Morgen ging die Sonne auf, was ein interessantes Streiflicht auf die hiesigen Verhältnisse warf. Da von hier aus auch Südfrankreich gut zu sehen

ist, setzte ich mich auf die andere Seite des Coupés und blickte gegen Süden hin. Von den nördlichen Fenstern aus ist Nordfrankreich gut zu übersehen, aber nur so weit das Auge reicht.

Paris ist das moderne Babylon, weswegen man die Sprache nicht recht versteht. Auch ist es so weitläufig, daß man mindestens zwei Tage braucht, um es gründlich zu studieren. Vor allem setzte ich mich also in einen Fiaker, der wegen der herrschenden Hitze wohlverschlossen war, und kreuzte alle Boulevards, was viel weniger zeitraubend ist, als wenn man sie der Länge nach befährt. Angenehm berührte mich die hiesige Wasserleitung, mit der schon zu Ostern fortwährend bespritzt wird; man trinkt aber durchwegs nur Wein, was auch seine guten Seiten hat. Ich sah zahlreiche Firmatafeln und viele Straßen und Plätze, die alle anders heißen, als sie geschrieben werden. Alle Häuser sind nummeriert, ja selbst die Omnibusse, deren Nummern rot gemalt sind. Den Nationalcharakter der Pariser habe ich mir genau angesehen, er ist nicht übel, doch muß er jeden Fremden etwas fremdartig berühren; indessen giebt sich das bald, wenn man nur erst ein geborener Pariser ist. Die elyseischen Gefilde haben heutzutage nichts Mythologisches mehr, man trägt daselbst Beinkleider und bezahlt zwei Sous, wenn man sich auf einen Sessel niedersetzt. Die Kokoverkäufer dagegen leben vom Verkaufe des sogenannten Koko, weshalb ich mir von einem wandernden Obsthändler einige Pariser Pflaumen kaufte, deren Kerne man aber ebenfalls ausspucken muß. Die

Bäume sind reihenweise gepflanzt, was einen recht geraden Eindruck macht. Durch das viele Herumfahren im geschlossenen Wagen ermüdet, begab ich mich nach Hause und legte mich schlafen. Um sechs Uhr abends erwachte ich und ging dinieren. Ich zahlte dafür im Café Anglais 20 Franks, denn hier gilt nur der Frank, von dem zwanzig auf einen Napoleon gehen, der aber jetzt in Chislehurst begraben liegt. Man speist in Paris sehr gut, aber nur wenn man Geld hat; dann geht man ins Theater, aber auch nur, wenn man Geld hat. Überhaupt spielt das Geld hier eine große Rolle. Sobald einer keins hat, nennt man ihn einen armen Teufel und selbst der letzte Millionär verachtet ihn. Das finanzielle Gleichgewicht ist aber bewundernswert, denn es werden an der Börse immer ebenso viele Millionen gewonnen als verloren. Abends war ich im Porte Saint-Martin-Theater, wo eben eine französische Gesellschaft spielte, da ich aber das schon vom Theater an der Wien her kannte, ging ich bald wieder hinaus. Die Sitze sind jedoch alle mit rotem Samt beschlagen. Ich schlief bis zehn Uhr morgens, denn der Tag beginnt in Paris sehr spät; man nennt das „Pariser Zeit", so wie man die hiesige Existenz „Pariser Leben" heißt, Musik von Offenbach. Vormittags fuhr ich, als Freund der schönen Künste, nach dem Louvre, der sehr groß ist. Da ich aber schon von außen durch die Fenster goldene Bilderrahmen sah und somit auf den ersten Blick wußte, um was es sich da handle, fuhr ich ins Bois de Boulogne. Dieses ist nicht übel und hat mehrere Stadtparkteiche mit mehreren

Kommunalschwänen, die seltsamerweise gar nicht trikolor sind. Mit der Nordbahn fuhr ich nach Brüssel.

Übersättigt von der Schönheit Frankreichs, blieb ich für Brüssel ziemlich gleichgültig. Es ist dies die Hauptstadt Belgiens, man spricht hier bekanntlich Belgisch, was dem Französischen sehr ähnlich ist. Am stolzesten sind die Belgier auf ihre Unabhängigkeit, die sogenannte „Indépendance Belge“, ein politisches Tagblatt, von dem ich mir auch eine Nummer mitnahm. Dann fuhr ich nach Holland. Auf dem Wege dahin ist die Fabriksthätigkeit sehr groß und bringt hauptsächlich viele Schornsteine hervor, weshalb eine Reise hier für den Schornsteinfeger manches Interesse bietet. Das Land ist gar nicht groß und erscheint fast noch kleiner, wenn man es auf der Landkarte sieht. Ehe ich mich dessen versah, war ich in Holland, welches Niederlande heißt. Ein Zollhaus heißt hier bekanntlich „Tollhaus“, merkwürdigerweise wird es aber trotzdem nur von Zollhäuslern und nicht von Tollhäuslern bewohnt. Die Reinlichkeit hier fällt sogleich auf. In meinem Hotel in Amsterdam hatte ich ein Lavoir und ein frisch gewaschenes Handtuch auf meinem Zimmer. Die Ammen, die Butter und das Regenwasser sind hier vorzüglich, weshalb auch die holländischen Tiermaler einen sehr guten Namen haben. Das Land ist von lauter Holländern bewohnt, welche Handel mit Kolonialwaren und mit Phlegma treiben, das sie niemals verläßt. Amsterdam gewann ein besonderes Interesse für mich, da ich hier nach sechsstündigem Aufenthalte ein Schiff bestieg und die Reise nach Kopenhagen antrat.

Kopenhagen liegt schon in Dänemark und wurde seinerzeit mehrfach genannt. Ich wohnte im Hotel d'Angleterre; die dänischen Beefsteaks sind eigentlich halbenglisch. Die Dänen sind ein unangenehmes Volk und ohne Wörterbuch schwer verständlich, doch ist das Thorwaldsen-Museum nicht ohne Interesse für den, der es ansieht. Ich meinerseits erließ mir diesen Genuß, da ich ja nicht des Genusses, sondern des Studiums wegen reise. Das nächste Schiff, das übrigens doch eine Viertelstunde entfernt war, brachte mich nach Helsingör, wobei ich gut acht geben mußte, um es nicht mit Helsingfors zu verwechseln. Eines von beiden — ich will jetzt nicht erst nachschlagen: welches — liegt nämlich in Finnland. Norwegen heißt auf Norwegisch „Norge“, was unbegreiflich klingt. Übrigens genügte mir dies, den Rest konnte ich mir ganz gut dazudenken, denn wenn man viel reist, bekommt man eine unglaubliche Übung im Sehen, man sieht mit geschlossenen Augen mehr, als der Neuling mit offenen. Die Eisenbahn nach Stockholm führt durch Schweden, welches, wie ich richtig mutmaßte, sehr gebirgig ist. Ich kaufte mir vor allem schwedische Zündhölzchen, die, an Ort und Stelle angezündet, den besten Begriff von Land und Leuten, Klima und Regierungsform geben. Stockholm liegt am Mälarsee auf mehreren Inseln und sieht, da diese mit Wasser umgeben sind, prächtig aus. Eine nette Stadt. Allgemein wird schwedisch gesprochen. Der schwedische Punsch ist sehr stark, weshalb man immer nur die Hälfte trinken soll. Man sieht viel blonde Leute, sogar unter den Fremden.

Von Stockholm fuhr ich nach Lübeck. Die Schiffe benützen hier alle die See, die auch nur deshalb noch geduldet wird. Sie ist eine weite, salzige Wasserfläche und gleicht hierin sehr der Nordsee. In Lübeck ist höchstens der Bremer Ratskeller mit den zwölf Aposteln anzusehen, da ich aber diesen von Hauff schon einmal als Weihnachtsgeschenk für meine Schwester gekauft hatte, fuhr ich durch Deutschland direkt durch bis Verona. Der Weg von Lübeck nach Verona interessierte mich nicht mehr, da ich Deutschland ja bereits von Salzburg bis Metz durchreist hatte. Was soll man aber thun? Die Eisenbahn-Fahrordnung ist nun einmal so unzweckmäßig eingerichtet . . . In Verona beginnt Italien, welches ein sehr langes Land ist. Trotzdem fuhr ich in zwei Tagen bis Neapel, wobei ich Florenz und Rom berührte, da mich ihre Kunstschätze höchlichst interessierten. Sie sind in der That sehr großartig und verdienen, daß man ihnen ganze Stunden widme. Leider konnte ich mir keine Aufzeichnungen machen, denn es war zu heiß dazu und ich mußte fortwährend Gefrorenes essen, welches sehr erfrischend ist. Ich sah nur so viel, daß ich kein zweitesmal dahinreisen muß, was mir sehr unangenehm wäre. Angenehm muß Neapel im Winter sein, so lange aber konnte ich nicht warten, sondern trat den Rückweg an. Pünktlich am dreizehnten Tage nach meiner Abreise langte ich wieder in Wien an, wo ich den noch übrigen vierzehnten Tag meines Urlaubes zur Erholung von den Reisestrapazen benutzte. Ich bin mit den Ergebnissen meiner Reise sehr zufrieden, denn ich bin gewissenhaft gereist und habe Nutzen

geschöpft. Auch rate ich jedermann, wenn er eine Reise thut, sich nur ja recht viel Zeit zu lassen und alles ohne Überstürzung, ohne Nervosität, in schönster Muße anzusehen, so wie ich es gethan. Vom Schnellreisen hat man schließlich mehr Verdruß als Freude. Leid thut mir nur das eine, daß ich im Vorbeifahren wie an den Tod vergessen habe, mir die Schweiz anzusehen. Das Ländchen ist so klein, daß ich es gar nicht bemerkte, als ich daran vorbeikam. Hätte doch nur der Kondukteur gerufen: „Station Schweiz, fünf Minuten!“ Da hätte ich doch Zeit gehabt, wenigstens das Merkwürdigste davon in Augenschein zu nehmen. Aber ich werde mich trösten; war doch auch Wien den ganzen März mit ewigem Schnee bedeckt, das giebt einen guten Begriff davon.



Herrn Meyers Heimkehr.

(1885.)

Unser guter alter Freund, Herr Meyer, ist in Antwerpen gewesen und hat bei dieser Gelegenheit, wie er sich ausdrückt, auch Holland mitgenommen. Er ist bezaubert von Belgien und entzückt von Holland, und hat in beiden Ländern geschworen, seine Pension dereinst nur dort zu verzehren. Er hat zwei schwere, salzige Thränen geweint, als er schließlich doch wieder die Heimfahrt nach Wien antreten mußte; mit dem rechten Auge um Belgien, mit dem linken um Holland — wenn nicht gar umgekehrt. Heimkehren nach Wien, bitterer Gedanke! Nach „diesem“ langweiligen, abgedroschenen, verschlafenen, bekanntlich im sogenannten Niedergang begriffenen Wien! Herr Meyer kam sich nicht wenig unglücklich vor. Wenn ihn nur jemand angebunden hätte im schönen Brüssel! Oder eingesperrt im herrlichen Haag! Aber nein, kein Mensch hielt ihn zurück, er mußte unwiderruflich heim, zurück ins heimische Elend.

Er war so trostlos, daß er im Eisenbahncoupé einschlief. Wie zweckmäßig, dieses holländische Coupé! Nur ganz wenig gepolstert, so daß selbst ein Siebenschläfer alsbald wieder erwachen muß, um die belgische Douane in Esschen nicht zu verschlafen. Voll Anerkennung steigt er um, in den belgischen Zug. Ideale Coupés. Nur das Allernötigste an Polsterung vorhanden; hier ist es noch etwas unmöglicher, die deutsche Zollrevision in Herbesthal zu verschlafen. Lebewohl, schönes Ausland! Schon wird Herrn Meyer etwas inländischer zu Mute, die Schaffner sprechen deutsch, er ist auf der „Linksrheinischen". Das Wachhaltungssystem ist da ein ganz anderes. Gepolstert ist man hinreichend, dagegen rüttelt man den Reisenden mit einer Gewalt, daß er am ganzen Leibe massiert zu werden glaubt. Die Linksrheinische ist eben die berühmte Rüttelbahn, sie ist es im Interesse des ästhetischen Reisegenusses, denn jede Minute Schlafes würde ja den romantischen Rheinreisenden um etliche Ruinen und Loreleys bringen. In Aschaffenburg verschlechtert sich plötzlich alles. Man besteigt die baierische Staatsbahn. Die Nähe des verrotteten Österreich kündet sich durch sogenannte Bequemlichkeit an. Man sitzt im kleinen Coupé, wie in seinem eigenen Zimmer. Man erstickt vor lauter rotem Samt. Sogar eine Toilette ist vorhanden. Welche Verweichlichung! Kein Wunder, daß Herr Meyer in Passau eigens geweckt werden muß. O weh, schon in Passau! Das erste Westbahncoupé! Das erste Stück Vaterland, mit seinem ganzen, teils berühmten, teils berüchtigten Phäakentum. Ein Halbcoupé

zu ungestörtem Schlafen. Die Sitze in Betten zu verwandeln. Sogar ein weicher Teppich am Boden. Ein Korridor den ganzen Wagen entlang. Aussichtsfenster nach allen Seiten. Ventilationsschnüre, so viel man will. Heizvorrichtung. Sogar ein Thermometer. Herr Meyer empfindet plötzlich ein Behagen, über das er erröten muß. Und er sieht dieses Erröten, denn ein vorzüglicher Wandspiegel glänzt ihm gegenüber. Wie weit sind wir noch hinter dem gebildeten Westen zurück; welche allgemeine Bevormundung; man zwingt uns, bequem zu reisen, wie ein Fürst . . .

„Wien!“ . . . Herr Meyer entsteigt dem Coupé, diesem rollenden Landhäuschen. Wie, hier giebt es noch lebendige Träger, die einem das Handgepäck abnehmen? Er war schon so gewohnt, es eigenhändig ein und aus zu schleppen. Man setzt ihn in eine Equipage. Nein, es ist nur ein Fiaker. Ach so, hier ist er ja schon in Wien; er ist seit zwei Monaten nicht mehr zweispännig gefahren. „Kutscher, halt! Fahren Sie doch behutsam!“ — „Aber, gnä’ Herr, ich fahr’ ja eh’ mein’ langsamen Trab.“ Herr Meyer muß sich mit Gewalt besinnen, daß er wirklich wieder in seiner Heimat, in der berühmten Fiakerstadt ist. Die anderthalb Gulden, die er dem Mann bezahlen muß, bringen ihn glücklicherweise zum Bewußtsein. Anderthalb Gulden. Himmelschreiend! „Für so viel Geld hab’ ich ja in Amsterdam schon mit dem Hotelomnibus fahren können!“

Und nun ist er zu Hause, in seiner eigenen Wohnung, die er kaum noch erkennt. Ist das wirklich sein gewohntes,

trautes Bett, in das er jetzt steigt? Gewaltig hebt er beide Beine, um sie in den zivilisierten Hotel-Bettsack zu stecken, wie seit zwei Monaten jeden Abend. Die Bewegung ist unwillkürlich, aber unnötig, denn hier ist seine Bettdecke nicht festgesteckt, sein Bett ist nicht auf allen vier Seiten zugeklebt, wie ein Briefcouvert. Ach so, kein französisches Bett mehr. Herr Meyer ist beinahe entzückt von der Entdeckung; dieses Beinheben hat ihn draußen doch immer geärgert, er hat sich nie recht daran gewöhnen können. Und plötzlich übermannt ihn etwas; er umarmt zärtlich sein Kopfkissen und drückt einen Kuß auf dessen stattliches Monogramm. Diese Stimmung zu klären, hat er vorderhand wohl keine Zeit, er muß sich jetzt ausschlafen . . .

„Kellner, was ist denn das für eine weiße Flüssigkeit?“ — „Aber Herr von Meyer belieben zu scherzen, das ist ja Milch.“ — „Ach so, Milch. Hier giebt es auch wieder Milchkaffee. Unglaublich . . . aber nicht übel.“ Herr Meyer erinnert sich nach und nach, daß man in Wien „Melange“ trinkt und dunklere oder hellere „Kapuziner“ und dergleichen mehr. Wie man sich das alles draußen abgewöhnt, in der dicken Zivilisation! Er ruft nach einem Siphon; der Julius sieht ihn verwundert an: „Siphon, zum Kaffee?“ — „Nun ja, ich kann doch nicht Gott weiß was für Epidemie-Wasser trinken?“ — „Herr von Meyer, wir haben ja die Wasserleitung; reinen Hochquell.“ Und er kehrt mit zwei silberbetauten Gläsern zurück. „Gut, aber geben sie mir einige Stücke Eis dazu.“ — „Aber Herr von Meyer, es ist ja ohnedies kalt genug.“ Herr Meyer

trinkt; wahrhaftig, kaltes Wasser! Seit zwei Monden hat er dieses Naturphänomen nicht beobachtet, erstens weil er niemals klares Wasser trank, und zweitens weil er „draußen“ Kälte nur in der Gestalt von kleinen Eisbrocken servieren sah. Herrn Meyer wird es fast wirr im Kopfe. Er wird sich denn doch an den Gedanken gewöhnen müssen, daß er wieder in Wien ist. Die gebackenen Hobelspäne freilich gehen ihm ab, die er unter dem Titel „Brot“ beim Frühstück zu kauen pflegte. Statt dieses zivilisierten Brotes, welch ein phantastisches Gewimmel im Brotkörbchen, das man vor ihn hinstellt. Halbmondförmige Gebilde, die, wenn er sich noch recht erinnert, Kipfel heißen; runde, oben mit fünf Einschnitten sternförmig verzierte Dinger von goldbrauner Farbe und knusperiger Beschaffenheit; geflochtene, gewundene, stäbchenförmige Typen, bei deren Anblick es ihn überkommt wie holde Jugenderinnerung. Ach ja freilich, das sind ja Kaisersemmel, Stritzel, Paunzerl, Salzstangl ohne „e“, aber mit Salz ... Die Dinger schmecken zwar nicht occidentalisch, ganz und gar nicht, aber sie essen sich sozusagen von selbst; Herr Meyer merkt gar nicht, wie das Körbchen nach und nach leer wird.

„Kellner, den vorgestrigen Gaulois!“ — „Bitte, wir haben ja schon den gestrigen.“ — „Schau, schau, schau!“ In Amsterdam hat Herr Meyer immer nur den vorgestrigen bekommen; dafür lag freilich auch der fünf- und sechstägige noch auf. „Haben Sie vielleicht ein Blatt in deutscher Sprache?“ — „Eins?“ fragt der Julius ganz beleidigt und schichtet einen ganzen Stoß neuester Zeitungen

vor dem Stammgast auf, der ihm heut so sonderbar vorkommt. Dieser aber zündet sich eben seine Cigarre an. Wie er das Hölzchen anreibt, schließt er die Augen und hält dann das Streichholz weit von sich weg, so lang nur sein Arm ist. Er wartet offenbar, bis der nasenreizende Schwefel daran abgebrannt sein wird; daß er in einem ungeschwefelten Wiener Café sitzt und nicht in seinem eleganten Welt-Hotel zu Ostende oder im Haag, wo man allerdings mit dieser Gebärde Feuer macht, das hat Herr Meyer schon wieder vergessen . . .

Es dauert längere Zeit, bis Herr Meyer sich mit dem Gedanken vertraut macht, daß er in der That nicht mehr im zivilisierten Westen ist. Dann und wann ertappt er sich aber immer wieder auf kleinen Anachronismen. Sein erstes Glas Bier macht ihn beinahe lächerlich; er bestellt nämlich eine Flasche englisches Pale ale, wie er es selbst noch am Rhein im großen Hotel thun mußte, das viel zu vornehm war, um anderes Bier zu führen. Er läßt sich indes durch den Kellner unschwer zu einem Glase Pilsener bekehren. Ach ja, das berühmte Pilsener! Und kalt ist es auch. Woher die Leute nur diese viele Kälte nehmen! Kaltes Getränk, das schmeckt so unzivilisiert gut, so nicht-occidentalisch trinkbar. Freilich fehlt dabei immer etwas; man entbehrt wieder die unentbehrlichen Eisstückchen darin, die es zugleich angenehm wässerig machen und einen hübschen, schwärzlichen Bodensatz zurücklassen. Lästig ist es auch, daß man sich gewöhnlicher einheimischer Siphons bedienen muß, die auf den ersten Fingerdruck parieren, und

die man nur so einfach neben sein Glas hinzustellen braucht; draußen sind nur die gewissen echt englischen „Kracherln“ obligat, die man jedesmal gewaltsam mit dem Korkstöpsel verstopfen muß, um sie dann nicht hinzustellen, sondern hinzulegen, da sie aus unbekannten Gründen einen runden Boden haben. Lästig ist ferner die beschämende Wohlfeilheit unseres Goldeck, der denn doch so einem richtigen Phylloxera-Bordeaux von draußen nicht das Wasser reicht, das in ihm meistenteils eine so maßgebende Rolle spielt. Auch vermißt Herr Meyer noch einige Tage lang die angenehmen Table d'hôtes, bei denen man anderthalb Stunden so flott verbummelt, um sie mit sozusagen erleichtertem Magen zu verlassen. Ja, diese Table d'hôtes mit ihrem einzigen Zahnstocher aus Federspule, der in einem eigenen Näpfchen auf dem Kaminsimse steht und durch die Dienerschaft nach und nach herbeigeholt wird, wenn Einer der zweihundert Tafelgäste zufällig nach diesem Körperteil der gebratenen Gans verlangt. Die drei Phorkyaden hatten zusammen nur einen Zahn; diese zweihundert Wirtstafelgäste haben zusammen nur einen Zahnstocher. Welch ein Fortschritt! Zumal auch gegen unsere Überflutung mit buchshölzernen Zahnstochern, die unbegreiflicherweise nicht einmal als ein besonderes Gericht betrachtet und bezahlt werden. Mit Verachtung, und doch mit einer Art Vergnügen, steckt Herr Meyer einen solchen Buchsenen zwischen die Zähne und geht fort ... ins Vauxhall, um im Freien, bei Bier und Gasgeflacker, die berühmten Stimmreste der langjährigen Mademoiselle Hamakers von der Pariser großen Oper zu bewundern. Das

heißt, er ginge wohl für sein Leben gern, doch da vernimmt er mit tiefem Befremden, daß es hier gar kein Vauxhall giebt, sondern nur ein Hofoperntheater, in dem überdies gar keine Pariser Stimmreste zu Gehör gebracht werden und obendrein nicht einmal ein „bock“ zu haben ist.

So muß Herr Meyer einstweilen noch auf manchen Genuß des vorgeschrittenen Westens verzichten, aber — den guten Willen hat er ja — er gewöhnt sich allmählich an diese Entbehrungen. In vierzehn Tagen wird er wieder ganz zu Hause sein in Wien und gar nicht mehr daran denken, sich pensionieren zu lassen, um seinen Ruhegehalt in den grünen Niederlanden zu verzehren.



Herrn Meyers Abendkäufe.

Ein Kapitel Wiener Nachtleben.

(1885.)

Herr Meyer kann wirklich nichts dafür, an allem ist das Hähnchen in Bonn schuld. In Bonn am Rhein, das bekannte Hähnchen, wo man den besten Spaten trinkt. Vier Wochen sind's jetzt, da eines Abends folgte er einer Stimme (er mußte!) und ging ins Hähnchen. Die innere Stimme war so laut, daß sie sogar sein Vorhaben übertäubte, zuvor noch ein paar Pantoffel zu kaufen, da er die seinen — einer alten, liebgewordenen Gewohnheit nach — tags zuvor im Gasthof zu Koblenz vergessen hatte. Pantoffel gehören eben zum Vergessenwerden, und so vergaß er jetzt wieder daran, er tröstete sich indes mit dem Vorsatz, auf dem Rückwege vom Hähnchen zum Gasthof das Versäumte noch gut zu machen. Wie aber der Spaten schon ist, wurde es acht Uhr, wurde es neun Uhr, und Herr Meyer saß noch immer beim Hähnchen fest. Erst um halb zehn erhob er sich, mit noch immer ziemlich klaren

Beinen, wenn auch etwas schwankenden Kopfes (nein, umgekehrt war's) und schlug den bettwärts führenden Pfad ein. Und jetzt, jetzt erst, erinnerte er sich wieder an die fehlenden Pantoffel, die abends und morgens so unentbehrlichen, bei Strafe sofortigen Stockschnupfens. Das fiel ihm schwer aufs Gemüt, sintemalen sein Vorrat an gewaschenen Taschentüchern allgemach auf sieben Stück herabgeschrumpft war. Also sorgend im Geiste, suchte er, beinahe dem Maultier Goethes gleich, im Nebel seinen Weg, in jenem Nebel, den er selbst aus dem Hähnchen mitgenommen. Da traf eine unerwartete Lichterscheinung sein Auge. War es Blendwerk der Hölle oder spielte des Hähnchens Spaten mit ihm? Er sah einen offenen Laden voll Schuhwaren, hell erleuchtet, ein freundliches Frauchen auf der Schwelle. „Wach!“ rief er sich zu, obwohl er noch recht wach war. Der Schuhwarenladen war wirklich kein Traum, so wenig wie das freundliche Frauchen in kleingeblümtem Kattun, mit dem zusehends wachsenden Strickstrumpf in den etwas sommersprossigen Patschhändchen, . . . deren zweites „ch“ übrigens als ein Akt der Höflichkeit seitens des Herrn Meyer gelten möchte. „Welch glücklicher Zufall,“ sagte sich Herr Meyer, trat schleunigst ein und kaufte sich im Handumdrehen ein Paar gediegene Morgenschuhe, die aber augenscheinlich auch abends zu benützen waren. Recht wohlfeil waren sie, diese Morgenschuhe, und wurden zudem in so liebreicher Weise dargeboten, daß Herr Meyer sogar die Stimmung fand, ein kurzes Zwiegespräch anzuknüpfen. „Ich erstaune angenehm,“ hub er an, „daß ich diesen Laden noch

offen finde.“ — Erstaunen gegen Erstaunen, das fordert die Höflichkeit. Das freundliche Frauchen sah ihn ebenfalls erstaunt an, warf einen Blick nach seiner Westentasche, wie um zu erkunden, ob er denn auch eine Uhr besitze, und sagte alsdann: „Ei, mein Herr, es ist ja erst halb zehn.“

Erst.

Wahrhaftig, sie hatte „erst“ gesagt!

Herr Meyer fühlte deutlich, wie der Wiener in ihm rot wurde, und um seine Verlegenheit zu bemänteln, grüßte er etwas hastig und ging . . . Erst! Erst! Dieses merkwürdige Wort klang beunruhigend in seinem Ohre fort. Im Wiener Dialekt, so schien es ihm, kommt dieses „Erst“ gar nicht vor, während es in Bonn jedem freundlichen Frauchen, das im Laden steht, geläufig zu sein scheint. Wenigstens bemerkte er nun zu seinem noch heftigeren Erröten, daß die Läden am Markte und in den Hauptstraßen noch reihenweise offen standen. In Bonn, mit 27 000 Einwohnern, in der toten Saison, wo es keine Studenten giebt! Lebhaft mußte sich ihm der Vergleich mit seinem lieben Wien aufdrängen, wo um diese Zeit längst alles bombenfest geschlossen ist, zugeknöpft wie ein Überzieher, vernagelt wie eine Kanone. Im großen, gewaltigen Wien allerdings hätte er jetzt ganz gewiß ohne Pantoffel schlafen gehen und morgen ebenso aufstehen müssen . . . Doch nein! Ein Schimmer flog über sein Antlitz. Ihm war plötzlich, als habe er dieser Tage einmal in einem vergilbten Wiener Zeitungsblatt, das er auf einem rheinischen Bahnhofe für schweres Bargeld als neueste Nummer erstand, von einem

großartigen Plane gelesen, das Nachtleben Wiens künstlich zu heben. Eine Anzahl Läden, so entsann er sich, im ersten Bezirk, sollte fortan bis 9 Uhr offen bleiben. Neun Uhr, das ist ja fast schon Mitternacht! Beinahe schon Paris, London, . . . Bonn! O, gewiß hatten sie daheim diesen schönen Plan ausgeführt, während er hier in der Fremde umherstrich und, ganz unnötigerweise, für sein Wien errötete. Dieser Gedanke war so erfreulich, daß er, um ihm noch ein wenig nachzuhängen, sofort ins Hähnchen zurückkehrte. Wie herrlich erschien ihm da im Geiste seine ferne Vaterstadt! Welch großartigen, weltstädtischen Anblick mochte jetzt das Lichtmeer in den nächtigen Straßen seines ersten Bezirkes bieten! Gewiß, nun mußte es dort auch von Fremden wimmeln, denn wo könnten die lieben Fremden eine größere Seltenheit sehen, als einen Wiener Laden, der um neun Uhr noch geöffnet ist? . . . Spät erst fand Herr Meyer die wohlverdiente Nachtruhe, denn ihm war, als müßte er patriotischerweise auch in der Fremde als ein Stück neuen Wiener Nachtlebens seine Schuldigkeit thun.

Vierzehn Tage später traf Herr Meyer um zehn Uhr vormittags in seiner geliebten Vaterstadt ein. Wie schön, frisch und lieb kam ihm das alles vor; wie sonnig das Tageslicht und wie leicht die Luft. Er redete sich sogar ein, es sei alles wohlfeiler, als im Auslande, und das war ihm gerade jetzt sehr recht, denn er hatte manches einzukaufen. Seine Handschuhe sahen kläglich aus, der Cylinderhut wollte dringend gebügelt sein, er brauchte eine wärmere Krawatte für den Herbst, zu der wärmeren Krawattennadel,

die er im Oktober anzulegen pflegt, sogar seine Zahnbürste war unterwegs reif geworden für den Ruhestand. Vor allem wollte nun Herr Meyer das alles besorgen, ehe er zum Mittagstisch ging. Da fiel ihm aber ein, daß er als richtiger, vernünftiger Wiener das nicht thun dürfe. Jetzt nicht. „Wie?“ sagte er sich, „wir wollen ein Nachtleben in Wien hervorrufen und fahren fort, alles am Tage zu verrichten? Gefehlt. Wem etwas am Wiener Nachtleben liegt, muß seine Einkäufe abends machen, zwischen acht und zehn Uhr. Die Wohlhabenden müssen sich sogar verabreden, das zu thun; die Geld- und Adelskreise voran, der Bürgerstand hinterdrein. In den einflußreichen Kreisen muß dafür geworben werden, daß man Läden, die abends offen sind, bevorzuge. Die Gesellschaft muß sich dafür einsetzen, muß durch ihre Stundeneinteilung dazu beitragen, daß Wien täglich ein paar Stunden länger lebe. Gewiß thun das die Wiener jetzt auch, sonst hätte ja jene Anbahnung keinen Sinn, und so will ich denn gleichfalls mein Scherflein dazu beitragen.“

So sprach Herr Meyer zu sich und überwand, wie ein Held, die oben aufgezählten Bedürfnisse. Er ging umher, die Hände in der Tasche, um seine schadhaften Handschuhe nicht zu zeigen, und fröstelte in einem leichten Sommeranzug, um heute noch die leichte Sommerkrawatte tragen zu können. Er trug den Reisehut wie ein Fremdling und ließ sich von drei Borsten zwischen den Zähnen plagen, dem Vermächtnis der alten Zahnbürste. Er that noch mehr, obgleich ihn dies einen harten Kampf kostete. Sein Lieb-

lingsrauchen ist bekanntlich eine Cigarrette aus echtem Bosnischen, wie er im Spezialitätenladen zu haben ist. Ihn hungerte förmlich nach seinem Bosnischen und mit offener Gewalt mußte er sich zurückhalten, daß er nicht in die Kärntnerstraße eile und sich ihn hole. Aber er eilte nicht und holte nicht. „Zwischen acht und zehn Uhr!“ sagte er sich streng, „denn auch ich bin ein Stück Wiener Nachtleben.“ Und dabei blieb er.

Endlich wurde es acht Uhr. Herr Meyer atmete tief auf und stürzte sich ins Gewühl der Straßen. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, eine dunkle Brille aufzusetzen, wegen des blendenden Lichtglanzes, auf den er gefaßt war. Er war indes etwas erstaunt, als er das Nachtleben eigentlich durchaus nicht gehoben fand. Er bekam selbst in den engsten Gassen keinen Rippenstoß und kein Fremder trat ihm auf den Fuß, obgleich er ihm so gern dafür „Pardon“ gesagt hätte. Auch fand er es vorderhand nicht eigentlich heller als sonst; aber er vertröstete sich einstweilen auf die sogenannten Hauptadern des Verkehrs. Vor allem wollte er sich nun wohl seinen Bosnischen kaufen und lenkte den Schritt der Kärntnerstraße zu. Da er aber zu diesem Zwecke an seinem langjährigen Zahnbürsten-Lieferanten vorbei mußte, gedachte er unterwegs bei diesem Halt zu machen. Wie groß war nun sein Befremden, als er die größte Mühe hatte, überhaupt nur dessen Laden zu finden. In der betreffenden Gasse war es womöglich noch dunkler, als je zuvor. Alle Läden waren hermetisch geschlossen, auch der, den er suchte und, auf eine ungewöhnliche Lokalkenntnis

gestützt, schließlich fand, obgleich die Dunkelheit ihm nicht gestattete, die Firma zu lesen. Anfangs glaubte er, der Laden werde innen wohl beleuchtet sein, die Finsternis in der Gasse selbst sei jedoch so dick, daß sie nicht einmal die brennenden Gasflammen zu unterscheiden gestatte. Darum betastete er die Ladenthüre aufmerksam; ja wohl, nur zu geschlossen war sie, schwerlich ist jemals ein Laden geschlossener gewesen. Sogar ein Vorhängschloß hing daran, ein recht schweres, und eine eiserne Stange lag quer vor dem Pförtlein. Wie er nun so im Dunkel an der Thüre umhertastete, fuhr ihn plötzlich eine rauhe Stimme an. Der Hausmeister wollte wissen, was er da zu manipulieren habe. Erschrocken ließ Herr Meyer ab und entfloh, durch die Finsternis geschützt, eben noch rechtzeitig, um nicht als Einbrecher dingfest gemacht zu werden.

Dieses Erlebnis verstimmte ihn einigermaßen. Indes hoffte er in der Kärntnerstraße glücklicher zu sein, wo er zuvörderst auf seinen bevorzugten Handschuhladen traf. Ein Laden ersten Ranges, der mußte doch wohl um diese Stunde noch offen sein. Ach, er war zu, so sehr zu, als würden auch in ihm Zahnbürsten feilgeboten. Herr Meyer traute seinen Augen nicht. In der Kärntnerstraße, wo es noch von Menschen wimmelte . . . nein, es wimmelte ja gar nicht, nur einzelne Passanten thaten, was sie schlechterdings thun mußten, um den Titel „Passanten“ zu verdienen, nämlich sie passierten die Gasse, ohne sich dabei irgend auf Nachtleben oder gar Fremdenverkehr hinauszuspielen. Herr Meyer konnte sich nicht enthalten, wenigstens

durch das Schlüsselloch in den Laden hineinzugucken; aber ein Wachmann, der des Weges kam, schüchterte ihn mit einem einzigen Blick dermaßen ein, daß er augenblicklich das Weite suchte.

Aus Furcht, sich verdächtig zu machen, ging er nun vorsichtiger zu Werke. Er stellte sich ganz gleichgültig, als er am Laden seines Huthändlers die Rollthüre in empörender Weise herabgelassen fand und machte auch gar keinen Versuch, sie aufzuheben. Einen Augenblick dachte er sich, sie würde vielleicht erst eigens für den Abendverkehr geöffnet werden, nachdem das Personal eine Souper-Pause gehalten, deren Notwendigkeit er auch einsah. In dieser Hypothese wurde er dadurch bestärkt, daß auch ein anderer Herr vor dem Laden stand und auf das Öffnen zu warten schien. Wirklich auf das Öffnen? Er glaubte auf einmal zu bemerken, wie der Fremde ihn so unauffällig als möglich beobachtete. Vielleicht ein Aufpasser, dem er bereits verdächtig geworden und der sich eine Fangprämie, eine „Taglia“, verdienen wollte? Dieser unheimliche Gedanke scheuchte ihn alsogleich von dannen. Er flüchtete sich sozusagen, und zwar auf den Graben, wo er stets seine Krawatten zu kaufen pflegte. Die betreffende Modehandlung war auch früher, als noch niemand an Hebung des Nachtlebens dachte, jeden Abend bis halb zehn Uhr geöffnet gewesen, er mußte sie also jetzt um so eher offen finden. Wer malt aber die Entrüstung, die sich seiner bemächtigte, als er auch sie geschlossen sah? Sollte jener löbliche Plan, allgemein später zu schließen, die fatale Rückwirkung gehabt

haben, daß sein Mißlingen auch Kaufleute, die schon vordem später schlossen, bewog, von nun an früher Feierabend zu machen? Außer sich vor Aufregung wandte er sich an den Nachtwächter, der eben herankam, um ihn zu interpellieren, aber jener heimliche Lauerer von vorhin stand schon wieder in seiner Nähe am Rande des Trottoirs und that ganz harmlos, als führe er ein schwarzes Pintscherchen aus, das in der Nähe seine Bockssprünge machte, aber sichtlich gar nicht zu ihm gehörte. So verzichtete er denn auf jegliche Auskunft und wollte kleinlaut heimkehren, als ihm noch zur rechten Zeit der Bosnische einfiel. Nein, ohne den Bosnischen wollte und konnte Herr Meyer denn doch nicht heimkehren! Hatte er sich doch schon den ganzen Tag auf diesen lang entbehrten Genuß gefreut.

Und nun bog er um die Ecke des Grabens. Nur noch die paar Schritte schräg über die Straße hatte er zu thun ... Aber er that sie nicht, das wäre ganz unnütz gewesen, denn der traute Spezialitätenladen zeigte ihm nichts als eine dunkle, blechbewehrte Mauer. Er war nicht minder zu, als alles übrige, so weit Herrn Meyers Auge reichte ... und vor ihm aufgepflanzt stand schon wieder jener unangenehme Fremde und lugte scheinbar nach den Wolken in die Luft empor, während er ganz gewiß schon ungeduldig war, daß Herr Meyer sich noch immer nicht kompromittieren wollte.

Herr Meyer aber stieß einen lokalpatriotischen Seufzer aus, senkte betrübt das Haupt, um es nicht mißbilligend schütteln zu müssen ... und nahm sich vor, von nun an wieder alles, was er brauchte, bei Tage einzukaufen.



Menschen aus dem Leben.





Ein Original.

(1878.)

Der Mann, dessen Bild ich im Folgenden zu zeichnen versuche, ist einer der merkwürdigsten Sonderlinge auf dem Wiener Pflaster. Er kam vor fast einem halben Jahrhundert mit einem andern Namen, als dem jetzigen, nach Wien, wo er sich als ärztlicher Spezialist niederließ und seitdem eine sehr ausgedehnte Praxis betreibt.*) Er ist kein ausnehmend reicher Mann, obgleich er nacheinander mehrere Vermögen erworben hat. Seine eigentümlichen Liebhabereien gingen an seiner Kasse nichts weniger als spurlos vorüber, wiewohl sein reiches ärztliches Einkommen ihre Lücken immer rasch wieder füllte. Sein größter Schatz ist eine wertvolle Gemäldegalerie, eine der interessantesten Privatsammlungen Wiens, der auch ein Kenner wie G. Waagen, der verstorbene Direktor der Berliner Galerie, in seinem kritischen Buche über die Kunstdenkmale Wiens eine reichliche Oktavseite widmet.

---

*) Er ist vor einigen Jahren gestorben. D. Verf.

Die Praxis und seine Bilder sind die beiden großen Interessen, welche sein Leben ausfüllen. Sie sind eigentlich kaum von einander zu trennen, denn er schien immer nur zu praktizieren, um seine Galerie bereichern zu können. Es ist auch seine ganze Wohnung bloß Galerie, in deren verschiedenen Sälen und Kabinetten er empfängt, operiert, wohnt, lebt. Nur zum Speisen verbannt sich der Hausherr in die Küche, denn er müßte sonst fürchten, seine kunstgeweihten Räume durch die niedrige Verrichtung des Essens zu entheiligen.

Die Geschichte seiner Sammlung ist eine sehr bewegte. Als er sich in Wien niederließ, besaß er ein Kapital von fünftausend Gulden. Er überlegte also reiflich, auf welche Weise diese Summe am imposantesten zu investieren wäre, um auf das Publikum möglichst großen Eindruck zu machen und dadurch seine Praxis zu heben. Er entschloß sich für das Ganze Bilder zu kaufen, mit denen er seine Wartezimmer schmückte. Diese Bilder, so rechnete er, kosten mich fünftausend Gulden; meine Patienten schätzen sie in ihrer Unkenntnis auf zehntausend Gulden; wer aber zehntausend Gulden auf Bilder allein verwendet, muß doch mindestens hunderttausend Gulden besitzen; ein Arzt wieder, der hunderttausend Gulden erworben hat, kann kein schlechter Arzt sein, verdient also Vertrauen und muß andererseits auch besser honoriert werden, als der erste beste arme Schlucker. Das nannte der Doktor eine kluge „Investition“, — ein Wort, dem wir noch wiederholt begegnen werden. Zu verschiedenen Zeiten hatte die Sammlung ein sehr verschiedenes

Gesicht. Der Doktor schenkte nämlich, als er in der Kennerschaft noch weit zurück war, sein Vertrauen einem Kunsthändler, der es mit vieler Grazie zu melken wußte und im Laufe der Jahre am Doktor ein Heidengeld verdiente. Es gab eine Zeit, wo die Sammlung aus lauter modernen Bildern bestand, unter denen sich viele sehr wertvolle befanden, zehn Pettenkofen z. B. und dergleichen. Da kam eine Konstellation, wo moderne Meister sehr gesucht waren; unser Kunsthändler bewies also unserem Doktor, alles Moderne sei eigentlich doch nur Schwindel, Modesache, veränderliche Werte; „ewig schön“ — ein Ausdruck, dem wir auch noch begegnen werden — ewig schön, solide und wertvoll seien eigentlich nur die alten Bilder. Der Doktor sah dies ohne Mühe ein und überließ seine schönen Pettenkofen und pikanten Franzosen dem Kunsthändler, der sie für schweres Geld verkaufte und den Doktor mit alten, zum Teil etwas zweifelhaften Bildern entschädigte. Ein andermal hatte der Kunsthändler Verwendung für alte Bilder und flößte daher dem Doktor eine wahre Wut für Silber ein. Silber, das sei das Eigentliche, das „Ewigschöne“; das sei noch etwas, mit dem auch der Privatmann den großen öffentlichen Sammlungen den Rang abzulaufen vermöge. Da gab der Doktor die besseren alten Bilder hin und ließ sich dafür die Wohnung mit Unmassen von Silberzeug aus allen Jahrhunderten anfüllen. So wechselten seine Passionen sehr häufig, natürlich nie zum Vorteil seiner Kasse. Indes setzte sich im Laufe der Jahrzehnte trotzdem ein Stock wirklich guter Bilder bei ihm an, von denen er

sich nie mehr trennen wollte. Sein größter Stolz ist das Porträt des Dogen Trevisan von Tizian. Wenn er den Besuchern seine Schätze zeigt, wird dieses Bild stets mit den Worten gekennzeichnet: „Das ist der Doge Trevisan, mit dem ehernen Blick und dem tiefen Geist.“ Auch der Diener, wenn er die Sammlung zeigt, bedient sich jetzt unwandelbar dieser Worte, nachdem er einmal, um seine kunstkritischen Zweifel zu heben, den Doktor eigens befragt hatte, ob das Bild eigentlich den Dogen Trevisan „mit dem ehernen Blick und dem tiefen Geist“ oder „mit dem tiefen Blick und dem ehernen Geist“ vorstelle. Seine Bilder zu zeigen ist aber der Hauptgenuß des Doktors. Er versäumt es nicht, seine Patienten auf die günstige Gelegenheit zu ihrer Fortbildung in der Kunstkennerschaft aufmerksam zu machen, „denn Sie sehen ja, das ist keine Wohnung, sondern ein Museum.“ Auch stehen sämtliche Thüren seiner Wohnung fortwährend offen, damit jedermann in jedem Augenblick einen ungeschmälerten Gesamteindruck seiner Kunstschätze erhalten könne. Gleichzeitig aber ist er außerordentlich empfänglich für jedes Wort des Lobes, das seine Bilder angeht. Einst fand er einen wartenden Patienten, den Hofrat W., vor einem kleinen Bilde von Tiepolo stehen. Der Hofrat versteht nicht so viel von Malerei und stand nur darum gerade vor diesem Bilde, weil es im Fenster hing. Der Doktor geht auf ihn zu und sagt: „Herr Hofrat, ich mache Ihnen mein Kompliment, daß Sie gerade vor meinem Tiepolo stehen; das zeigt, daß Sie ein Kenner sind. Wie hoch schätzen Sie das Bild?“ Der Hofrat ist

in einiger Verlegenheit, indes will er seinem Arzt eine Freude machen und entgegnet: „Es ist auf's genaueste zwanzigtausend Gulden wert.“ Der Doktor war natürlich hochentzückt, denn er glaubt alles felsenfest, was seinen Bildern günstig ist. Kurz darauf besuchte ihn ein Händler, der schon einige Zeit wegen des Tiepolo mit ihm verhandelt und bereits zweitausend Gulden geboten hatte. „Was?“ rief ihm der Doktor entgegen, „zweitausend? Ich gebe es um keinen Preis her; neulich hat es der Hofrat W., einer der ersten Bilderkenner Wiens, bei mir gesehen und es auf zwanzigtausend Gulden geschätzt; das Bild behalte ich.“

Allein nicht nur in Öl bemalte alte Leinwand hält das Herz unseres Sammlers gefangen, auch andere Seltenheiten, vorausgesetzt, daß sie nicht zu wohlfeil waren, sprachen ihn jederzeit mächtig an. Prächtige Porphyrvasen, alte künstliche Stutzuhren, ungewöhnlicher Hausrat und dergleichen stehen zwischen den Bildern umher. Es ist nicht schwer, da dreißig verschiedenartige Tische und Tischchen von den eigentümlichsten Formen zu finden, die meisten „nach meiner Angabe gemacht“, — auch eine Bezeichnung, die uns noch wiederholt vorkommen wird. Im allgemeinen ist Palisander die herrschende Holzart; es besteht schon lange ein zartes Verhältnis zwischen dem Doktor und Dame Jacaranda (so heißt der Baum, der jenes kostbare Holz liefert); nur einmal wurde es gestört durch eine heftige, aber vorübergehende Leidenschaft für Eichenholz, welches alles andere verdrängen zu wollen schien, und in einem der Salons steht eine seltsame Garnitur aus schwarz und gelb gestreiftem

Zebraholz, das der Doktor auf der ersten Londoner Ausstellung gekauft hat. Wie die menschliche Urgeschichte eine Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit kennt, so hat der Doktor seine Zebrazeit, Eichenzeit und Palisanderzeit gehabt. Als die letztere anbrach, da bestellte er sich — unglaublich praktisch! — durch einen der teuersten Galanteriehändler des „Grabens" vierhundert Zentner rohes Palisanderholz aus Südamerika, ließ sich dazu etliche vorzügliche Kunsttischler aus Paris kommen und dann die Möbel unter seinen Augen „nach seiner Angabe" arbeiten. Die billigste Anschaffungsart kann man das gerade nicht nennen.

In ähnlicher Weise wollte er einmal seine Küche einrichten. Er war nämlich zur Überzeugung gelangt, daß man in den Speisehäusern Wiens nicht menschenwürdig essen könne, und entschloß sich daher, eigenhändig zu kochen und daheim zu speisen. Vor allem galt es nun, seine Junggesellenwirtschaft aufs Kochen einzurichten. Ungesäumt begab er sich zum Hofmesserschmied in die Plankengasse und bestellte „nach seiner Angabe" eine Unzahl Tranchiermesser aller Größen, Formen und Systeme, aufs genaueste vorgeschrieben, jedes mit einem schönen Elfenbeingriff versehen. Von jeder Kategorie ließ er ein volles Dutzend „arbeiten", wie er denn überhaupt fast nur en gros anschaffte. Als die Messer fertig waren, ließ er August Klein kommen und bestellte für jedes einzelne ein besonderes Futteral aus Saffian mit Samt gefüttert, unter peinlichster Angabe jeder noch so geringen Einzelheit. Die Futterale kosteten ein kleines Vermögen. Als sie vollendet und die herrlichen Messer in

ihnen standesgemäß untergebracht waren, fuhr er zu Maresch nach Währing und bestellte einen monumentalen Kasten („monumental“ und „lapidarisch“ sind auch Schlagworte, die ihn durchs Leben geleiten) zur Aufnahme der Futterale. Der Palisanderkasten wurde gleichfalls nach seinen eigenen Angaben gebaut. Während dieser Arbeiten hatte er sich auch ein Dutzend schneeweißer Kochkostüme nach seiner Angabe machen lassen, mit flachen Kochmützen, welche drei Schuh im Durchmesser hielten. Ein Jahr verging, bis das alles ausgeführt war. Mittlerweile aber hatte der Doktor die Lust am Selbstkochen verloren und sich entschlossen, auch fernerhin aus dem Gasthofe zu speisen. Der Palisanderkasten jedoch mit dem Arsenal von Messern ist eines seiner Lieblingsstücke geblieben; den Eingeweihten des Hauses zeigt er zuweilen einzelne Stücke daraus und setzt hinzu: „Nach zweihundert Jahren noch wird man ein solches Messer mit Gold aufwiegen, denn das ist monumental, das bleibt ewig schön.“

Man möchte vielleicht glauben, daß der Doktor ein Feinschmecker erster Stärke sei. Keineswegs. So wie er in der Küche speist, speist er auch sehr einfach und trinkt dazu nur Wasser. Sein Assistent wollte einst den Versuch machen, ob daran etwa Abneigung gegen geistiges Getränke schuld sei und ließ mehrere Tage hindurch sein Bierglas zur Hälfte geleert auf dem Tische stehen, den er vor seinem Chef verließ. Und siehe da, der Doktor trank das Restchen jedesmal bis auf den letzten Tropfen aus, nicht ohne seinem Diener einen Wink zu geben, daß er, sobald der Herr

Assistent etwa nach seinem Biere fragen sollte, ein frisches Glas für ihn hole. Dagegen muß bei Tische alles am Schnürchen gehen und der Bediente ist auf alle Einzelheiten genau eingeübt, insbesondere auf die eigentümliche Redeweise seines Herrn. Der Doktor behauptet nämlich, daß es nichts Unsinnigeres gebe, als die menschliche Sprache, die alles viel zu langwierig und zeit- und atemraubend bezeichne. Er hat sich daher eine Sammlung von Wortkürzungen angelegt, welche seine Hausleute auswendig wissen. Nach dem Essen ruft er z. B. „Zahn!“ und der Bediente weiß, daß dies „Zahnstocher“ bedeutet. Nun könnte der Doktor freilich selbst nach dem Zahnstocher langen, aber er rührt grundsätzlich keinen Finger zu seiner eigenen Bedienung; der Bediente muß ihn des Morgens sogar waschen und der Doktor hält mit geschlossenen Augen mäuschenstill, während ihm der nasse Schwamm die Physiognomie bearbeitet. Der Bediente reicht ihm also auch den Zahnstocher, diesen bricht der Doktor mit pedantischer Regelmäßigkeit in zwei gleiche Hälften, deren eine er neben den Teller legt, während er sich mit der andern die Zähne stochert. Ist dies geschehen, läßt er sich die Cigarre geben, schneidet ihre Spitze ab und spießt den Glimmstengel an jenen aufgesparten halben Zahnstocher, so daß das Deckblatt sich im Munde nicht losblättern kann; dann raucht er die Cigarre knapp bis an den Zahnstocher aus.

Es ist selbstverständlich, daß der Bediente eines solchen Mannes besondere Eigenschaften haben muß. Das zeigte sich unter anderem voriges Jahr, als ein Prozeß des Doktors

gegen seinen Diener viel Heiterkeit erregte. Der Famulus hatte sich nämlich einen Griff in die Kasse seines Gebieters erlaubt, weshalb dieser gegen ihn klagbar wurde. Da erzählte der Diener, er sei durch die dringendste Notwendigkeit dazu getrieben worden. Der Doktor sei nämlich ein leidenschaftlicher Tarokfreund, spiele aber nie selbst, sondern finde sein Vergnügen am „Kiebitzen". Er (der Doktor) habe daher eine Tarokpartie zusammengestellt, an der er (der Bediente) täglich teilnehmen müsse, während sein Herr ihm dabei kiebitze. Leider nur spiele er (der Bediente) sehr schlecht und verspiele täglich, so daß sein schmales Salär für die Bestreitung dieses ihm ganz unwillkommenen Vergnügens nicht hinreiche, während andererseits sein Herr gar nicht daran denke, ihm ein besonderes Spielhonorar auszuwerfen. So hätte er sich denn zuletzt genötigt gesehen, um seinem Herrn das schöne Kiebitzen auch weiter zu ermöglichen, ein nicht verzinsliches und nicht rückzahlbares Anlehen bei dessen Kasse, und zwar ohne dessen Vorwissen, zu machen.

Aber nicht nur das edle Tarok, auch das ritterliche Billardspiel sieht der Doktor gern ausüben. Zu diesem Zwecke pflegt er sich nachmittags auf ein Stündchen ins Café Czech am „Graben" zu begeben. Er hat da seinen eigenen Stuhl, der ihm in der Nähe eines bestimmten Billards stets vorbehalten ist. Sein Verzehr zwar macht den Cafétier nicht reich, denn er läßt sich nur ein Glas Wasser servieren, aber wenn manchmal einer der Spieler einen schönen Stoß macht, springt der Doktor ganz entzückt auf,

eilt auf den tapferen Ritter vom Queue los, drückt ihm die Hand, wünscht ihm Glück zu seiner Kunst und legt einen blanken Dukaten aufs Tuch mit der Bitte, ihm für dieses Honorar den Stoß noch einmal vorzumachen. Man fragt ihn zuweilen, was er denn mit so offenbarer Verschwendung bezwecke, und da antwortet er: „Sie nennen das Verschwendung? In diesem Lokal befinden sich hundertundfünfzig Menschen, die jetzt alle fragen: Wer ist denn dieser splendide Amateur? Man nennt ihnen meinen Namen und ich habe dadurch eine Reklame, wie sie mir keine Ankündigung machen könnte. Nennen Sie es immerhin Verschwendung, ich heiße es Investition.“ (Bezüglich dieses Wortes siehe oben.)

Daß der Doktor kein hoffärtiger Mann ist, geht schon aus dem Bisherigen deutlich hervor. Ganz im Gegenteil liebt er es, mit Menschen zu verkehren, deren Verstand noch nicht unter all unserm Bildungsquark verkümmert ist. Lange Zeit bestand seine gewöhnliche Abendgesellschaft aus einem Tapezierer, einem Schreiblehrer, einem Tischler und einem Schlosser. Mit ihnen traf er in einem kleinen Wirtshause in Währing zusammen. Der Wirt deckte für diese auserlesenen Gäste in seiner eigenen Wohnstube. Da aßen und tranken sie und der Doktor trug ihnen dabei seine merkwürdigen Ideen über die sichtbare und unsichtbare Welt vor. Einen ganzen Winter z. B. dozierte er bei vollen Gläsern über die Frage: „Was ist Gott?“ welche er mit dem Satze beantwortete: „Gott ist die Anziehungskraft der Erde.“ Da der Doktor jedesmal die Zeche bezahlte, hielt

seine Zuhörerschaft treu bis ans Ende aus und unterschrieb unbesehen seine sämtlichen Behauptungen.

Wie in allem andern, ist der Doktor in seiner persönlichen Erscheinung ganz ursprünglich. Seine Kleider stecken sämtlich voll eigener neuer Ideen, zu deren Ausführung er sich einen Schneider, Namens Bochdalek, eigens geschult hat. Wenn ein Herder Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit niedergeschrieben hat, so schreibt unser Doktor Ideen zur Philosophie der Geschichte des Rockkragens und des Hemdärmels nicht nieder, sondern setzt sie ohne weiters in praktische Ausführung.

Zu Hause geht er Sommers und Winters seit unvordenklichen Zeiten in weißen Waschkleidern von unveränderlichem Schnitt einher. Sein gerader weißer Rock glänzt seinen Patienten wie ein Leuchtturm des Heils entgegen; so kleidet sich das Prinzip des Lichtes, das kann kein Mann der Finsternis sein. In der That braucht man ihn nur etwas näher anzusehen, um zu bemerken, wie völlig diese Kleider vom „Ewigschönen" durchgeistigt sind. Man gewahrt vor allem, daß es an diesen Anzügen fast gar keine Knöpfe giebt. Köpfe nämlich bedingen Knopflöcher, diese aber zerreißen gewaltsam den Zusammenhang des Stoffes, dessen edle Selbstwirkung dadurch geschädigt wird. So sind seine Hemden nach einem eigenen System gemacht („System" ist auch ein Hauptwort seines Lebens), sie brauchen nicht zugeknöpft zu werden und sogar die Manschetten sind „nach seiner Angabe" ohne Knopf zu schließen. Auch dem Beinkleide hat er das Rätsel seines innersten Wesens abzufragen

verstanden und ist nach Jahren des Forschens und Sinnens auf den verhängnisvollen Grundfehler des modernen Beinkleides gekommen. Dieser Fehler besteht darin, daß das Hosenbein vorne kurz und rückwärts lang ist, weshalb es ohne Rettung in ganz unästhetischer Weise durch die Absätze zu Grunde gehen muß. Darum hat er den Schnitt des Hosenbeins umgekehrt, alle seine Beinkleider sind vorne lang und hinten kurz, was nach seinem Ausdruck „vordere Plastik mit rückwärtiger Sicherheit zugleich verbürgt.“ Nicht minder sind seine Schuhe nach eigenem System konstruiert und er hat in seinem Schuhschranke immer dreißig Paar Lackschuhe stehen, deren jeder an seinem eigenen, aus Lindenholz nach einem Gypsabguß des Fußes geschnitzten Leisten steckt und nur einmal monatlich getragen wird. Bisweilen aber ist die Kühnheit seiner Bekleidungsideen so groß, daß er selbst vor ihrer Ausführung zurückscheut. Eines Tages im Sommer trat er in einen großen Strohhutladen unter den Tuchlauben. „Zeigen Sie mir Ihren feinsten Panamahut.“ Der Mann des Strohes langt aus einer vielversprechenden Schachtel ein Meisterwerk des Panama-Genre hervor. „Was kostet der Hut?“ — „Achtzig Gulden.“ — „Bah, für diese Summe kann er freilich nicht besser sein; könnten Sie mir einen Panamahut nach meiner Angabe machen lassen?“ — „Gewiß, aber es wird einige Monate dauern, bis ich ihn aus Costarica erhalten kann.“ — „Thut nichts.“ Und der Doktor entwarf den Plan eines Panamahutes, der genau einem vom Sturm umgekehrten Regenschirm glich; die Krämpe sollte zwei Schuh breit sein, so daß sie einen

Sonnenschirm unnötig mache, zugleich sollten in geschickter Weise eigene Wasserabläufe im Geflecht angebracht sein. Nach einigen Monaten kam der Hut an, er entsprach vollkommen den Entwürfen des Doktors und kostete die Kleinigkeit von vierhundert Gulden, ohne Zoll. Der Doktor war sehr zufrieden und gedachte ihn am nächsten Sonntag öffentlich zu tragen. Er hatte sich zu diesem Zwecke auch sonst ein eigenes Kleid machen lassen, nämlich einen langen, weiten Mantel aus milchweißem „englischem Leder", einem sehr festen, glatten, damastartig glänzenden Leinenstoff, auf den er damals gestoßen war. An jenem Sonntag also hüllte er sich in seinen „monumentalen" Mantel, setzte den „ewigschönen" Panamahut auf und verließ mit seinem Diener das Haus, um eine Landpartie zu machen. Er kam aber nicht sehr weit, denn das seltsame Kostüm erregte solches Aufsehen, daß die Leute zusammenliefen und der Doktor nicht durch's Gedränge konnte. „Es geht doch nicht," sagte er sehr mißmutig zu seinem Diener, „gehen wir nach Hause." Der Panamahut und der Mantel aus englischem Leder wanderten in einen der palisandernen Kleiderschränke zu den anderen selbsterfundenen Kleidern des Doktors, die daselbst in Stille jener fernen Jahrhunderte harren, in denen nach des Doktors fester Überzeugung die Museen Europas und Amerikas auf sie Jagd machen werden, als auf das einzig „Ewigschöne", allein Mustergültige.

Der Inhalt dieser Kleiderschränke dürfte in der Welt nicht seinesgleichen finden. Es hängen da unter anderm sechsunddreißig Winterröcke ohne Knöpfe und ohne Knopf=

löcher, sämtlich „nach meiner Angabe“ gearbeitet aus den eigentümlichsten Stoffen, gepreßten Sammten, orientalischen Shawls u. dgl., alle weit, talarartig, in „monumentalen“ Falten niederfließend, mit geheimen Verschlußvorrichtungen u. s. f. Da sind ferner die Kleider aus der Atlaszeit des Doktors, aus einer Epoche nämlich, in der er (lange vor Richard Wagner) für weißen Atlas schwärmte, aber nicht etwa für eine Qualität, wie sie für gutes Geld jedem zu Gebote steht, sondern für einen weißen, ins gelbliche spielenden Atlas von einer Dicke und Schwere, wie er seit der Erfindung dieses Stoffes zum erstenmal direkt nach seiner Angabe in Lyon gefertigt worden. Das ist des Doktors berühmter „ewigschöner“ Atlas „mit Silberglanz und Goldschimmer“, bei dessen Anblick man nicht weiß, „ob man leicht vergoldetes Silber oder leicht versilbertes Gold vor sich habe.“ Aus diesem Atlas der Atlasse hat der Doktor fünfundzwanzig Westen liegen, deren jede ein Meisterstück der Westenbildnerei ist. Unzählige Beinkleider aus den merkwürdigsten Stoffen und nach den erstaunlichsten Schnitten kommen hinzu; aber von keinem Stoff weniger als ein Dutzend. Die meisten dieser Kleidungsstücke sind niemals getragen worden; der Doktor hat sie nur probiert, sich darin von seiner Dienerschaft bewundern lassen und sie dann in die Schränke geschlossen. Zum wirklichen Tragen sind sie zu „ewigschön“. Nichtsdestoweniger befinden sie sich fortwährend in einem Zustande, daß jedes einzelne augenblicklich angezogen werden könnte. Jeder der sechsunddreißig Winterröcke und zahllosen anderen Röcke, wie er so im

Kasten hängt, hat in der äußern Seitentasche ein feines weißes Taschentuch stecken, dessen Zipfel ein wenig heraus-guckt. Jedes dieser vielen Beinkleider enthält in der rechten Tasche ein Federmesserchen von einer Gattung, wie man sie sonst in ganz Wien nicht bekommt, und in der linken Tasche ein kleines mit silbernen Zehnern und Zwanzigern gefülltes Etui, das mittels eines einfachen Mechanismus auf der einen Seite immer einen Zehner, auf der anderen einen Zwanziger herausschnellt. In der rechten Tasche jeder Weste befindet sich ein winziges silbernes Etui mit etwas Baumwolle, denn der Doktor hat die Gewohnheit, sich beim Ausgehen die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. (Auf alle diese kleineren Details muß später noch ein Rückblick geworfen werden.)

Manche dieser Kleider-Unika haben ihre besondere Geschichte. Es kommt z. B. einmal eine Patientin zum Doktor und klagt ihm ihre Leiden. Er scheint ihr aufmerksam zuzuhören, als sie aber fertig ist und um seinen Rat bittet, sagt er: „Meine Gnädige, Sie haben da einen ganz merkwürdigen Shawl an; das ist ein echter indischer Shawl von vorzüglichster Arbeit.“ — „Aber, Herr Doktor, ich habe ihn in einer Mariahilfer Fabrik gekauft, es ist ein ganz wohlfeiler Shawl, und wenn Sie wollen, können Sie sechs Dutzend davon haben.“ — „Die anderen sechs Dutzend will ich nicht beurteilen, aber dieser eine, den Sie tragen, ist echt. Wie es kommt, daß Sie ihn um solchen Preis bekommen haben, weiß ich nicht; es muß ein Irrtum ob-walten.“ — „Sie scherzen, Herr Doktor.“ — „Meine

Gnädige, ich will Ihnen sofort beweisen, daß ich nicht scherze; ich übernehme Ihre ganze Kur und Sie geben mir als Honorar diesen Shawl." Was konnte die Frau thun? sie war es zufrieden und der Doktor hängte die verkannte Kostbarkeit in seinen Shawlschrank.

Der Wiener Weltausstellung gegenüber verhielt sich der Doktor ablehnend. „So schöne Sachen, wie bei mir, giebt es ja dort doch nicht," sagte er und weigerte sich standhaft, sie zu besuchen. Die Ausstellungssaison ging bereits zu Ende, als er plötzlich den Entschluß faßte, doch einmal hinauszugehen. „Johann," sagte er zu seinem erstaunten Diener, „kleide mich an, wir gehen in die Ausstellung." Draußen angekommen, sah sich der Doktor ein wenig im Park um und trat dann an einen türkischen Laden, in dem orientalische Arbeiten für Bar verkauft wurden. Eine türkische Schabrake fesselte seine Aufmerksamkeit und er sagte: „Siehst du, Johann, wie dumm die Leute sind. Da laufen sie alle hinein in das große Gebäude und keiner von ihnen ahnt, daß alles, was da drin zu sehen, nichts ist gegen diese Satteldecke. Sie ist das Schönste auf der Wiener Weltausstellung." Er fragte nach dem Preise der Schabrake und der schlaue Händler, der sich auf seine Leute verstand, forderte fünfhundert Gulden. Der Doktor zahlte, ließ sich seine Rarität einpacken und fuhr mit seinem Johann nach Hause, ohne den Rest der Ausstellung auch nur eines Blickes zu würdigen. Die Schabrake, ein mit Gold, Silber und bunter Seide überreich gesticktes Stück, breitete er über die Schwelle, welche aus dem Vorzimmer in seinen ersten Salon

führt. Da blieb sie einige Tage liegen und die Patienten schritten gleichsam mit staunenden Schuhen über sie hinweg, denn daß sie ein Kunstwerk ersten Ranges sei, daran zweifelte niemand, sonst hätte sie ja der Doktor nicht in seiner Wohnung geduldet. Mittlerweile dachte der Doktor nach, wie sich aus der türkischen Pferdedecke — ein Schlafrock für seine Person machen ließe. Als er es glücklich gefunden, ließ er seinen Bochdalek kommen und gab ihm alles haarklein an, wie er es zu machen habe, daß auch kein Faden vom Stoffe verloren gehe; aus den Seitenteilen der Decke, welche sich vor dem Bug des Pferdes zu vereinigen hatten, wurden die Ärmel gemacht, in den Halsausschnitt kam der Hals des Doktors u. s. f. In kurzem war der „ewigschöne" Schlafrock fertig, mit feierlicher Miene zog ihn der Doktor an und wandelte langsamen Schrittes durch die Salons unter den verdutzten Augen seiner Dienerschaft; dann zog er den Schlafrock wieder aus und ließ ihn zu den übrigen Sachen hängen, fertig für ein Hofmuseum des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts.

Solche Verschwendung geht bei ihm mit einer unglaublichen Knickerei Hand in Hand, wo es sich um eine neue praktische Idee handelt. Eines Tages hatte er den Einfall, sich auf jeder Seite ein Blatt weißes Papier zwischen Hemdkragen und Hals zu stecken; auf diese Art könne der Kragen nicht leicht schmutzig werden und bleibe immer schön. Ein anderesmal, in einer kurzen Epoche, wo er über dem weißen Leinenrock zu Hause noch einen schwarzen Tuchrock tragen zu müssen glaubte, ersann er ein Mittel,

wie er den Kragen des schwarzen Rockes vor dem Fett=werden schützen könnte. Er stülpte nämlich den weißen Leinenkragen des unteren Rockes von innen heraus über den schwarzen Tuchkragen des oberen Rockes, was sich ungemein komisch ausnahm. Wer ihn deswegen zur Rede stellte, dem erklärte er voll Selbstgefühl die Logik dieses Verfahrens. Werde der Kragen dieses Leinenrockes schmutzig, sagte er, so lasse er ihn einfach waschen, den schwarzen Rock aber müßte er in gleichem Falle wegwerfen; welche Ersparnis liege also in seiner schwarz=weißen Kombination.

Was die erwähnten Kleinigkeiten anbelangt, die in den Taschen seiner Kleider vorhanden sein müssen, so hat es mit ihnen eine eigene Bewandtnis. Er hegt von jeher eine Passion für solche Taschen=Nippsachen und hat sie, wie alles andere, immer en gros gekauft. In solchen Fällen pflegt er folgendermaßen zu verhandeln: „Lassen Sie mich einmal ein solches Ding ansehen . . . Recht nett, in der That . . . Packen Sie mir ein Dutzend davon ein . . . Was macht das aus? . . . Hier ist der Betrag . . . Wie viele haben Sie mir denn eigentlich eingepackt? Wie? nur ein Dutzend? . . . Ich hatte ja drei verlangt . . . Ich bitte um noch zwei Dutzend . . . Ei, Sie haben ja noch eine ganze Menge vorrätig! Wissen Sie was? geben Sie mir alles, was Sie davon haben." Von der Straße kommt er dann gewöhnlich noch einmal zurück und sagt. „Bitte, vergessen Sie nicht, mir noch fünf Dutzend davon zu be=stellen, ich brauche sie dringend bis in elf Tagen." So hat er seine Kleingeldbüchschen, seine Federmesserchen, seine

Baumwolldöschen und noch viele andere Sächelchen erworben. Wenn ihn dann Bekannte besuchen, wartet er ihnen damit auf, wie ein anderer mit Cigarren, und zwar sieht er es sehr ungern, wenn man weniger als ein Vierteldutzend nimmt. Auch Patienten, die sich zu einer kleinen Operation nicht leicht verstehen wollen, besticht er mit solchen Dingen. Manchmal aber wissen die Beschenkten wirklich nicht, was sie mit dem Zeug anfangen sollen. So im folgenden Falle. Einmal hatte der Doktor keine Lust mehr, Bilder zu kaufen und beschloß fortan sein Geld in blankem Gold anzulegen. Nach zwei Jahren hatte er in der That bereits siebzigtausend Gulden in Dukaten und Napoleons liegen. Seiner Gewohnheit nach wollte er nun diesen Schatz auf würdige Art unterbringen. Er erfand also eine neue Art runder Büchschen, in deren jedem zehn Napoleons oder zwanzig Dukaten Platz hatten. Die Büchsen ließ er aus Palisander nach seiner Angabe anfertigen. Hierauf ließ er einen Tisch von ganz besonderer Art machen, in dessen Schublade jene vollwichtigen Büchschen hineingereiht wurden. Gern und oft zog er diese Schublade heraus und freute sich der peinlichen Ordnung, in der die schweren Dingerchen beisammen standen. Da kam plötzlich der Krach und nahm auch den Doktor beträchtlich mit, so daß sich Reihe auf Reihe seiner Palisanderbüchschen leerte. Immer leichter erschien beim Herausziehen die Schublade und dabei standen die leeren Büchschen nicht mehr in dichten Reihen da, sondern klapperten durch die Erschütterung gespenstig wie Totengebein durcheinander, taumelten auch haltlos hin und her

und führten überhaupt nur noch eine zwecklose Existenz. Das machte den Doktor ordentlich nervös. Er begann den Tisch, die Schublade und hauptsächlich die Büchschen darin zu hassen und wollte sie gern loswerden. Wenn ihn also ein Bekannter heimsuchte, zog er die Schublade heraus und sagte: „Da, lieber Freund, etwas ganz neues; Napoleonsbüchschen aus Palisanderholz, nach meiner Angabe gemacht; äußerst praktisch, in jeder Wirtschaft unentbehrlich; greifen Sie zu!" Und wenn der Betreffende der Seltsamheit halber eins nahm, ermunterte ihn der Doktor: „Aber so nehmen Sie doch noch einige; ich habe ja eine Menge und dergleichen kann man immer brauchen; nehmen Sie noch ein halbes Dutzend." So wurde die Lade endlich leer und das ärgerliche Geklapper darin verstummte.

Das Baumwollbüchschen in der Westentasche führt uns auf die sonderbaren hygienischen Ideen des Doktors. Wie gesagt, er verstopft sich beim Ausgehen die Ohren immer mit Baumwolle. Dies ist seiner Ansicht nach das einzige Vorbeugungsmittel gegen Schnupfen und er erklärt das auf eine ganz eigene Art, indem er eine anatomische Kommunikation zwischen den beiden betreffenden Organen nachweist, von deren Vorhandensein andere Anatomen noch nichts ahnen. Seine anderen medizinischen Ideen seien hier nicht erörtert, da sie zu weit ins „Fach" führen würden. Es sei nur noch erwähnt, daß er das Vorbeugen, die Prophylaxis, weiter als irgend ein anderer Arzt treibt. Es ist Thatsache, daß er wiederholt halbe Jahre lang das Zimmer, ja das Bett nicht verlassen hat, um nicht auf der Str[illegible]e

überfahren, von Dachziegeln erschlagen, von Bösewichten ermordet, von durchgegangenen Pferden umgeworfen und von tollen Hunden gebissen zu werden, der so viel wie unvermeidlichen Beinbrüche und Verstauchungen gar nicht zu gedenken.

Der schönste Traum seines Lebens war es aber, sich nach seiner Angabe ein Landhaus in einem Parke bauen zu lassen, wie die Welt noch beides nicht gesehen, und da den Abend seines Lebens zu verbringen. Lange Jahre hat er an diesem Traume geträumt und sich in den Vorstellungen einer tausend und zweiten Nacht gewiegt, bis endlich seine Ideen zur Reife gebracht waren. Da ging er hinaus nach — man lache nicht — nach Grinzing und kaufte da ein ganzes Joch Weingarten. Dann holte er sich einen der berühmtesten Gartenkünstler, der seinerzeit den Park in Miramare geschaffen hatte; diesem zeigte er den Ort und fragte ihn, ob er sich getraue, daselbst einen Garten im großen Stil anzulegen, an Gelde solle es nicht fehlen. Der Gärtner bejahte und ging ans Werk. In den ersten zwei Jahren wurden die Weinstöcke entfernt und das Erdreich des ganzen Joches mehrere Meter tief ausgehoben, wobei auch im Gestein weidlich gearbeitet werden mußte. Im dritten Jahre wurde bei Reichenau ein Felsen gekauft und in Schotter verwandelt, der nach Grinzing geschafft und auf dem Boden der jochgroßen Grube ausgebreitet wurde. Im vierten Jahre kaufte man im Marchfeld ein Joch des fettesten Ackers, hob die Krume aus, präparierte sie nach allen Regeln der Gartenchemie und führte sie nach Grin-

zing, wo sie in die Grube gefüllt wurde, während man das dort ausgehobene Erdreich in die Grube auf dem Marchfelde schüttete. Im fünften Jahre endlich besäte man die so gewonnene Fläche mit dem besten Grassamen, um einen vollkommenen Rasen zu erzielen. Da hatte der Doktor den ersten Kummer, denn der Rasen wollte sich schlechterdings nicht machen, das Feld bot ein Gemisch von grünlichen und schwärzlichen Flecken. Nichtsdestoweniger wurde im sechsten Jahre das ganze Viereck mit einem monumentalen Gitter aus geschnitztem Eichenholz umfangen, wie ganz Niederösterreich kein zweites aufweist. Mit Stolz wies der Doktor dieses Gitter seinen Bekannten, die er dazu eigens nach Grinzing führte. Im siebenten Jahr aber gewahrte er mit Entrüstung, daß das Gitter zwar unstreitig „monumental", aber nicht „ewigschön" war, denn den Winter über hatten sich an den Stäben lange braune Streifen gebildet, wie nämlich von der Feuchtigkeit die eisernen Nägel im Holze gerostet waren und das über sie herablaufende Wasser die Rostteilchen an den Stäben abgelagert hatte. Da ließ der Doktor das ganze kostspielige Gitter erneuern und dabei lauter verzinnte Nägel in Anwendung bringen, so daß von Rost keine Rede mehr sein konnte. Mittlerweilen waren noch mehrfache Versuche mit Anpflanzungen vorgenommen worden und mißglückt, so daß im achten Jahre endlich dem Doktor die Geduld ausging und er den schönen Traum von der Villa in Grinzing aufgab. Das einzige Andenken, das ihm daran verblieb, war außer dem umfriedeten Viereck in Grinzing, einem halb zerschlagenen Felsen

bei Reichenau und einem ansehnlichen Loch im Marchfeld — ein längerer Prozeß mit dem Gärtner, der noch eine bedeutende Nachtragsforderung an ihn hatte.

Doch was thut's? Solche Enttäuschungen sind keinem Sterblichen erspart, insbesondere wenn er aus den Banden der nichtsnutzigen Alltagsprosa hinausstrebt dem Reiche des „Ewigschönen" zu. Das Ideal hat von jeher so seine kleinen Mucken gehabt und sich nicht leicht erreichen oder gar festhalten lassen. Ein Thor, wer sich dadurch abschrecken ließe. Nicht der Besitz macht ja wirklich zufrieden, sondern das Streben nach dem Besitze mit seinen Kämpfen, Enttäuschungen, Hoffnungen und Triumphen. So wird auch unser Doktor bis an sein seliges Ende fort und fortstreben, Zielen nach, die er zum Teile niemals zu erreichen fürchtet und doch eigentlich längst erreicht hat, zum Teil aber längst erreicht zu haben glaubt und doch niemals erreichen wird. Jedenfalls wird er zuletzt mit Befriedigung erkennen, daß es ihm gelungen, sein Leben durchaus „nach seinen eigenen Angaben" zu gestalten.



Kyselak.

(1886.)

> ... Schwer empört schau' ich das wilde
> Denkmal wilder Menschenart ...
> Sieh — da winkt versöhnlich milde
> Auch ein Gruß der Gegenwart:
> Schwindlig ob des Abgrunds Schauer
> Ragt des höchsten Giebels Zack,
> Und am höchsten Saum der Mauer
> Prangt der Name — Kyselak!
>
> Scheffel: Gaudeamus.

Immer, wenn ich in Alfred Rethels Hannibalszug das Bild sah, wo der karthagische Kriegselefant am Seil die Felswand heruntergelassen wird und so dramatisch mit allen Fünfen (der „Fünfte" ist nämlich der Rüssel) in den historisch verdüsterten Lüften zappelt, entbehrte ich es, daß das Tier nicht mit seinem Rüssel einen gewaltigen Pinsel hält und mit schwarzer Ölfarbe an die Felswand schreibt: „Kyselak". Oder genauer: „Kyselak 1837", — denn es ist sonderbar, daß die meisten Kyselak-Anekdoten, welche im Laufe eines halben Jahrhunderts in Umlauf gelangt sind, im Jahre 1837 spielen, in welchem Kyselak längst tot war.

„Wie? Kyselak tot?“ wird mancher Leser unwillkürlich fragen und sich dann rasch wieder besinnen: „Ei freilich, warum sollte er nicht tot sein?“ Man hat nämlich so ungefähr das Gefühl, daß dieser Kyselak eigentlich gar nie ein Mensch gewesen sei, sondern nur ein Name, eine Art schriftliches Echo, das die Felsen und die alten Rittertürme einander zuwerfen, so daß es überall einen Autographenabdruck zurückläßt und dann weiterschwebt durch die Lande auf Flügeln des Nichts. Kyselak! Hätte der Mann vor dreihundert Jahren gelebt und seine seltsame Fexerei geübt, Goethe hätte ihn in seiner Walpurgisnacht mit auftreten lassen als eine der urwüchsigsten Gestaltungen des als Sage verdichteten Volkshumors. Und Papa Wurzbach hat ganz recht, wenn er in seinem biographischen Lexikon die Dichter auffordert, mit Kyselak dasselbe zu thun, was Chamisso mit Peter Schlemiehl gethan. Ohne jeden Zweifel wird einmal der Romantiker über diesen Stoff geraten und ein heiteres Epos in Scheffelscher Art aus ihm machen; ist doch sogar der „liebe Augustin“, diese ältere Wiener Figur, schon in einen Dramenhelden verwandelt, durch einen jüngeren Wiener Dramatiker und Hans Sachsianer, Hans Pöhnl mit Namen, der einst sogar sagenforscherisch auf den lieben Augustin losgegangen ist und in einem Vortrage klärlich dargethan hat, daß bemeldeter Volkssänger aus der Pestzeit eigentlich eine Verkörperung des Lichtprinzips ist, analog dem griechischen Sonnengott Helios und dem altassyrischen Izdubar, dessen poetischer Taufschein in Keilschrift noch vorhanden ist, und also auch gleich dem phöni-

zischen Melkarth, welcher identisch ist mit dem hellenischen Herakles, und ferner dem Siegfried der nordischen Sage und Richard Wagners. Bis zu welchem Grade Freund Pöhnl diesen Stammbaum ernst genommen, weiß ich wahrhaftig nicht, aber sicher ist, daß der „liebe Augustin“ als Typus neben einem Kyselak geradezu verschwinden muß. Jener ist ein verschnupfter Nebelstreif, dieser ein Feuermeteor, das mit Donnerknall zerspringt, um seine Bruchstücke allen Museen zu hinterlassen. Jener ist der Kehrreim eines Liedes, von dem heiseren Akkord einer Ziehharmonika begleitet, dieser ist ein fruchtbarer Dichtungskeim, meinetwegen zu einem komischen Ewigen Juden, oder zu einem Callot-Hoffmannschen oder Edgar Poeschen Phantasiestück, wenn nicht zu einem Scheffel-Hertz-Baumbachschen Scherz-Epos.

Der Mann braucht dazu nur den Zaubernebelschleier der Zeit, welcher sichtbar macht, indem er verhüllt, dieses Wolkengewand, auf jenem Weltwebstuhl gewebt, dessen Arbeitsgeräusch wie Tik-tak klingt. In solcher ehrwürdigen Vermummung erscheint als Sage, was in der Wochentagsbeleuchtung der Gegenwart oder einer nüchternen Halbvergangenheit bloß harmlose Anekdote und trivialer Tagesscherz ist. Wir nicht, aber unsere Eltern haben die Bildung der Kyselaksage mitgemacht und unsere Kindheit damit unterhalten. Wie Humboldt den Chimborasso bestiegen und am Gipfel desselben bereits die Inschrift „Kyselak, 1837“ fand, — natürlich das gewohnte 1837, obgleich Humboldt seinen Chimborasso schon 1802 bestieg. Und wie, vermutlich

wieder 1837, eine neue Brücke eröffnet wurde und als das erste Schiff unter ihr durchfuhr, die Festgäste desselben über sich am Brückenbogen bereits den Namen Kyselak lasen. Und wie der gute Kaiser Franz ihn einst zu sich beschied um ihn persönlich zu ersuchen, daß er doch nicht alle kaiserlichen Gebäude mit seinem Namen bekritzeln möge, was der also väterlich Verwarnte auch gerührt versprach, ohne auch nur zu merken, daß er während der Strafpredigt seinen Namen mit armlangen Zügen auf dem Marmortisch des Audienzsaales verewigt hatte. Und wie im heißen Sommer des Jahres 1842 der Wasserstand der Donau so niedrig gewesen, daß ein Steinblock im Flußbette bloßgelegen habe, den schon seit zweihundert Jahren kein Menschenauge erblickt, und wie Kyselak schleunigst um Pinsel und Farbe gelaufen, um sein Giro auf diesen Stein zu heften, der aber bei seiner Rückkehr schon wieder unter Wasser gewesen, so daß der große Selbstverewiger aus Kummer den Tod in den Wellen gesucht habe. U. s. w.

Wurzbach erzählt, welche Mühe er sich gegeben, für sein Lexikon die Lebensumstände Kyselaks festzustellen. Die litterarischen Quellen waren mager und unverläßlich. Bäuerle hatte ihn einmal zum Helden eines unvollendeten Romanes gemacht. Robert Heller hatte 1847 in Nieritz' Volkskalender einen Aufsatz geschrieben: „Kyselak, eine Unsterblichkeit des neunzehnten Jahrhunderts“. In Berlin spielte man 1861 eine Posse: „Kyselak und seine Tochter vom Ballett“. Aber das waren nicht die Urkunden, aus denen die Ranke'sche Schule eine Biographie schöpft. Wurzbach

wandte sich an die größte Autorität in der Wiener Lokalgeschichte, an den wackeren Gastwirt Franz Haidinger in der Vorstadt Margarethen, dessen berühmte Bibliothek von Viennensien erst vor wenigen Jahren versteigert worden. Aber auch Haidinger wußte nichts Sicheres, nur erzählte er, daß er selbst einmal mit eigenen Augen Kyselak gesehen, wie er in Perchtoldsdorf vulgo Petersdorf an der Südbahn, eine halbe Stunde von Wien, auf einer hohen Leiter stand und, Pinsel und Farbentopf in den Händen, seinen Namen nebst Jahreszahl dem Turme der uralten Pfarrkirche an die Stirne malte. Da schlug Wurzbach andere Wege ein. Er erkundete in Wien einen Kriminalrat Franz Kyselak, der sich als der einzige noch lebende Verwandte, der leibliche Vetter jenes glorreichen Wandbekleckfers entpuppte. Da erfuhr er denn Verschiedenes. Joseph Kyselak war 1795 als der Sohn eines k. k. Patrimonial-Familien- und Avitikal-Fondskassen-Liquidators geboren. Dieser Titel ist etwas langatmig, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Joseph es bis zu einer so ansehnlichen Titellänge gebracht haben würde, wenn er nicht leider jung gestorben wäre; thatsächlich schwang er sich bis zum k. k. Hofkammerregistraturs-Accessisten empor. In freien Stunden war er aus Liebhaberei Kunstdrechsler, in noch freieren Fußgänger, ja Alpenfex, lange vor Erfindung der Alpenvereine. Er war kräftig gebaut, mehr als mittelgroß und wußte trefflich auszuschreiten. Einmal gewann er, wie er selbst erzählt, die Wette, daß er in drei Tagen dreißig deutsche Meilen zurücklegen würde. Von zwei gewaltigen Hunden gefolgt, zog

er durch Stadt und Land, er mußte eine auffallende Figur des damaligen Wien sein. Ob er selbst schon jene Fußbekleidung trug, die man später „Kyselaks“ nannte, weiß man nicht. Was ihn dazu gebracht habe, der Überall und Nirgends des „Erbkaisertums“ (wie er das Vaterland zu nennen pflegt) zu werden, darüber ist auch mancherlei gefabelt worden. Nach einer Version sei es unglückliche Liebe gewesen; die spröde Geliebte sollte überall, wohin sie auch den Fuß setzen mochte, seinem Namen begegnen, dem harmlosesten aller Menetekels. Sein Vetter, der Kriegsrat erzählte dagegen: Joseph habe eines Tages in einer Gesellschaft, wo von Ruhm und Unsterblichkeit die Rede war, gewettet, er werde sich in der kurzen Frist von drei Jahren zum berühmtesten Manne im ganzen Lande machen, und zwar weder als haarsträubender Verbrecher, noch als erfinderischer Selbstmörder, welche Wette er auch in weit kürzerer Frist gewonnen habe. Übrigens ist Kyselak auch einfach aus den Wiener Verhältnissen zu erklären. Wien mit seiner reizenden näheren Umgebung hat die uralte Wiener Leidenschaft für Landpartien ausgebrütet, diesen unerschöpflichen Motivenquell für die vor- und nachmärzlichen Wiener Genremaler, die großartige weitere Umgebung aber, das alpenhafte Schneeberggebiet ist die Brutstätte des Wiener Touristenwesens. In dem verhältnismäßig umgebungslosen Berlin wäre kein Kyselak möglich gewesen, in England hätte er ein See-Kyselak sein müssen und in der That ist Robinson etwas dergleichen, denn Robinson sitzt, wiewohl unter immer anderem Namen, auf jeder wüsten Insel im Ozean,

und die unabsehbare Robinsonaden-Litteratur gleicht dem auf jeden Fels und jeden Ritterturm hingepinselten Namen Kyselaks . . . Über den allzufrühen Tod unseres Helden ist ermittelt, daß er um 1831 erfolgt sei und zwar durch die Cholera. Kyselak, der vorurteilslose Bahnbrecher in den Alpen, will auch der Cholera gegenüber seine Selbständigkeit bewahren. Alles hütet sich vor Obst, er stopft sich damit voll; wenn er ins Amt kommt, hat er alle Taschen voll Zwetschgen, weil diese in ganz besonderem Verruf stehen, und nur ungern spuckt er wenigstens die Kerne aus. Man warnt ihn von allen Seiten, nur um so choleragefährlicher treibt er es; er ißt Gurken, die doch als tötlich gelten, er schreckt sogar vor grünen Äpfeln und saurer Milch nebst Bier nicht zurück. Da verfällt er seinem tragischen Geschick. Richtig kriegt er die Cholera. Aber er besitzt auch die Größe seiner Tragik. Er weist entschlossen den Arzt zurück, der ja ohnehin nichts verstehe. Der Arzt, in seinem wissenschaftlichen Selbstbewußtsein verletzt, eilt zur Polizei und macht Anzeige. Die Polizeimacht eilt herbei, um den Widerspenstigen zur Verantwortung zu ziehen, aber dieser lacht sie aus und stirbt. Ein solches Alibi entkräftet jede Anklage und frei schwebt Kyselak zu den Wolken empor. Welcher tragische Dichter wird ihm dahin folgen? Welcher realistische Schauspieler wird mit Salvinischer Sterbekunst den Tod Kyselaks spielen und damit volle Häuser machen? . . .

Aber Kyselak ist nicht gestorben, ohne ein litterarisches Denkmal zu hinterlassen, das noch leben wird, wenn sein Name längst von den morschen Steinen herabgewittert ist.

In dem Kuriositätenwinkel meiner Bibliothek steht ein Buch, um das mich mancher beneiden wird. Zwei dicke Bände Großoktav, so schön gebunden, wie man vor fünfundfünfzig Jahren in Wien überhaupt binden konnte, in grünen Saffian, mit Goldschnitt und allerlei goldenem Zierrat, im Geschmack jener Zeit. Auch der Druck ist schön, große Schrift auf dickem Papier. Das Exemplar muß ein besonderes sein, vielleicht aus dem nächsten Kreise des Verfassers, wer hätte es auch sonst so prächtig binden lassen? Ich wage es nicht, der freudigen Ahnung Worte zu leihen, daß ich wohl gar Kyselaks eigenes Handexemplar besitzen möchte. Aber nein, der Mann, der überall seinen Namen hinschrieb, sollte ihn gerade auf dieses Buch nicht geschrieben haben? Der Titel des Werkes lautet: „Skizzen einer Fußreise durch Österreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, Berchtesgaden, Tirol und Baiern nach Wien, nebst einer romantisch-pittoresken Darstellung mehrerer Ritterburgen und ihrer Volkssagen, Gebirgsgegenden und Eisgletscher auf dieser Wanderung, unternommen im Jahre 1825 von Joseph Kyselak. Mit Kupfern. Wien 1829. Gedruckt bei Anton Pichler.“ Jedem Bande ist ein Kupfer vorgebunden, dem ersten die Ruine Klamm bei Schottwien, dem zweiten die Martinswand bei Innsbruck.

Dieses Buch gehört ohne Übertreibung zu den merkwürdigsten, die ich gelesen. Kyselak als Schriftsteller findet wahrlich wenige Rivalen. Nicht als ob er ein Meister der Darstellung wäre, sondern durch die seltene Vollkommenheit, mit der er das Gegenteil ist. Er ist ein naiver Dilet-

tant der Feder, von geringer Bildung und gar keinem litterarischen Talent. Er steht mit Rechtschreibung und Sprachlehre auf ebenso gespanntem Fuße, wie mit Stilistik und Logik. Aber er hat genug Naturschwärmerisches und Kraftgenialisches nach damaliger Mode gelesen, um seine Prosa mit aufgeschnappten Brocken aufputzen und die Tonart der schönen Seelen, sentimentalen Reisenden und ein wenig auch der Ritterromantiker nachahmen zu können. Vor allem aber ist er „bieder", wie man es nur damals zu sein wußte, und schon die Mottos, die er für seine beiden Bände dichtet, kennzeichnen ihn als Biedermann vom reinsten Wasser. Das Motto des ersten Bandes lautet folgendermaßen:

„Gott! es ist nur eine Welt!
Und wem diese nicht gefällt,
Dem soll wirklich hier auf Erden
Nichts als unser Mitleid werden" —

und das des zweiten, gleichfalls im trochäischen Maß der „Ahnfrau":

„Wo Natur und Kunst sich binden,
Um ein Meisterwerk zu gründen:
Müssen Wand'rer stille stehn,
Solcher Wunder Pracht zu sehn."

Er ahnt es wohl, daß er, „ein von romantischen Ideen begeisterter Reisender", dieser Begeisterung mit der Feder nicht so recht zu folgen vermag und entschuldigt sich im Vorworte mit den merkwürdigen Worten: „Möchte es mir doch gelingen, Nachsicht und Wohlwollen meiner geehrten Leser zu erringen, der ich mit ungekünstelter Feder

Naturschönheiten zu schildern wage, bei deren mühsamster Kopie mancher meisterhafte Pinsel nur getändelt zu haben scheinen würde! Doch das Vergnügen, mich über empfundene Wonne herzlich zu ergießen und dieselbe nach Möglichkeit zu schildern, erhob mich über das Gefühl meiner empfundenen Schwäche und die zagende Feder siegte im Willen; wohl ihr, wenn sie am Ende nicht büßt, kühn unternommene That." Ich denke, in diesen wenigen Zeilen verrät sich schon der ganze Schriftsteller, mit seinem unbehilflichen Schwulst, den er für so poetisch hält, daß er glaubt, sich auch dieserhalb entschuldigen zu müssen. „Findet jemand," schreibt er, „meine Ansichten hie und da zu bildlich, zu poetisch, so bedenke er: daß man von einem glücklichen Zufalle überrascht, gemeiniglich in Lobeserhebungen schönerer Form ausbricht." Übrigens ist ja wohl die Empfindung die Hauptsache und er schließt darum seine Vorrede mit dem Ausruf: „Wohl mir, wenn ich Empfindung und reine Gefühle verraten, und dem edlen Herzen nicht ganz unbedeutend geschienen habe." Man nannte das damals eine „schöne Seele" und die Leihbibliotheken lebten davon.

Touristisch betrachtet, ist allerdings diese Reise Kyselaks gar nicht verdienstlos. Es gehörte schon ein ordentliches Maß von Naturschwärmerei und Marschfähigkeit dazu, um Anno 1825 alle diese Länder zu durchreisen. Er ist begleitet von „einem seiner treuen Wolfshunde", Namens Duna und trägt sein geringes Gepäck selbst, darunter Fernrohr, Feldflasche, Steigeisen, Windlichter, Feuerzeuge, Landkarten u. s w. Er ist bewaffnet mit Gewehr und Stock-

degen, was man damals noch nicht entbehren konnte. Das alles zusammen wiegt 15 Pfund; einen Mantel nimmt er absichtlich nicht mit, obgleich er Gletscher und Hochgebirgsspitzen ersteigt und manches schwere Unwetter durchmachen wird. Im Durchschnitt legt er täglich sechs deutsche Meilen zurück und zwar nicht auf den gebahnten Wegen von heute, sondern auf selbstgesuchten Pfaden nach der Karte des „General-Quartier-Meister-Stabs" und nach den Weisungen von Holzknechten und Gemsjägern. An Abenteuern aller Art fehlt es dabei nicht, die „Hungertürme von Wirtshäusern und Strohbündel statt Fetterbetten" gar nicht gerechnet. Oftmals ist er in Leibes- und Lebensgefahr. Im Umherklettern auf Ruinen brechen morsche Balken unter ihm und er muß auf allen Vieren schmalen Mauerkanten entlangkriechen. Er entdeckt in Burgen heimliche Gänge, aus denen er nicht leicht wieder herausfindet, er verirrt sich bei argem Wetter in den Schneewüsten der Tauern, einmal wird er von einer Schweineherde angefallen, aus der er sich und seinen Hund nur mühsam und nicht unverwundet heraushauen kann, ein andermal wird er von Hunden angegriffen und gebissen, so daß er sie mit dem Degen erstechen muß, dann wird er von Raubschützen bedroht, ja einmal wider Willen von seinem Führer gepreßt, ihm bei seiner Wilddieberei als Treiber zu dienen. Auch das Mißtrauen der Bauern und der Behörden erschwert ihm die Reise, die Amtsschreiber und anderen obrigkeitlichen Gewalthaber wollen in ihm durchaus einen Verdächtigen sehen und trotz seines in bester Ordnung befindlichen Passes kann

er nicht immer glatt durch. Bei den Fahrten auf Inn, Salzach, Donau, Mur und Traun gerät er oft in dringende Gefahr, einmal z. B. entzündet sich das Kalkschiff, auf dem er fährt und er kommt eben noch mit heiler Haut davon, während Duna, um der Glut zu entgehen, ins Wasser springt und beinahe ersäuft. Der arme Duna ist überhaupt übel dran. Manchmal halten ihn die Bauern für einen Wolf und wollen ihn erschlagen; dann wieder wollen sie ihn dem Reisenden durchaus um fünf Gulden abkaufen; einmal muß er mit einem Wolf kämpfen und trägt zwei Bisse davon; bei den Wanderungen im Hochgebirg, zuweilen auf Pfaden, welche nur Raum für den Vorderteil des Fußes geben, während die Ferse über dem Abgrund schwebt, ist Duna verzweifelt und wagt sich seinem Herrn nicht nach, immer aber siegt zuletzt die Treue und Kyselak erstaunt dann, wie der Hund, den er schon verloren gegeben, ihm dennoch habe folgen können.

Diese Fußreise an sich ist also gewiß eine rühmliche Touristenthat. Kyselaks Beine haben sich bewährt, sobald er aber die Feder ergreift, ist er lahm. Seltsam, daß er nicht einmal alle Namen richtig schreibt, statt Mürz z. B. fortwährend Mirza, statt Wörther-See Werder-See, Gölling statt Golling, aber gleich wieder Gulinger-Fall u s. w. Sogar den berühmten Dachstein nennt er Dachsstein. Daß er „flux“ statt „flugs“ schreibt u. dgl., geht ihm noch hin, aber er versteigt sich zu grammatikalischen Formen wie „geschieen“ (als Partizip von „scheuen“) und zu „tragbarem“ Schnee, statt „tragfähigem“. Einzelne Wörter gebraucht

er ganz absonderlich, z. B.: „daß diese Landschaftsänderungen den Reisenden in immer neue Genüsse verweben“, „leiser Westwind lüftete die verweilte Schwüle,“ „süß sich entbildende Gefühle“, „Mädchen in verunstaltenden kurzen Leibestrachten,“ „Namen, durch Geschichten und Thaten berühmt, ruhmkrönten diesen Stammsitz,“ „bewinzerte Hügel,“ „die Caravanzas, welche mit ihren befrosteten Himmelsspitzen Kärnten und Illirien unabänderlich trennen“, „die mit heldigem Blute der Deutschen ruhmgekrönten Felder,“ „Unglücksfälle ausüben,“ „wohlschmeckende Gegend“ u. dgl. Ganz seltsam ist es, daß er sich einmal als Gegner des Schwulstes bekennt und als mustergültig für einfachen Stil ein paar Grabschriften aus dem Friedhof zu Berchtesgaden kopiert. Und zwar:

„Ruhe, lieber Vater, ruhe sanft
Du hast im Leben dich viel
geplagt;
Dafür danken bei dir knieend
deine dir
schuldenden Kinder.“

Und:

„Ein treues Weib, so wie sie war,
Giebt mir die Welt nun nimmerdar,
Ich wart bis mir der liebe Gott
Sie wieder bringt nach meinem Tod.“

Selbstverständlich hat Kyselak auch auf dieser Reise wiederholt seinen Namen geschrieben und oft auch Verse dazu, die drollig genug sind. Er ermangelt niemals, diese litterarischen Episoden mitzuteilen. Mit welcher Freude

erblickt er ähnliche Spuren von Vorgängern. „Ich war sonach allein und unterhielt mich mit den Besuchern, deren einstiges Dasein hie und da die platteren Wände verkündeten . . . Mein Gruß folgte denen Rastlosen, die in entfernten Zonen oft vergebens zu erstreben suchen, was sanftmütiger der vaterländische Boden gewährt.“ Ganz entzückt begrüßt er einmal in Tirol ein solches „Stammbuch der Natur“ und bewundert als kongenialen Geist besonders „den Schreiber eines Namens, welchen man mit bewaffnetem Auge im Thale, aber nur vorgestreckten Halses über dem Abgrunde rechts aus der Höhle lesen kann“ und der „auf dem achtzölligen Saum der Felswand gewiß mit kaltblütiger Sicherheit gestanden“ habe. Nachdem er unter Lebensgefahr, bis an die Brust im Schnee, die Tauernwand erklettert, schleppt er dort oben mit Anstrengung eine Schieferplatte herbei und schreibt darauf „mit schwarzer Ölfarbe“:

„Frisch, o Pilger! unverzagt
Sei der Weg zum Ziel gewagt!
Leicht errungen ist der Preis,
Wenn man ihn zu schätzen weiß.“

Bei einem Wasserfall in Tirol liest er „auf einem flachen Steine die mit Rotstift hingeschriebenen Zeilen: „Wohl gethan, daß du dich Rasender in dieser abgeschiedenen Kluft verbirgst.“ (Unterschrieben: A. Strenhelm 1825.) Ich pinselte daneben mit schwarzer Ölfarbe:

„Wem der Busen freudig schlägt,
Wem das Herz sich dankbar regt:
Der wird bei wilder'm Kampf bestehn,
Und froh der Schöpfung Pracht ersehn.“

(Wobei ihn sein Führer auffordert, auch etwas von der lieben Muttergottes und dem heiligen Sebastian „mit einfließen zu lassen", was „recht gut passen" würde.) Noch schöner glückt es ihm aber auf dem Glamersgrub-Ferner; dort „tanzen alle holden Momente des Lebens rosenfarbig herbei, man verjüngt in ihnen bis zum faßlichen (!) Kinde" und schreibt:

„Mög das Schicksal gleiten, wie es will,
Ich erfuhr der Seligkeiten Ziel;
Raubt uns auch der nächste Augenblick:
Diese Stunde schuf mein Lebensglück!"

„Eine Strecke unter der Spitze," bemerkt er, „konnte ich dieser Fülle meines Herzens einen Platz auf schneelosem Steine anweisen, sie mag sich in den Ölbuchstaben (!) erhalten, wie meine Erinnerung daran."

Wie man sieht, ist Kyselaks Musenroß eine arge Rosinante, er geht auch lieber zu Fuße, in Prosa. Da giebt er sich, ungehemmt durch schlechte Reime, dem Augenblicke hin und strömt die Empfindung in mannigfacher Form aus. In Betrachtungen zum Beispiel: „Außer Lasselsdorf beginnt der Wald, bejahrt und düster, wie des Menschen gewöhnliches Ende; ein tiefer Hohlweg macht den Anfang — so tritt man ungewiß ins Leben." Die etwas fatale Zweideutigkeit des letzteren Vergleiches ist gewiß gedenkenswert, noch philosophischer fühlt er sich aber angeregt durch den Anblick der Salzburger Alpen: „Wie oft, dachte ich, muß Phöbus auf seiner Eilfahrt diesen Kindbetterinnen der Flüsse schmeicheln, bis deren Eisgeburten zu Wasser ge-

schmolzen, hinabsinken in die flachen Beete der guten Erde; um zu Boreas' Triumphe dort wieder Brücken zu bauen in der Ströme würgenden Wogen, und dem tiefen Meere sonach die Geschenke der Alpen zu bringen. Giebt dieses alljährlich sich erneuernde Elemententheater nicht ein Bild des Lebens? Der Mensch, flüchtig wie Schnee, spielt auf der holperigen Lebensbahn mit Wünschen und Erfahrungen, gleich den Sonnenstrahlen mit der Eisdecke, unterliegt dem Zufall, wie sie der Wärme, wird oft wieder, was er war — ein Kind, sinkt in das Grab, wenn er glaubt, etwas errungen zu haben, und läßt, vom ewigen Jenseits verschlungen, nichts übrig, als den Nachruf seines einstigen Daseins! — Die Nachkömmlinge spielen über ihm die vorige Rolle." Die Tiefe dieser unvergleichlichen Vergleiche ist augenfällig, indes weiß unser reisiger Weltweiser auch nichtssagenden Worten durch eine bedeutsame Miene den Schein hoher Wichtigkeit zu verleihen, zum Beispiel wenn er im Tone eines ewigen Axioms ausspricht: „Mit leichter Mühe verdoppeln rasche Pferde die Schnelle der Fahrt von Neustadt bis Neukirchen," was schwerlich jemand bezweifeln könnte, und dergleichen mehr.

Seine volle Stärke findet er nicht in der kühlen Reflexion, sondern in der Glut des dithyrambischen Ergusses. Eine idyllische Aussicht z. B., deren sämtliche Einzelheiten er aufzählt, „bezaubert auf hundertfache Art das göttlich sich fühlende Auge, und versteinert den Fuß, um den Körper zur unbeweglich freudigen Büste zu machen." In nicht minder überraschenden Tropen schildert er ein Wettrennen

von Bauern und schließt mit dem in seiner Bildlichkeit kühnen Satze: „Reiter und Pferde verschwanden," (in den Staubwolken nämlich), „bis Stillstand beim Ziele sie wieder erschuf," (weil sich nämlich nun der Staub wieder legte). Und immer noch steigert er die Kühnheit, wenn er bei einer gefahrvollen Ersteigung die vorher schwerlich jemals verwendete Metapher niederschreibt: „Wir benützten die Steigeisen, der Seele Blähungen (er meint die Angst) damit zu dämpfen und dem Fuße den Tritt zu sichern." In gewaltigen Kraftworten weiß er eine große That zu preisen, z. B. bei der Schilderung des Kampfes von Rittern und Bären: „Die Ritter wollten auch das Weite suchen; Todesangst hatte ihnen bereits das Mark zerronnen und die Haare steif empor gestreift; jedoch näher drangen die zottigen Ungeheuer auf die um Hilfe rufenden Schlachtbolden." Desgleichen bei der Betrachtung von Werken des Friedens, z. B. des Grazer Johanneums, über welches Provinzmuseum er sich vernehmen läßt: „Groß ist die Erwartung, größer wird sie bei Besichtigung des prächtigen, alle heimischen Merkwürdigkeiten einschließenden Palastes (in der Raubergasse), doch übertroffen wird sie beim Eintritt. Ich fühlte an meinem Pulse das zehnfache Entzücken, welches einen Kenner beim Durchwandern dieser Heiligtümer ergreifen und fesseln muß, maß diese Wonne mit jener der Stifter — und meine Feder verstummt!"

Die Naturschilderungen wimmeln selbstverständlich von exotischen Redeblüten und verzückten Wendungen. Nur wenige Beispiele davon: „Der versöhnte Mond kleidete sich in das

silberne Gewand des Friedens und half den Millionen Sternen Diamantenglanz verbreiten.“ — „Das von wohlthuender Nässe erfrischte Kolorit buntbeblumter Wiesen glänzte wie Sammet mit reichster Stickerei durchkünstelt.“ — „Die immer wachsame Mur durchlief die Stadt mit zunehmender Schnelligkeit, als wollte sie Versäumtes ereilen oder den Weg verkürzen. Geschäftige Schwalben umzogen sie neugierig, um eigene Schönheit im wässrigen Morgenspiegel zu schauen; erfreut ob schmeichelnder Empfindung, zollten sie singend dem Schöpfer freudigen Dank.“ — „Von des schwarzen Domes zugespitztem Marmorturme schallet vielglockiger Ton echovermehret herüber, er scheinet ein Fest zu verkünden, ob Trauer, ob Lust zur Sprache ihn rief? — es sammeln sich Bewohner des Marktes.“ In solchen Fällen nimmt er oft auch zur Mythologie seine Zuflucht, obgleich er einige alte Götter nicht recht genau zu kennen scheint, da er z. B. Pluto immer Plutus nennt. Da heißt es dann bei einem Wasserfall: „Kühler atmet die Luft beim hitzigen Krieg der Tritonen,“ was noch dazu ein vollständiger Hexameter ist, oder: „Mit dem Steigen und Sinken des Wegs, mit der Faunen und Dryaden schnellem Wechsel, und mit des Plutus und Neptuns ernsteren Stellen, harmoniert das Gemüt des reisenden Fremdlings.“ Gelegentlich erscheint „der haardurchwirbelte Boreas“, „Zevs“ mit „v“ muß herbei und der Gastwirt muß sich „Knecht des Lyäus“ titulieren lassen. Mit besonderem Vergnügen endlich symbolisiert er die Landschaft und flüstert ihr allerlei menschliche Empfindungen ein: „Nun betrat ich den Nadel-

wald, dessen finsteres Haupt hie und da ein kahler Fels überragte; schauerlich predigte darin, ungesehen von mir und der Welt, ein gewaltig erzürnter Bach Verderben dem zerknirschten Thale. Die mächtigen Stämme schienen erbost über den Unversöhnlichen und schlugen mit den Wipfeln drohenden Takt, um Gegenkraft ihm zu zeigen; der Felsgrund zitterte, zerbröckeln konnte der Berg." — „Gräßlicher zusehends wirkte der Strom, die Wut färbte ihn gelb und braun, er kannte sich nicht mehr." — „Feierlich und rein, wie der Gott, der sie schuf, stehen diese Himmelspyramiden in vielfach sie schmückenden Formen, als Muster erhabener Bilder, ohne nach Würde zu geizen. Ihrer Größe bewußt, verschmähen sie den Einfluß auf kleinliche Welt, heben das Haupt zu den Sternen, den Willen des Schöpfers zu lesen, und glorreich den jüngeren Brüdern zu spenden."

„Romantisch" und „pittoresk", das sind übrigens die zwei Haupterfordernisse, welche Kyselak an eine Landschaft stellt. Ganz im Geschmacke Salvator Rosas und seiner bis in die Almanache unseres Jahrhunderts herüberspukenden, weil durch Byron wirksam belebten Räuberromantik. Romantisch! Pittoresk! Ein Drittes giebt es nicht. Friedlicher Anmut gewinnt er keinen Geschmack ab, der Wörther-See z. B. ist ihm „nicht preiswürdig". Desto mehr bewundert er eine richtige Schloßruine. Da kann er sich gar nicht fassen und er klagt rührend, wie „das mürbe Skelet über die Strenge des letzten Jahrhunderts trauert", oder wie „so ein alter Krüppel, welcher in seiner Mann-

heit einem ganzen Geschwader wütender Muselmänner widerstanden, doppelt wehmütiges Mitleiden erregt", oder wie die Bauern „die brauchbaren Bausteine vom Denkmale der einstigen Kraft und männlichen Entschlossenheit zu engbeschränkten gemeinen Häusern in demütiger Ebene benützen". „Daß so etwas sich verdunkeln kann!" ruft er dann aus und sein Duna heult dazu vor welthistorischem Schmerz.

Doch ich nehme Abschied von dem seltsamen Buche des seltsamen Menschen. Am Schlusse des Werkes eröffnet er noch folgende Aussicht: „Werden diese Blätter, als erster Anflug meiner litterarischen Lieferung, günstig aufgenommen, so will ich, da ich seitdem so glücklich war, Ungarn, Italien, die Schweiz, Württemberg, Preußen, Sachsen, ganz Böhmen und Mähren, auf den nicht gewöhnlichen und bekanntesten Straßen überall zu Fuße zu bereisen, und mir diese herrlichst sich wechselnden Länder, die feurigsten Fundgruben zu Bemerkungen und Ansichten enthüllten, mit Beseitigung aller Gebrechen, noch einige Bändchen, und dazu meine Besteigung des Dachssteins, als ein in naturhistorischer Rücksicht gewiß bedeutendes Unternehmen, dem Drucke unterlegen. Nur vier Männern ist's gelungen, seine Eiskletscher das erstemal seit ihrer Geburt zu betreten. Die drei schlichten Gebirgsbewohner würden ihre Bemerkungen zu Grabe tragen, ich aber, mit einem von diesen das Wagestück versuchend, beschloß auch den beiden Früheren das Denkmal zu setzen. Und so seien ich und meine Zeilen einer aufmunternden Huld empfohlen! — Wien, am 20. Mai 1829. Kyselak".

Es ist leider nicht so weit gekommen. Der Rastlose ist zu früher Rast gelangt und hat viel zu bald aufgehört „Ölbuchstaben“ zu malen. Aber sein Andenken lebt, und wo irgend im „Erbkaisertum“ eine Felswand oder alte Mauer steht, ohne seinen großen Namen zu zeigen, seufzt der Wanderer, so tief er irgend kann: „Kyselak, wo bist du?“



Charles A. Kesselmeyer Esq.

(1880.)

Ich schreibe diese Zeilen unbedeckten Hauptes und rufe auch meinen Lesern zu: Den Hut ab vor Charles A. Kesselmeyer Esq.!

Denn Charles A. Kesselmeyer Esq. ist einer der größten Männer unserer Zeit. Er ist der erste Weltmann der Gegenwart, oder vielmehr der Welt-Mann, der Welt-Mensch par excellence. Und doch kennen seinen Namen höchstens ein paar Buchhändler, aber auch von diesen mögen nur wenige eines seiner Bücher je in der Hand gehabt haben.

Eines der langweiligsten Bücher der Weltlitteratur ist ohne Widerrede Schulz' allgemeines Adreßbuch für den deutschen Buchhandel. Tausend Seiten voll Buchhändlerfirmen können unmöglich unterhaltend sein. Aber nicht umsonst sagt einer der sieben Weisen: „Bitte alles zu lesen." Ich las Schulz' allgemeines Adreßbuch für den deutschen Buchhandel und fand darin eine merkwürdige Seite über Charles A. Kesselmeyer Esq., 1. Peter-Street, Manchester, England. Ich las und las mit wachsendem Erstaunen:

„Zur Zeit des Winter-Solstitiums des Jahres 1878 der Dionysischen Welt-Aera erhebe ich im Vertrauen auf Gottes allmächtigen Beistand laut Phil. IV. 13. die noch zusammengerollte Welt-Fahne der wissenschaftlichen Welt-Reform, welche später den vollständigen Sturz des unvollkommenen arabischen Zahlen- und des darauf basierenden französischen Dezimal-Systems zur Folge haben muß und begründe hiemit, zunächst theoretisch, mit Anno 1111 nach Christi Geburt oder Anno 11111 der Welt-Erschaffung die wissenschaftliche Welt-Aera des Welt-Vereins der Neu-Zeit und Welt-Zeit."

Holla, rief ich, das ist mein Mann! Schon auf der Schulbank war ich ein abgesagter Feind der arabischen Zahlen; ich haßte diese Semiten wie den Tod. Und was das französische Dezimal-System anbelangt, fand ich darin jenes „langweilige Genre", welches nach dem klugen Boileau unter allen Genres das einzig schlechte ist. Wie oft hatte ich es gerufen: Nieder mit den arabischen Zahlen! Aber meine schwache Stimme wurde übertönt von dem einförmigen Zweimal-Zwei des Professors der Mathematik, dieses alten, verrotteten, verschimmelten Zahlendespotismus, der das freie Menschenhirn zum Rechenknecht macht und dessen Inhaber beim Examen zu Falle bringt. Und nun stieß ich — ach, etwas zu spät — auf einen so mächtigen Verbündeten, wie Charles A. Kesselmeyer Esq.

In freudiger Erregung las ich weiter. Welch ein Mann! Er geht hin und entdeckt „die Natur- oder Welt-Zahlen und das darauf basierende Welt-Meter, welches Raum

und Zeit zugleich dezimal mißt." Am Genfer See, dort wo Julius Cäsar einst die Colonia Julia Equestris gegründet hatte, also auf klassischem Boden, wie der treffliche Mann an anderem Orte bemerkt, entdeckte er am 29. Juli 1878 das Welt-Meter. Eben damals fand, wie er besonders anmerkt, eine leider nur in Amerika sichtbare totale Sonnenfinsternis im Zeichen des Löwen statt. Wie sollte sie auch nicht? In dem Augenblicke, wo ein so helles, neues Licht über dem Erdball aufging, durfte die plötzlich entbehrlich gewordene Sonne sich wohl verfinstern. Weiter fand ich auf besagter Seite des allgemeinen Adreßbuches folgende Notizen:

„Der Entdecker sucht in jeder Stadt Spezial-Vertreter und durch diese Abonnenten auf das von ihm begründete Welt-Unternehmen. Jeder Abonnent bezahlt monatlich einen Welt-Shilling und erhält dafür als Quittung ein Welt-Diplom von stetig wachsendem Wert, das verkäuflich und erblich ist. Diese regelmäßigen volleingezahlten Welt-Diplome sollen, sobald Kesselmeyers Welt-Zahlensystem offiziell eingeführt ist, nach und nach aus den Zinsen des kapitalisiert angelegten Welt-Fonds zurückgezahlt werden . . . Wer mir 144 Welt-Diplome plaziert, erhält eine vorzügliche goldene Welt-Sekundenuhr, bürgerliche und astronomische, gegenwärtige Zeit und Neu- und Welt-Zeit angebend, auf der einen Seite „In hoc signo vinces", auf der andern „Veni vidi vici" als Motto zeigend."

Ich muß gestehen, daß mir diese Dinge zu denken gaben. Ich verstehe zwar nichts von Kalenderwesen und

Kalenderreform, aber dieser Kalender-Luther mit seiner revolutionären Kühnheit, seiner rücksichtslosen Zuversicht imponierte mir. Unwillkürlich blickte ich nach dem Kurszettel, ob ich unter den lumpigen Kreditaktien und nicht der Rede werten „Nordbahn“ nicht bereits die volleingezahlten, verkäuflichen und erblichen Welt-Diplome notiert sähe, und so oft ich auf meine Taschenuhr blickte, verachtete ich sie, denn was ist sie gegen eine goldene Welt-Sekundenuhr mit Neu- und Welt-Zeit?

Mittlerweile verging ein Jahr. Begierig schlug ich den neuen Band von Schulz' allgemeinem Adreßbuch für den deutschen Buchhandel auf. Welche Fortschritte mögen die Kesselmeyerschen Ideen seither gemacht haben! Und siehe da, meine Erwartungen waren nicht getäuscht. Breiter und sicherer trat Charles A. Kesselmeyer Esq. nunmehr auf. Die Gliederung seines Reiches hatte sich überraschend entwickelt. Es heißt jetzt „Das wissenschaftliche Welt-Reich der Neu-Zeit“ (Universal Decimal Empire), dessen Zentrum sich zu Manchester, 1 Peter-Street, befindet. Es ist gegründet am 1. Mai 1876 und erweitert am 30. Juni 1879 (anno 1111 der Neu-Zeit). Das Oberhaupt nennt sich „Präsident des Welt-Vereins“ und seine Vertreter führen den Titel „Welt-Präfekten“. Um allen Zweifeln von vornherein den Boden zu benehmen, spricht er ein- für allemal den Welt-Satz aus: „Das Welt-Metersystem ist unfehlbar ex cathedra!“ Diesen Satz wird gewiß niemand zu bestreiten wagen. Auch das Welt-Finanzsystem hat konkretere Formen gewonnen. Der Präsident gewährt 25 Prozent

Diskont für alle einkassierten Beiträge und 25 Prozent Rabatt für die verkauften Verlagswerke. Der Minimal-Jahresbeitrag beträgt „1 Silberling oder Monats-Welt-Kalendermünze, d. i. 1/2 amerik. Dollar, 1 österr. Silbergulden, 2 Shillings oder Mark, 2 1/2 Francs.“ Dabei ist jedoch bemerkt: „Wohlhabende Welt-Abonnenten werden aber recht dringend gebeten, ein Mehrfaches dieses Minimalbeitrages zu entrichten, da die Durchführung dieses gewaltigen Unternehmens selbstverständlich mit sehr großen Kosten verbunden ist.“ Überhaupt bietet der Präsident des Welt-Vereins seinen Zeitgenossen alle erdenklichen Erleichterungen hinsichtlich der Form ihrer Beiträge zum großen Zwecke. Er bittet z. B. alle Beschützer und Förderer der Wissenschaften, den Begründer der Neu-Zeit durch Geldschenkungen oder Legate, oder sonstwie in seinen Bestrebungen zu unterstützen und Werke für die zu bildende Welt-Bibliothek abzuliefern.“ Man kann auch „Ehren-Mitbegründer der Neu-Zeit“ werden, sofern man „pro Jahr 1 Welt-d'or = 10 Welt-Silberling = 6 Dollars = 12 Gulden Silber = 24 Shillings oder Mark = 30 Francs“ bezahlt, wofür man „alle Publikationen des Welt-Reiches der Neu-Zeit, soweit Vorrat und Mittel reichen,“ erhält. Das nunmehr mit „10 Weltd'or = 144 Gulden Silber“ angesetzte Welt-Diplom, welches „als Muster der zukünftigen Welt-Rentenpapiere dienen soll“, berechtigt „zum allmählichen Empfang folgender großartiger Welt-Publikationen: 1. Die Magna Charta oder Welt-Karte des Welt-Reichs der Neu-Zeit in 200 Sektionen im Maßstab 1 : 1 000 000 Welt-

Meter; 2. die Ephemeriden der Neu-Zeit; 3. das Welt-Tagebuch im Welt-Kalender; 4. alle Welt-Instrumente, z. B. Welt-Chronometer, Welt-Barometer, Welt-Thermometer, Welt-Meter, Welt-Maße u. s. w." Ich weiß nicht, ob diese Art von Coupons nach den jetzt herrschenden Begriffen gerade die geeignetste ist, dem „zukünftigen Welt-Rentenpapiere" die Konkurrenz mit der ungarischen Goldrente und anderen vergänglichen Modewerten, die ich nicht geschenkt haben möchte, zu ermöglichen; einstweilen konstatiert der Prospekt von 1880 (1112 der Neu-Zeit) das Vorhandensein von 216 „Mitbegründern der Neu-Zeit"; ob auch Welt-Diplome zu 10 Weltd'or = 144 Silbergulden schon verkauft sind, ist nirgends angegeben, — hoffentlich ist auch dies der Fall.

Durch all dies wurde mein Interesse für Charles A. Kesselmeyer Esq. noch gesteigert. Ich beschloß ihm als Interviewer zu schreiben. „Charles A. Kesselmeyer Esq.", schrieb ich ihm also, „sagen Sie mir ums Himmels willen: wie sind Sie auf das alles verfallen? wo haben Sie Ihre Ideen her? was denken Sie sich eigentlich dabei?" Er war so freundlich, mir in einem langen, eingehenden Briefe zu antworten, dem er zwei gedruckte Blätter beilegte. Das eine ist eine Art Manifest, welches noch tiefere Blicke in die Organisation des neuen Reiches gestattet. Es zeigt das Motto: „L'empire sur soi-même, c'est la paix!" und darunter das Welt-Motto: „In hoc signo vinces." Das Reich heißt nunmehr „das christliche und wissenschaftliche Welt-Reich der Neu-Zeit", sein Begriff ist also durch die

Betonung der Christlichkeit vervollkommnet worden. Es gliedert sich in fünf Bezirke, oder es tritt vielmehr unter fünf Gestalten zu Tage, und zwar: 1. als Welt-Kirchen-Staat (Glaubensfreiheit und Welt-Frieden), 2. Welt-Rechts-Staat (Welt-Recht und Völkerrecht), 3. Welt-Meter-Staat (Harmonie der Sphären auf Grundlage des Welt-Meter-Systems), 4. Welt-Wohlfahrts-Staat (Sonntagsruhe und Gesundheitspflege) und 5. Welt-Handels-Staat (Handelsfreiheit und Staatsschuldenabzahlung). Das Oberhaupt nennt sich in diesem Manifeste bereits „Carolus semper Augustus" welche ganz kaiserliche Formel aus seinen beiden Taufnamen Karl und August sinnreich genug hergeleitet ist. Um indes bei den Monarchen und politischen Behörden damit keinen Anstoß zu erregen, beeilt sich Carolus semper Augustus hervorzuheben, daß er „das von ihm begründete internationale christlich-wissenschaftliche Welt-Reich der Neu-Zeit auf rein buchhändlerischem Wege erstrebt, durch Abonnenten und Korrespondenten, durch Haltenlassen von Vorträgen und Ausschreiben von Welt-Preisen, die Einführung des Welt-Meter-Systems, durch welche die Einheit zwischen Welt-Karte, Welt-Uhr, Welt-Kalender, Welt-Kalender-Münze, Welt-Trigonometrie, Welt-Maße, Welt-Musik etc. erreicht wird." Und zu noch mehrerer Sicherheit, damit nicht etwa ängstliche Czaren, mißtrauische Republiken und morsche Sultane sich durch Charles A. Kesselmeyer Esq. in ihrer Existenz bedroht fühlen, fügt er die ausdrückliche Erklärung bei: „Auf politischem Gebiete proklamiert das Welt-Reich von Augustus den status quo,

da es sich nur mit großen internationalen Welt-Fragen beschäftigt und die Krönung des wissenschaftlichen Welt-Gebäudes erstrebt." Also nur Sturz des arabischen Zahlensystems, des unnatürlichen französischen Dezimal- und Metersystems und des Kalenders Gregors XIII., dafür aber „ein Dezimal-System, welches das Welt-Meter ergiebt, den Äquator in 10 Millionen Teile und den halben Tag in 10000 Sekunden teilt, welches den 100tägigen Handelskalender und das absolut-richtige mittlere Sonnenjahr, das Planeten-Rotations-Gesetz und die Dezimal-Anatomie 2c. liefert." Die „Welt-Quittung" über 3 Gulden, welche von diesem Manifest abzutrennen ist, hat mich nicht im mindesten gestört.

Das zweite Druckblatt ist ein illustrierter Prospekt über das „Calendarium perpetuum mobile" (Preis 1000 Mark) und das Kesselmeyersche Kalender-Reform-Projekt, datiert Dresden 18. Juni 1878, und ist „am Jahrestage von Belle-Alliance 1815 Juni, 18. Juni 1853 der geneigten Beachtung der zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten Albert und Karola versammelten Repräsentanten der sieben Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Italien, Österreich, Rußland und Türkei" empfohlen.

Der sieben Quartseiten lange, eigenhändige Brief des merkwürdigen Reformers wird mir stets ein wertes Dokument bleiben. Er enthält eine Tragödie, oder einen Roman, vermutlich aber hat er mich mystifiziert. Es soll die Liebe sein, welche Charles A. Kesselmeyer Esq. zum Kalender-

Reformator gemacht hat. Unglückliche Liebe! Wir leben doch in einer tiefprosaischen Zeit. Wenn sonst einer unglücklich liebte, wurde er wohl Dichter, jetzt reformiert er den Kalender. Einige Stellen des Briefes, in denen ich die näheren Bezeichnungen durch Sterne ersetze, mögen diese Verwandlung anschaulich machen.

„Hören Sie und staunen Sie!“ schreibt mein Korrespondent. „Ich bin am 2. September d. J. (1880) 36 Jahre alt gewesen und werden Sie wohl vermuten: glücklicher Gatte und Familienvater. Dem ist leider aber nicht so, und an wem die Schuld? Sicherlich nicht an mir, denn ich wollte nach vollendetem 24. Jahre, nach dreijähriger Prüfung meines geliebten Objektes, heiraten. Da trat mir das Geschick in Form eines *** entgegen, der mir *** und doch — man sollte es kaum glauben — drei Jahre nachher, während meiner Abwesenheit auf die Hochzeit meiner teuern E*** „mit einem Andern“ ging. Da rief ich Gott zum Zeugen meiner Qual an und gelobte feierlichst jede persönliche Rache (die mich ja selbstverständlich nur ins Unglück stürzen würde) aufzugeben, wenn Er mir jenes Maß offenbaren würde, welches Raum und Zeit zugleich mißt. Mit einem Wort, ich gelobte den Sturz einer Ära herbeizubringen, welche einen solchen Menschen hervorgebracht hatte, die arabische Ära, die zehn gehörnte apokalyptische Ungeheuer bei den zehn Hörnern zu packen und mit herkulischer Kraft in den Orkus — die Nacht der Vergangenheit zu stürzen und wie Cäsar eine neue Ära zu gründen. — Um mich allseitig um diesen (sic!) erhabenen

Beruf auszubilden, beschloß ich auch alle die von Salomo begangenen Fehler zu vermeiden und wie bisher ein streng-sittliches Leben zu führen, um einstens in einem heroischen „Schauspiel in 5 Akten“ (eventuell Trilogie) der Welt mein Leben zum Besten zu geben und den Trumpf „Carolus semper Augustus, Pontifex Maximus Scientificus“ und die Ritter des Geistes auszuspielen. Und Demjenigen, der dann die jämmerliche Rolle eines „gefühllosen ***“ spielt, sage ich einstens: „Das war der Dank des Hauses Kesselmeyer für ein sittenreines Leben, daß du ihm ***, wenn er Diejenige freien will, die seiner Wahl würdig war, dann auf ihre Hochzeit gehst und endlich während zwölf Jahren ihn so knapp hältst, daß er nicht heiraten kann u. s. w. Zum Brutus dieser arabischen Ära will ich werden und Derjenigen, die mich für den damals Meistbietenden aufgab, zeigen, wer der Meistbietende nun ist. — Probatum est! — Ja sie soll noch vor der ganzen Welt als C*** non semper Augusta, das wandelbare „Osterkind“ bekannt werden. Und so will ich denn als Begründer des wissenschaftlichen Weltreiches der Neuzeit, als „Beherrscher der Geister“ auftreten und Carola semper Augusta, 10 = 12, Kaiserin der Zahlen, zum Altar der Neu-Zeit führen und mit ihr die wissenschaftliche Welt-Familie gründen. Und so wechselte denn Beten mit Forschen ab, Thränen des Kummers mit Thränen der Freude über Erhörung meiner Welt-Gebete. Ich bezwing' euch alle, rief ich in der Nacht meiner Einsamkeit aus; ihr sollt alle noch an Carolus semper Augustus denken und euch vor dem ihm verliehenen „Szepter der

Neu-Zeit" beugen. Das, mein lieber Herr H., ist der innere Entwickelungsgang meiner Ideen!"

Charles A. Kesselmeyer Esq. schildert hierauf in Kürze den Gang seiner Forschungen, was er durch kleine Zeichnungen unterstützt. Endlich fand er, was er suchte. „Die Zeit war vom kalendarischen Standpunkte mein eigen. Da verfiel ich in Grübeleien in Bezug auf den Raum bei Gelegenheit der Aufstellung einer neuen passenden Weltkarte und siehe da, das

Zeit und Raum
verbindende
Welt-Meter,

welches ich unter Thränen gesucht, präsentiert sich meinem „verklärten" Geiste. Nun kann ich sagen:

Mit diesem Schwert zum Streite,
Zu strafen schwere Schuld,
Ein jeder sich bereite,
Ihn lohn' des Himmels Huld!

(Der Autor dieses vom Italienischen von mir ins Deutsche übersetzten Gedichtes ist an einem 6. Juli, Geburtstag Julius Cäsars, geboren.) Nun läßt sich alles naturgemäß und dezimal herstellen." U. s. w.

Über die Zukunft seines Systems äußert er sich sehr zuversichtlich. „Die arabische Ära und das französische Meter-System kann sich nunmehr auf die Dauer nicht halten," sagt er. Zu meiner näheren Orientierung empfiehlt er mir acht seiner Schriften und gedenkt dann mit mir zusammen „einen tüchtigen Schachzug gegen die arabische

Ära in Wien zu unternehmen.“ Aber — „wir treiben rein wissenschaftliche Welt-Studien, denn im Welt-Reich der Neu-Zeit wird jeder einzelne Staat als Mitglied der Welt-Familie betrachtet und regiert sich sebst politisch. Nur wünsche ich ein absolut-richtiges wissenschaftliches Welt-System um alle Staaten zu schlingen.

In necessariis unitas,
In dubiis libertas,
In omnibus caritas.

Und während meine ungetreue Braut eine Alltagsfamilie auf verräterischem Wege zusammengebiert, legt Carolus semper Augustus den Grundstein des wissenschaftlichen Millenniums der harmonisch-wissenschaftlichen Welt-Familie und wird sich einstens in der That das Verdienst eines pater patriae erwerben. Die Stunde der Vergeltung naht:

Bald wird sich zeigen,
Wer sich muß neigen,
Bartolo, Figaro,
Ich oder Er!

(Figaros Hochzeit.)

Die arabische Ära fordere ich auf zum Zweikampf auf Leben und auf Tod, bis es heißt: Ich kam, ich sah, ich siegte!“

Damit schließt der merkwürdige Brief.

Mir fehlt es leider sowohl an den nötigen Weltd'ors und Welt-Shillingen, als auch an den kalendarischen Fachkenntnissen, um Charles A. Kesselmeyer Esq. in seinem

schönen Kampf gegen die Araber und Franzosen zu unterstützen. Aber die Presse ist mächtig und dieser Aufsatz mag mein Scherflein zum „Welt-Fonds" sein, das vielleicht in der öffentlichen Meinung segensreich fortwuchern wird.





